

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses
Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum
Band: 1 (1869-1871)

Teilband

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde. INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 1.

ZÜRICH.

MERZ 1869.

INHALT: 1. Gegenstände aus dem Pfahlbau von Estavayer, Cant. Freiburg. F. K. — 2. Pierres dites de St-Germain de Grandval, par A. Quiquerez. — 3. Refugium unweit Mülheim im Cant. Thurgau. F. K. — 4. Explications pour accompagner la carte de la Suisse sous la domination romaine, par Rastieux. — 5. Mosaïque des lutteurs découverte à Avenches, en Novembre 1868, aux Couches-Dessus, par Caspari. — 6. Säule bei Dachslern. F. K. — 7. Elfenbeinrund der antiquarischen Sammlung zu Zürich. C. Bursian. — 8. Die Heidenhäuschen im Muotathal, Ct. Schwyz. D. C. Gemsch. — 9. Die Heidenhütchen im Mühlenbachthal, Cant Glarus. F. K. — 10. Die Letzinen oder Landwehren. A. Nüscher. — 11. Der Überlinger Bracteaten-Fund. Dr. H. Meyer. — Der Freiburger Bracteaten-Fund. B. v. Pfaffenhofen. — 12. Von dem Chor der Oetenbacher-Kirche. R. Rahn. — 13. Schalltöpfe. E. Haller. — 14. Kohlen und Asche in Gräbern. K. H. Walder.

1.

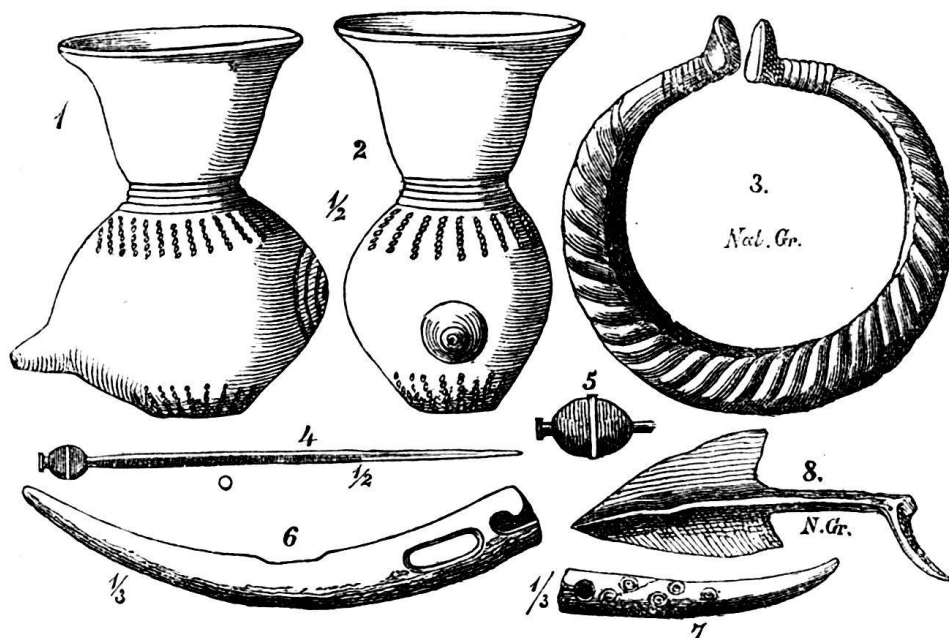
Gegenstände aus dem Pfahlbau von Estavayer, Cant. Freiburg.

Dank dem aufopfernden Fleisse der Alterthumsforscher ist gegenwärtig die Erscheinung der Pfahlbauten in ihren Hauptzügen bekannt und es ist nicht zu erwarten, dass das Bild, das wir uns von diesen Behausungen und ihren Insassen machen, durch neue Entdeckungen eine wesentliche Veränderung erleide. Wohl aber vermehrt sich mit jedem Jahre die Zahl der Wohnsitze und jede bedeutendere Nachgrabung bringt Gegenstände an's Licht, welche unsere Kenntnisse der Industrie und der Gewohnheiten dieses Geschlechtes bereichern oder die durch die Fremdartigkeit ihrer Form uns überraschen und sich in vielen Fällen dem richtigen Verständniss ihrer Bestimmung entziehen. In die Reihe dieser Dinge gehören eine Anzahl Gegenstände, die in dem Pfahlbau zu Estavayer, Canton Freiburg, zum Vorschein gekommen sind, und deren Mittheilung wir der Güte des Herrn Professor Grangier in Freiburg, in dessen Besitz sich dieselben befinden, verdanken. Der Gegenstand, Seite 2, Fig. 1 ist der erste dieser Art, der den Pfahlbauten entnommen wurde, und geeignet, uns einen Einblick in das häusliche Leben und die Pflege der Kinder zu gewähren. Es ist ein becherartiges Gefäss mit einem Ausgussröhrchen in der untern Hälfte, aus schwärzlichem Thon und, obgleich mit Ornamenten versehen, ohne alle Kunst gemacht. Dass es zum Stillen von kleinen Kindern bestimmt war, ist keinem Zweifel unterworfen. Es schliesst sich somit an die Löffelchen und kleinen Geräthschaften an, die als Spielzeug betrachtet werden und die Zärtlichkeit der Pfahlbaufrauen für ihre Kinder uns veranschaulichen.

Fig. 6 ist der Zinken eines Hirschgeweihes an zwei Stellen, in entgegengesetzter Richtung von grossen ovalen Oeffnungen durchbrochen und am untern aus-



gehöhlten Ende mit einem kleinen Loch zum Befestigen des Geräthes an eine Handhabe mittelst eines Nietnagels versehen. Der Gebrauch dieses Werkzeuges sowie des unter Fig. 7 abgebildeten ist nicht leicht zu denken. Das letztere, eben-



falls aus einem Hirschgehörnzinken gemacht, hat keine seitlichen Oeffnungen, ist ebenfalls zum Anstecken an einen Stiel bestimmt und mit eingekritzten Ringornamenten bedeckt. Fig. 4 ist ein Schmuckgegenstand, eine bronzene Kleidernadel, mit einem Knöpfchen aus Hirschhorn, das aus zwei Halbkugeln besteht, die durch ein Scheibchen von Silber, Fig. 5, getrennt werden. Bekanntlich ist Silber in den Pfahlbauten eine seltene Erscheinung.

Fig. 8 eine Pfeilspitze aus Bronze, ohne Zweifel für das Harpuniren von Fischen bestimmt. Die Befestigung des Geräthes an den Schaft fand so statt, dass in das gespaltene Ende des letztern die Wurzel des Pfeiles eingeklemmt und mit Schnüren umwunden wurde. Der vorspringende Sporn diente als Widerhaken.

Fig. 3 einer der bekannten, auf der äussern Seite gerippten und in zwei breite Füsse sich endigenden Hohlringe aus Bronze, der wegen seiner geringen Grösse bemerkenswerth ist und nicht einmal dem Handgelenk eines Kindes angepasst werden konnte.

F. K.

2.

Pierres dites de St-Germain de Grandval.

Nous avons déjà signalé ces pierres à bassin dans notre ouvrage sur les monuments de l'époque celtique et romaine, page 169 et suivantes. Mais comme il n'y en reste plus qu'une et qu'elle pourrait bien disparaître comme ses deux sœurs, nous croyons intéressant d'en conserver le dessin et le souvenir. Ainsi que dans le département de la Haute-Loire les pierres à bassins sont en général consacrées à St-Martin, de même dans le Jura, il y en avait trois portant le nom de St-Germain,

ce premier abbé de Grandval mis à mort par les soldats, à demi payens d'Atticus, duc d'Alsace, dans la seconde moitié du 7^me siècle. Deux de ces pierres, l'une devant le parvis de l'église de Grandval et l'autre au bord de la Byrse, près de la voie celto-romaine, passaient pour être les priedieux du vénérable abbé et chacune portait deux cavités regardées comme l'effet du ramolissement de la roche sous les genoux du Saint homme. La tradition ajoutait qu'il suffisait de s'y agenouiller pour être guéri des rhumatismes. La troisième de ces roches existe encore dans le cimetière abandonné qui environne l'ancienne église de Courrendelin, cette capella du 9^me siècle, dont on reconnaît encore quelques débris. Nous avons dit dans l'ouvrage précité que le mur de ce cimetière offrait une construction inusitée dans le pays étant bâti avec des cailloux, au lieu de moëllons, et lié par un ciment formé de chaux, de sable de rivière et de tuiles pilées comme pour le ciment romain; soit que les murs datent de cette époque, soit qu'ils soient une imitation du mode de bâtisse des Romains, dont l'église de Grandval, du 7^me siècle, offrait tant de réminiscences. La roche dite de St-Germain est un bloc presque informe, dont un bout a été cassé dans des tems récents. Sur sa surface la plus large on remarque deux cavités contigues, d'environ 3 pouces de profondeur que la tradition attribue à un ramolissement du rocher, lorsque St-Germain en fit usage comme d'un siège. Aussi cette chaise antique passe-t-elle pour guérir les maux de reins, quand on s'y assoie avec la foi nécessaire. (Voir Tab. I, Fig. 6.)

Il faut bien que cette roche qui n'offre rien de remarquable que ces bassins, ait joui d'une grande vénération pour avoir échappée au marteau des maçons durant tant de siècles. Nous sommes persuadés que c'est elle qui a motivé la bâtisse d'une église chrétienne en ce lieu pour effacer le culte du paganisme et détruire les sacrifices qu'on faisait sur cet autel antique.

Dans les murs de la vieille église on reconnaît une des fenêtres de la capella des tems mérovingiens; elle était très-petite et à plein-cintre, derrière le grand autel, selon l'usage qu'on voyait encore naguère à l'église abbatiale de Grandval, et une église voisine de Chalière et du village de Grandval, toutes de la même époque. Cette petitesse des fenêtres provenait de la rareté du verre.

A. QUIQUEREZ.

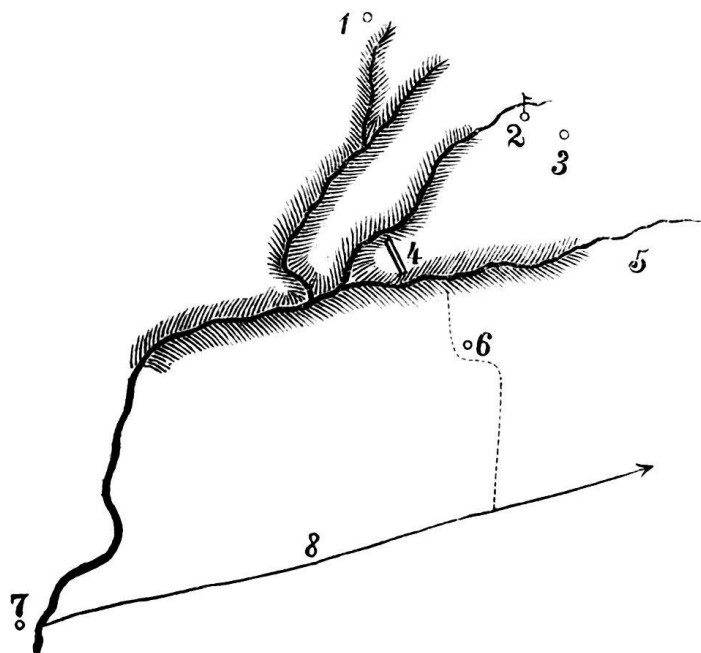
3.

Refugium unweit Mülheim im Cant. Thurgau.

(Auszug aus einem Schreiben d. d. 3. Dec. 1868 des Herrn Dekan Pupikofer.)

„Sie haben sich wiederholt nach Refugien, die im Canton Thurgau zu finden sein möchten, erkundigt. Ich bin vor Kurzem so glücklich gewesen, ein solches zu entdecken, wie Sie aus beiliegender Zeichnung ansehen können. Dasselbe befindet sich im Parke des Herrn Trehern und kann nur mit Erlaubniss des Herrn Verwalters oder Gutsherrn besichtigt und vermessen werden. Ich besah dasselbe mit Herrn Professor Christinger und konnte nur ein Paar Viertelstunden auf die Untersuchung desselben verwenden, die durch das wilde Gestrüppe sehr erschwert wird. Es ist kein Zweifel, dass Herr Trehern aus dem Situationsplane seines Gutes das betreffende Stück copialiter mitzutheilen die Gefälligkeit haben würde.“

Die Schlucht, in welcher die Tobel von Raperswilen, Mülberg und Hinter-Homburg zusammenlaufen, mag 200—250' tief sein. Quer über dem Erdrücken zwischen dem Raperswiler- und Mülberger Tobel ist die Schanze gezogen, die etwa 300' lang und 20' hoch auf beiden Seiten von einem längs ihr hinlaufenden Graben begleitet und den Eintritt in den abgeschlossenen Raum wehrt. Die Arbeiter, welche an den Enden der Schanzen Wege durchzubrechen hatten, bezeugen, dass der Körper der Schanze durchaus aus aufgeschütteter Erde bestehe.



1. Hinter Homburg. 2. Schlossbuck. 3. Mülberg. 4. Refugium. 5. Raperswilen. 6. Ilhard. 7. Mülheim 8. Strasse nach Constanz.

Dieses Refugium ist seiner Anlage nach sehr ähnlich dem Refugium zu Stäfa, Teufels Obertilli genannt, und dem Chatelard de Cormondrèche. (Siehe helvetische Denkmäler von Dr. F. Keller (1869 S. 28 und 31). F. K.

4.

Explications pour accompagner la carte de la Suisse sous la domination romaine,

qui sera dressée et publiée par M. le Dr. Keller et quelques autres archéologues.

I. Remarques générales.

Le canton a été occupé et plus ou moins colonisé par les Romains dans tous ses districts actuels, moins celui de la Singine, (Sense) où jusqu'ici, on n'a pas découvert une seule trace de leur passage. Les établissements se sont surtout répandus dans le pays inférieur, dans les contrées arrosées par la Broye et les lacs, soit les districts de la Broye et du lac. Ces établissements dont la plupart ont entièrement disparu à cause de la densité de la population et de l'ancienneté des villages, rayonnait surtout de quatre points: a) Aventicum, caput gentis; b) Paterniacum (Payerne) qui a certainement devancé comme bourgade la ville restaurée par

l'évêque Marius; c) Staviacum (Estavayer), dont le nom décomposé, indique la courbure de la route; d) Minnodunum (Moudon) et Bromagus (Promasens) deux stations éloignées de 6 milles et marquées sur l'itinéraire d'Antonin.

Dans la vallée de la Glâne, les ruines sont plus nombreuses et mieux conservées, sans présenter de grands centres; enfin, deux colonies assez considérables ont été isolées dans le haut pays (à 740—800 mètres) près de Riaz, district de la Gruyère et près de Praroman, district de la Sarine.

II. Routes et aqueduc des Romains.

La grande voie militaire venant du St-Bernard et tendant à Augusta Rauricorum, passait à Bossonnens, près d'Attalens et par les stations de Bromagus, Minnodunum et Aventicum; elle est tracée exactement sur la carte; on peut suivre les traces de quelques voies secondaires également tracées sur la carte: a) de Moudon dans la vallée de la Glâne; b) de Riaz à Mézières dans la direction de Romont; c) de Romont à Chattonnaie dans la direction de Payerne; d) d'Avenches, sous Domdidier dans la direction d'Estavayer; e) de Morat par Sugiez dans la direction de Noidenolx et Petenisca; f) de Chiètres ou Kerzers (ad carceres?), sur Muntschmir à travers le grand marais; g) d'Ependes à Marly, près de Fribourg. Dans le moyen-âge et peut-être auparavant, une autre route pavée fut construite de Riaz à Vuadens et de Vuadens à Gruyères. On trouve aussi sur cette carte le grand aqueduc romain qui partant du moulin de Prez, conduisait l'eau nécessaire à la partie centrale et inférieure d'Aventicum; il est visible à deux pieds sous terre, sur presque tout son parcours, ayant extérieurement une largeur de 3 pieds et une hauteur de 4 $\frac{1}{2}$, avec une ouverture centrale d'un pied cube revêtue de ciment et de pouzzolane.

III. Autres ruines.

1. *District du Lac*, au nord: a) A Chiètres (ad carceres) murs au Heidenweg; b) Oberried et Galmitz, monnaies, tuiles, débris de murs; c) Cournillens, près de Courtepin, une belle mosaïque déposée au musée de Fribourg; d) Misery (Miseri), près de Courtion, des sépultures trouvées dans la gravière, vieux murs près du château.

2. *Broye*. Tout a disparu par la culture et la construction des villages, excepté des constructions lacustres aux deux endroits indiqués et une villa dans une vigne à Châtillon, près de Lulli, étudiée par le régent de l'endroit et le professeur Grangier.

3. *Sarine*, au centre. Débris et monnaies trouvés, a) Perraulles; b) à Montcor près Fribourg; c) à Nonan, près Matran; d) à la Maison-neuve, près du lac de Seedorf; on fait des recherches dans ces deux endroits, où il y avait de riches villas; e) au confluent de la Sarine et de la Glâne, un camp de 5 à 600 hommes avec énorme fossé et rempart encore debout près du pont de la Glâne. (*Voyez* le rapport de Mr. Raffieux, à la société d'histoire de Fribourg.) f) De l'autre côté de la Sarine: 1) Ruines de deux villas aux Rapettes et à Chamassu près de Marly; 2) débris trouvés à Ependes dans le cimetière et la cure; 3) ruines considérables de 7 bâtiments au Mourret, près Praroman. Les ruines d'un temple et des bains, près de la villa de la Gravière n'ont pas encore été explorées. (*Voir à ce sujet* 2 rapports avec plans de Mr. Raffieux à la même société ci-dessus); 4) au-dessus du Mourret, à un quart de lieue, sur une colline couverte de chênes, un camp pour 300 hommes, hexagone, régulier avec remparts en terre, fossé, place de 6 tours, citerne,

entrée, route aboutissante. (*Voir à ce sujet 2 rapports avec plans de Monsieur Raffieux à la même société*); voir aussi au musée la pompe romaine de la citerne.

4. *Gruyères*. Grand centre de colonisation autour de Riaz et de Vuadens, au pied du Gibloux. *a)* Monticules de ruines à Tronchebélou et près de la chapelle de St-Anne, derrière Riaz; *b)* ruines d'un bain et divers objets sur le Dali entre Vuadens et Riaz; *c)* vigies romaines en ligne droite à Montbarry, près Gruyères, à la Motte, sous Vuadens, au dessus de Maules, dans le Gibloux; *d)* bloc erratique, près de la Serbache, entre La Roche et Pontlaville, dressé en dolmen, de 15 pieds de haut; *e)* grand tumulus à Malamolly (mala moles) près de Pontlaville; *f)* vestiges d'une vigie, appelée le vieux châlet, au dessus du pont de Tusy, en face de Pontlaville; *g)* débris de murs romains sous terre aux Passionnis, sous Romanens et à Rueyres, par où passait l'ancienne voie romaine de Riaz à Romont.

5. *Glâne*. *a)* Une inscription de temple, déposée au château de Middel et trouvée à Tormy-Petit; *b)* ruines souterraines sur la colline de la Chaux, à Villarimboud, une dalle à sacrifices dans un marais, au dit lieu; *c)* canal romain de fontaine en drains anciens près de l'école du même lieu; *d)* 3 tumuli celtes ouverts en 1860, et placés sur une ligne droite sur une colline entre Villarimboud et Chattonnaie; *e)* objets divers romains, trouvés sur le revers septentrional de la colline derrière Villarimboud; *f)* villa romaine avec cimetière exploité entre Leutigny et Tornay, près d'un petit lac desséché; plus bas l'emplacement où était la fabrique d'un potier, dans le champ appelé la blanche aux bœufs; *g)* tout autour de la tourbière de Leutigny, on trouve beaucoup de fers à mulets romains; *h)* à Autigny, une villa et des bains déjà explorés et recouverts; *i)* à Billens, sous le village, débris d'une villa; *k)* aux Glânes, près Romont, dans la propriété de Monsieur Brique, des débris d'une villa; *l)* à Mezières, près Romont (macéri), grand établissement des Romains, occupant un plateau de 200 pas, sous le château, la cure et les jardins; s'adresser à Monsieur le curé Chammartin; *m)* au dessus de Vauderens et du chemin de fer, une villa; *n)* au sud et près de Promasens, indubitablement le Bromagus de l'itinéraire d'Antonin, plusieurs monticules à ruines, ainsi qu'à Villargeaux et Ecublens, dans le voisinage. (*Voir le rapport de Mr. Raffieux à la société d'histoire.*)

6. *Veveyse*. Ce district n'offre rien qu'à son extrémité, 2 monceaux de ruines, près de Bossonens sur l'ancienne voie romaine, de Vibiscum à Bromagus.

Fribourg, Septembre 1868.

RAFFIEUX.

5.

Mosaïque des lutteurs découverte à Avenches, en Novembre 1868, aux Conches-Dessus, à gauche de la route des Combes.

Cette mosaïque de 5 mètres en longueur sur 4 mètres 50 centimètres en largeur était assez gravement endommagée par la charrue et par les racines d'un grand noyer qui l'avaient perforée en plus d'un endroit de part en part; en outre fortement inclinée et fendue au centre sur toute sa longueur par la chute sans doute de lourds matériaux.

Elle était encadrée par une quadruple bordure: la première entièrement noire; la seconde composée de carrés longs, noirs et blancs; la troisième également de

carrés noirs et blancs, mais différents des premiers; la quatrième était un cordon fait de filets jaunes, blancs, gris, verts, en torsade.

Le panneau central, le plus grand et le plus important par son sujet et la vivacité des personnages mesure 120 centimètres en carrés; il est entouré d'une large bordure noire sur fond blanc simulant des branches.

Ce panneau représente le combat d'Hercule et d'Antée. — Le géant de Lybie qui se vantait d'être un lutteur invincible, puisqu'il recevait au besoin de nouvelles forces de sa mère la Terre, a la figure large, bestiale et barbue; il porte une longue chevelure et plusieurs blessures seignantes. Hercule, entièrement nu, aux formes athlétiques, aux traits énergiques, porte la barbe et une légère couronne de feuilles de peuplier. On le voit soulever son dangereux adversaire qui se cramponne à lui, cherchant à l'étouffer dans ses bras.

A droite du vainqueur on remarque à terre une massue noueuse et un arc appuyé à un tronc d'arbre; à gauche le lion de Lybie.

Le panneau de gauche de 150 centimètres de longueur sur 50 centimètres de hauteur contient un sanglier pourchassé par un chien, celui de droite d'égale grandeur un chien chassant une biche.

Au dessus des lutteurs, dans un compartiment de 80 centimètres en carrés, se trouve un animal féroce assez difficile à déterminer qui dévore une proie; au dessus un lion saisissant un chevreau.

Les quatre coins de la mosaïque sont formés de panneaux carrés de 80 centimètres où se voient des bustes de jeunes femmes, peut-être des naïdes, qui toutes sont différemment coiffées. Deux de ces bustes étaient presque détruits par l'action répétée du soc de la charrue.

Une double bordure entourait les bustes, les panneaux des chasses et les compartiments des animaux féroces; la première se composait d'un assemblage de filets de différentes couleurs en torsade; la seconde était formée de cercles ovales de couleur jaune sur fond blanc.

CASPARI.

6.

Säule bei Dachslern.

In der Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz von Dr. F. Keller, (Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft, Bd. XV. Heft 3, Seite 89), findet sich unter Artikel Dachslern bei Niederweningen, Canton Zürich, folgende Angabe:

„Ueberreste einer ausgedehnten römischen Ansiedelung zeigen sich oberhalb Dachslern auf der grossen Zelg, am nördlichen Abhange des Lägernberges. Im Umfange von 15—20 Jucharten, finden sich auf der Oberfläche überall Bruchstücke von Dachziegeln und Heizröhren und unter dem Boden feste aus Jurakalkstein (von dem nahen Lägernberge), Tufstein und Kieselsteinen erbaute Mauern nebst Stücken von Estrichen, bemalten Wänden u. dgl. In der Mitte der einstigen Anlage, an einer Stelle, die als rundlicher Vorsprung aus dem Abhange hervortritt, sind von der Vorhalle eines Gebäudes, dessen Vorderseite mit der Richtung des Thales parallel lief, sieben in gleicher Entfernung von einander liegende aus Jurakalkstein ver-

fertigte Säulen sammt einigen Basen und Kapitælen, sowie Stücken des Architravs entdeckt worden; von diesen sieben Säulen sind zwei im Garten der Künstlergesellschaft in Zürich aufgestellt, liegen zwei im Hause des Herrn Dr. Weidmann in Niederweningen und ist eine fünfte im Keller eines Hauses zu Schleinikon angebracht“.

Kürzlich ist von dem Besitzer des Grundstückes eine achte Säule gefunden worden, die aber zu einer andern Reihe gehört, da sie 7 Fuss in der Länge misst, während die eben genannten 10 Fuss lang sind. Auch diese besteht aus dem gelblichen Jurakalkstein, ist sauber gearbeitet und poliert. Eine nähere Untersuchung der Fundstelle und die Ermittlung, ob diese Säulenreihen zu einem Tempel oder einer Villa gehörten, wäre sehr wünschenswerth.

Der Jurakalkstein oder Juramarmor fand in römischer Zeit vielfache und ausgedehnte Verwendung. In den Thälern der Thur, Limmat, Reuss und Aar, und besonders im Aargau, ist dieser Stein als Bruchstein oder in Quadern zur Aufführung von Mauern gebraucht und viele Stunden weit verführt worden. Für die innere und äussere Ausschmückung der Häuser, für Fussböden und Wandbekleidung für Gesimse, Mosaikböden, Badewannen, Säulen, ferner für Denkmäler der verschiedensten Art finden wir ihn in der ganzen nördlichen und nordöstlichen Schweiz benutzt. Auffallend ist es, dass das Mittelalter diese schöne durch Farbe und Dauerhaftigkeit gleich ausgezeichnete Steinart gänzlich vernachlässigte und zu dem weichen Molassesandstein überging. Im 16. und 17. Jahrhundert kam er zwar wieder auf einige Zeit in Aufnahme und wir treffen in den Ortschaften der oben genannten Gegend alte Brunnenbette, Brunnensäulen und Brunnenbilder, auch Sculpturen verschiedener Art an, die in jener Zeit aus Jurastein gefertigt wurden. Gegenwärtig wird er, Dank den Eisenbahnen, wegen seiner Festigkeit wieder zum Unterbau von Häusern und zu Stützmauern gebraucht, aber sein früheres Ansehen hat er noch nicht wieder erlangt, und vergeblich erkundigt man sich bei Geologen und Steinhauern nach den Brüchen, welche dem römischen Baumeister und Bildhauer das schöne Material geliefert haben.

F. K.

7.

Elfenbeinrund der antiquarischen Sammlung zu Zürich.

Das auf Taf. I A und B abgebildete, 3“ 9” im Durchmesser haltende, 2“ 6” hohe Elfenbeinrund, welches früher der mit der zürcherischen Stadtbibliothek verbundenen Kunstkammer angehörte, nach Auflösung derselben in die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft übergegangen ist, bildete ursprünglich den Körper einer vielleicht zur Aufbewahrung von Schmuck- oder Toilettengegenständen bestimmten Büchse, zu welcher noch ein jedenfalls aus demselben Zahn geschnittener aber besonders gearbeiteter flacher Boden und ein Deckel von gleicher Form gehörte¹⁾. In späterer

¹⁾ Eine ganz ähnliche Büchse, an welcher Boden und Deckel noch erhalten sind, befindet sich im Museum zu Sitten im Wallis: auf dem Rund ist das tempelähnlich gebildete Grab Christi, in welchem der Engel sitzt, dargestellt, zu beiden Seiten desselben zwei Frauen und zwei Greise, weiterhin Kriegsknechte mit Schilden und Bogen, theils sitzend, theils liegend. Einige Figuren haben durch ein später angebrachtes Bronzeschloss gelitten.

Zeit ist das Rund zur Bekleidung einer hölzernen verschliessbaren Büchse oder Schachtel angewandt worden, wie zahlreiche, theils zwischen den Figuren, theils durch die Figuren selbst eingebohrte kleine Löcher und ein nachträglich durch Abarbeitung des Reliefs geglätteter Streifen von 1" 6''' Breite, in welchem fünf grössere Löcher zum Anheften eines Schlosses angebracht sind, zeigen. Durch die Abarbeitung sind die äusseren Conturen des linken Armes der einen Frauengestalt und ein Theil des über denselben geschlagenen Gewandzipfels sowie ein Stück von dem aufgehobenen linken Vorderfusse des Pferdes, welches auf der andern Seite dem abgeglätteten Stücke zunächst steht, verloren gegangen; zunächst jener Frauengestalt bemerkt man auf der abgearbeiteten Stelle noch Reste von den Umrissen eines Baumes, neben dem wahrscheinlich noch ein zweiter grösserer gestanden hat: eine menschliche Figur scheint, nach der Symmetrie der Composition zu schliessen, nicht verloren gegangen zu sein.

Die in Relief von mässiger Erhebung ausgeführte Darstellung (nur einige Nebendinge wie ein Paar Blumen und einige Gewandzipfel sind nur durch vertiefte Umrisse angedeutet; die Augensterne sind an allen Figuren vertieft) zeigt uns zwei durch einen Baum (eine oben in zwei Aeste auslaufende Pinie) getrennte Scenen von je vier Personen. Den Mittelpunkt der einen, offenbar der Hauptszene, bilden zwei auf einem nach unten bogenförmig abgeschlossenen, durch ein Netzwerk sich kreuzender Linien charakterisirten Sitz, unter welchem ein mit Früchten gefüllter Korb steht, sitzende Figuren: rechts vom Beschauer eine fast ganz unbekleidete Frau (nur ein shawlartiges Gewandstück zieht sich von beiden Oberarmen aus hinter den Rücken hin) mit einem Halsband, das linke Bein über das rechte geschlagen, mit beiden Händen die Enden ihrer langen Haarflechten emporhaltend, ganz wie die dem Meer entstiegene Venus (Anadyomene), welche sich die Haare auswindet; zur Linken ein mit kurzem Chiton, Chlamys (die den Rücken, die linke Schulter und den linken Oberarm bedeckt) und mit Jagdstiefeln (die nur durch Einschnitte an den Schienbeinen angedeutet sind) bekleideter Jüngling, der den linken Arm auf den Sitz aufstützt, während er mit der Rechten einen bis auf den Boden herabreichenden Speer (der, da er weiter vortritt als der Arm und doch mit dem Grunde des Reliefs zusammenhängt, den Arm in unschöner Weise durchschneidet) hält. Neben dem Jüngling steht, nach links gewendet, ein aufgezüumtes und gesatteltes Ross, welches ein mit Chiton, Chlamys und Stiefeln bekleideter Mann, der eine Peitsche in der Linken trägt, mit der Rechten am Zügel hält. Neben der Frau steht am Boden ein grosser, mit Früchten gefüllter Korb, auf demselben in tanzender Bewegung ein ganz nackter Knabe, der mit der Rechten einen Kranz gegen die sitzende Frau hinhält: zwischen beiden ist eine Blume auf hohem, nur eingeritzten Stengel erblüht. Dass die sitzende Frau Venus sei, kann eben so wenig zweifelhaft sein, als wir in dem auf dem

Ebendasselbst befindet sich noch ein zweites, aus einem Stück Elfenbein geschnittenes wannenförmiges Kästchen mit zahlreichen kleinen Fächern im Innern und einem zum Schieben eingerichteten Deckel, auf welchem Asklepios mit Lorbeerbüschel in der Rechten und Schlangentab in der Linken, und Hygieia mit Schlange und Schüssel in einem aus zwei geriefelten Säulen, auf denen ein mit Zahnschnitten versehener Bogen ruht, gebildeten Tempelchen stehend dargestellt sind, offenbar ein Arzneikästchen. (Siehe Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde. 1857, 5. 32.)

Fruchtkorbe gaukelnden Knaben, trotz des Mangels der Flügel¹⁾, den Amor verkennen können. Der neben Venus sitzende Jüngling kann wegen des Mangels des Helmes, des Schildes und Schwertes nicht der Kriegsgott Mars sein, sondern nur Adonis, der von Venus zärtlich geliebte schöne Jüngling, den die Göttin vergeblich zurückzuhalten sucht, zu der verhängnissvollen Jagd, für welche sein Diener das Ross schon bereit hält, auszuziehen. Dass Adonis zu der Jagd, auf welcher ihm der Zahn eines Ebers die tödtliche Wunde beibringt, ausreitet, ist ein auf mehreren der dieselbe Scene darstellenden Sarcophagreliefs²⁾ wiederkehrender Zug, ebenso das Fehlen der (auf andern Reliefs neben Adonis sichtbaren) Jagdhunde, das an unserem Werke wohl aus Raummangel zu erklären ist, falls nicht (was mir nach einigen wenn auch undeutlichen Spuren der Umrisse wahrscheinlicher ist) wenigstens ein solcher an der jetzt abgeglätteten Stelle ursprünglich vorhanden war.

Die zweite Scene, rechts von dem früher erwähnten Baume, enthält ebenfalls vier Figuren. Dem Baume zunächst steht, nach rechts gewendet, eine etwas kleiner als die übrigen gebildete Frauengestalt in langem Untergewande, welche ein hornartiges Instrument (die tiefe phrygische Flöte) mit beiden Händen an den Mund hält: zu ihrem Blasen tanzen drei mit langem unter der Brust gegürteten Untergewande und shawlartig über die Arme geschlagenen Obergewande bekleidete Frauen, von denen zwei (die eine dem Beschauer die Vorder-, die andere die Rückseite zukehrend) gemeinschaftlich einen Kranz mit der Linken halten, während jede in der erhobenen Rechten einen nicht ganz deutlichen Gegenstand (wahrscheinlich Cymbeln oder auch Castagnetten zur Begleitung ihres Tanzes) trägt; die dritte, am weitesten rechts, welche dem Beschauer wieder ihre Vorderseite zuwendet, hält in beiden Händen den gleichen Gegenstand. Zwischen der Flötenspielerin und der ersten Tänzerin steht ein Korb mit Früchten und dahinter eine Blume; unter dem von der ersten und zweiten Tänzerin gehaltenen Kranze erblicken wir auf einer in zwei niedrigen Stufen gegliederten Basis einen ziemlich formlosen rundlichen Gegenstand — das Ganze wohl ein niedriger Altar zu ländlichen Opfern —, über dem Kranze in der Höhe einen Korb mit Früchten; ein gleicher endlich, wieder mit einer Blume dahinter, steht zwischen der zweiten und dritten Tänzerin. Ueber der Stirn tragen alle drei Tänzerinnen einen schmalen aufrecht stehenden Gegenstand, ähnlich den Federn, welche wir nicht selten auf Sarcophagreliefs als Kopfschmuck der Musen finden; doch dürfen wir die Tänzerinnen desshalb gewiss nicht für Musen halten, sondern können in ihnen nur die drei Grazien erkennen, die Begleiterin der Venus, welche in einem ländlichen Heiligthum der Göttin, das den Schauplatz der beiden nur durch einen Baum getrennten Scenen bildet, unter Flötenbegleitung ihre Tänze aufführen.

Was endlich den Styl des Werkes anlangt, so ist dasselbe eine ziemlich plumpe und nachlässige Arbeit, die schwerlich früher als in's dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen ist.

C. BURSIA.

¹⁾ Vergl. über ungeflügelte Erosen O. Iahn, *Archäologische Beiträge*, S. 247 ff. Auf unserem Bildwerke ist die Beflügelung jedenfalls ohne bestimmte Absicht, bloss aus Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit des Künstlers weggelassen.

²⁾ Dieselben sind zuletzt zusammengestellt von Fr. Wieseler, *das Diptychon Quirinianum zu Brescia* (Göttingen 1868), S. 24, Anm. 26.

8.

Die Heidenhäuschen auf Illgau, Cant. Schwyz.

Die erste Bevölkerung der Urschweiz wird gemeiniglich dem Strome der Völkerwanderung zugeschrieben, und man hat sich in neuerer Zeit nicht ohne Erfolg bemüht, durch Beweise der Stammverwandtschaft der Urschweizer mit den scandinavischen Volksstämmen, der bekannten Sage von einer nordischen Einwanderung Glaubwürdigkeit zu geben. Wenn es aber gelingen sollte, diese Sage selbst zur historischen Thatsache zu erheben, so bleibt es immer noch mehr als zweifelhaft, dass diese Einwanderer die Urbewohner des Landes gewesen seien. Für eine frühere Bewohnung dieser Gegend spricht der Umstand, dass das weite und fruchtbare Weidgebiet, das über die Vorberge der Alpen sich ausbreitet, nach aller Wahrscheinlichkeit schon in den ältesten Zeiten waldfrei war; als Gegenbeweis aber ist nicht stichhaltig, dass bisher noch keine Spuren einer ältern Einwanderung gefunden worden. Man darf nicht unberücksichtigt lassen, dass einerseits zur Forschung nach vorhistorischen Niederlassungen in den Gebirgskantonen bisher noch niemals eine Anregung geschehen ist; und dass anderseits die Schweizerseen ihre Geheimnisse aus der Periode der Pfahlbauten bis auf die neueste Zeit bewahrt haben. Ganz unhaltbar ist die Behauptung der Geschichtschreiber geworden, dass die Urschweiz ihre Bewohner erst zur Zeit der Völkerwanderung erhalten habe, seitdem die Entdeckung der Pfahlbauten von einem Volke Zeugnis geben, welches schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung die Niederungen der Schweiz bewohnt hat.

Dem Forscher auf diesem Gebiete stehen freilich keine Seen und Torfmoore mit reicher Ausbeute zur Verfügung, dagegen darf er mit Grund auf viele Stellen im Gebirge aufmerksam machen, an die Namen und Sagen sich knüpfen, welche in die dunkle Vorzeit der Geschichte zurückweisen, und welche ebenfalls interessante Fundgegenstände sind und werthvolles Material für den Geschichtsforscher werden können. Im Kanton Schwyz, Uri, Glarus und wohl auch anderwärts erhält sich immer die Sage von Heidenhäuschen, Heidenaltären, Götzenaltären, welche sich im Gebirge finden sollen: man darf nur bei Aelplern, Bergbauern und in den Pfarrhöfen hoch gelegener Bergdörfer nachfragen, und man wird dafür die Bestätigung finden. Wer diesen Sagen Beachtung schenkt und solche Stellen untersucht, findet freilich oft einen erratischen Block oder eine von Lawinen und Wasser ausgespülte Felsbank und nach wiederholter Täuschung ist man leicht geneigt, Alles dergleichen in das Reich der Märchen zu verweisen.

Ausdauer ist daher bei diesen noch mehr als bei andern Forschungen nöthig. Das Ziel der Wanderung liegt immer im Gebirge, und der Weg ist zuweilen beschwerlich, Täuschungen bleiben nicht aus, und es ermüdet, wiederholt zur gleichen Stelle zurückzukehren und Moos, Rasen und Gesträuch wegzuräumen, um nach Spuren zu forschen, welche auf menschliche Arbeit in vorhistorischer Zeit hindeuten könnten.

Ich will es versuchen, einen Bericht zu veröffentlichen über die Entdeckung einer zahlreichen Gruppe von Wohnungen, die einer Niederlassung angehört haben, welche offenbar nicht aus der historischen Zeit datirt und über deren Entstehen,

Dasein und Ende auch nicht die geringste Kunde auf uns gekommen ist. Ich bezwecke damit, ähnliche Mittheilungen zu veranlassen. Wenn dann, wie ich hoffe, Berichte von verschiedenen Seiten sich zusammenfinden und geordnet werden, so dürfte wohl Mancher sich wundern, wie vieles Wissenswerthe in Wald und Gebirg unseres Heimathlandes bisher noch verborgen lag. Den Geschichtsfreunden der Gebirgskantone ist die Unverdrossenheit der Fischer in den Pfahlbauten der Schweizerseen zu wünschen, um gemeinsam ein Sammelwerk zu schaffen, aus dem, wenn die Erwartung nicht täuscht, ein Bild aus der Vorzeit unserer Geschichte sich gestalten wird, welches bis jetzt noch mit undurchdringlichem Dunkel umhüllt ist.

In meiner Alpe¹⁾ „Zimmerstalden“ hat verfallenes Mauerwerk in regelmässiger Form, das sich auf verschiedenen Stellen vorfindet, längst meine Aufmerksamkeit erregt. „Es sind Fundamentmauern eingestürzter oder verlassener Alphütten und Stallungen“ dachte ich und liess den Alboden von den Steinen säubern. Aber ich fand immer mehr dergleichen Fundamente und als ich auf einem Einschlag meiner Weide 10 solcher Constructionen zählte, so war es für mich Gewissheit, dass dieses Gemäuer andern Zwecken müsse gedient haben als nur der Nutzung des Albodens. Nach und nach habe ich nun in meiner Alpe und nächster Umgebung in einem Umfang von circa 200 Jucharten 40 solche Baustellen deutlich wahrgenommen und aufgezeichnet. Dem muss ich beifügen, dass diese Gebäudereste sich nur auf Boden finden, welcher noch seinen primitiven Charakter bewahrt hat; überall aber, wo die Alpe gestafelt²⁾ oder wo Heuberge³⁾ geschaffen worden, findet sich nichts dergleichen, und es darf angenommen werden, dass viel solches Gemäuer aus Kulturrücksichten weggeräumt worden sei.

Ich habe nun im letzten Sommer wieder solche Gebäudereste demoliren lassen, aber ich verfuhr diessmal mit Sorgfalt: ich suchte nach Kohlen, Scherben, Werkzeugen, überhaupt nach Spuren der frühern Bewohner; ich liess keinen Stein auf dem andern liegen und die Erde bis auf den Felsengrund wegschaufeln, allein ich fand nichts und nur die Bausteine geben Kunde, dass hier einmal Menschen gehaust haben. Ich forschte überall nach Traditionen über diese verlassenen Wohnungen, aber Niemand weiss darüber Bescheid, und in der Umgegend hat man auch keine Ahnung, dass hier einmal Wohnungen gestanden haben. Es kommt wohl zuweilen vor, dass ein Aelpler beim Anblick dieses Gemäuers bemerkt: „da müssen einmal Häuschen gestanden haben“, aber dabei hat es gewöhnlich sein Bewenden, und mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit ist dem Gegenstande noch nie geschenkt worden.

Wenn auch in unserer Zeit nichts mehr an die verfallenen Wohnungen erin-

¹⁾ Unter Alp versteht man einen bestimmt abgegrenzten Weideplatz im Gebirge.

²⁾ Stafel ist eine ebene oder wenig geneigte Fläche. Solche Stellen werden vom Vieh als Weide- und Lagerplätze aufgesucht; sie sind die Fettplätze der Weide und der Besitzer verwendet für Verbesserung derselben durch Düngung u. s. w. mehr Mühe als auf das übrige Weidegebiet. Grasflächen von Steinen und Gesträuch befreien und düngen und den fetten Boden vermehren, heisst in der Aelpler Sprache stafeln.

³⁾ Heuberge nennt man Grasplätze im Gebirge, welche nicht abgeweidet, sondern zur Bereitung von Heu benutzt werden. Mit der Zunahme der Bevölkerung wird immer mehr Alboden der Weide entzogen und in Heuberge umgewandelt und es gründen sich da allmählig neue Heimwesen mit Wohnhaus und Stallung.

nert als der Name der Alp, denn „Zimmer“ bedeutet in unserm Lande „Gebäude“, also „Zimmerstalden“ „Gebäudehalde“, so knüpft sich doch an den Ort eine Sage, die andeutet, dass die Gegend in vorhistorischer Zeit bewohnt war. Unter den Aelplern hat sich der Glaube erhalten und von Generation zu Generation mit allen Einzelheiten fortgepflanzt, im Zimmerstalden sei in alten Zeiten die Landsgemeinde abgehalten worden. An diesen Glauben knüpfen sich Erzählungen von einem Riesen, dessen Name noch genannt wird, der seine Wohnung im benachbarten Iberg gehabt haben soll. Mit voller Ueberzeugung versichern denn auch die Aelpler, dass auf dem Platz der alten Landsgemeinde, wohl aus Pietät, nie eine Kuh sich niederlege.

An dieser Sage ist merkwürdig, wie bestimmt sie sich erhalten hat, während vom gleichen Boden eine ganze Ortschaft, nach unsern heutigen Begriffen ein ansehnliches Dorf, verschwunden ist, ohne dass von seinem Dasein der Nachwelt auch nur eine Erinnerung geblieben ist. Wir dürfen desshalb die Niederlassung im Zimmerstalden wenigstens nicht in eine neuere Zeit verweisen als die Landsgemeinde, welche von der Tradition selbst in die fabelhafte Zeit der Riesen verlegt wird.

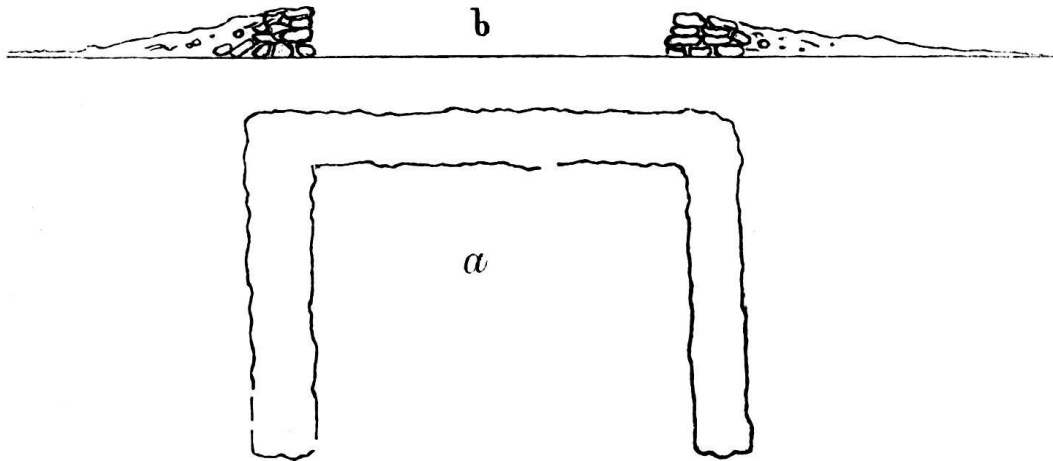
Ein gewisser Zusammenhang der ehemaligen Niederlassung mit der Sage von der Landsgemeinde ist nicht zu verkennen, wenn wir bedenken, dass ein Volkthing in alter Zeit noch mehr als jetzt im Mittelpunkte der Landesbevölkerung abgehalten wurde und dass Berathungen auf einem Höhepunkte, der mehr als 2000' über der Thalsole liegt, nur dann ihre örtliche Erklärung finden, wenn angenommen wird, dass die damaligen Einwohner ihren Wohnsitz auf den Bergen und nicht in den Thälern aufgeschlagen haben. Zweifelsohne waren übrigens damals die Thäler mit Urwald bedeckt und von wilden Bächen in regellosem Lauf durchschnitten und mithin kein wohnlicher Aufenthalt für ein Hirtenvolk.

Ich beeile mich, das Feld der Conjecturen zu verlassen und erwarte von weiteren Nachforschungen die Beweise für die Ueberzeugung, welche sich bei mir über die Bewohner der verlassenen Wohnungen gebildet hat. Eine kurze Beschreibung der Gegend, wo die Baureste gefunden worden und einige Mittheilungen über die letztern selbst darf ich hier wohl folgen lassen, ohne befürchten zu müssen, den Leser zu sehr zu ermüden.

Der „Zimmerstalden“ mit seiner nächsten Umgebung, wo die genannten Baustellen gefunden worden, ist eine sonnige Halde mit stellenweise steiler südlicher Abdachung, hat eine mittlere Höhe von 4000' ü. M. und liegt in der Gemeinde Illgau im Muotathal, Cant. Schwyz. Tannen, Ahorne, Eschen, Buchen wachsen in üppiger Kraft, der Weidboden ist vortrefflich, die Vegetation erwacht schon Anfang Mai, und die Gegend bleibt meistens schneefrei bis zum Monat November.

Alle Baureste zeigen ein regelmässiges Viereck, von welchem nur 3 Seiten mit einer mittlern Länge von 20' erhalten sind, die vierte Seite ist offen und immer gegen Süd oder Ost gekehrt. Die Mauern bestehen aus rohen Steinen und sind nicht mit Mörtel verbunden. Die innern Wände haben, wo sie nicht eingestürzt sind, eine Höhe von 5 Fuss und sind gut aufgeführt; es lässt sich annehmen, dass dieses bei allen Gebäuden die durchschnittliche Höhe bis zur Balkenlage war. Nach Aussen findet sich kein Mauerwerk oder regelmässiger Aufbau, und es wird dessen Stelle von einer Böschung mit stumpfem Winkel vertreten, die von Feldsteinen

gebildet und mit Rasen bedeckt ist. Bei ansteigendem oder muldenförmigem Terrain beschränkt sich die Bauarbeit auf Ausgrabung und innere Ausmauerung, und sind in diesen Fällen durch geschickte Benutzung der Bodenvertiefungen eine, zwei, oft alle drei Seitenböschungen durch die natürliche Elevation des anliegenden Terrains überflüssig geworden und deshalb weggeblieben. Von Holz und anderm



Baumaterial als den Mauersteinen ist keine Spur zu finden; es lässt sich daraus schliessen, dass die vierte, offene Seite von Holz konstruirt war und als Eingang und Verschluss gedient habe. Einige Baureste, aber in geringer Zahl, weichen in der Form von den eben beschriebenen ab; sie bilden regelmässige Vierecke von circa 3' Höhe mit 4 äussern Mauerseiten; sie sind inwendig bis auf die Mauerhöhe ausgefüllt und mit Rasen bewachsen. Die meisten dieser alten Wohnungen stehen einzeln, nur wenige gruppenweise von zwei und drei; alle haben eine sonlige Lage und da wo der Berg nördlich oder westlich sich abdacht, findet man keine Spur von Gebäuden mehr. Dass sich thalwärts, also südlich, diese Wohnungen noch weiter ausgedehnt haben, als von mir angenommen worden ist, bleibt sehr wahrscheinlich; es bestehen aber dort seit Jahrhunderten Heimgüter, wo solcher lästige Bauschutt längst weggeräumt worden. Doch habe ich noch Spuren solcher Baureste bis in die Nähe des Bergdörfchens Illgau gefunden.

Woher kommen diese Baureste, wer hat diese Häuser bewohnt? Das ist eine Frage, deren Beantwortung wir der Zukunft anheimstellen müssen. Sie hat mich viel beschäftigt, und ich war nicht Willens, über meinen Fund etwas zu veröffentlichen, bis weitere Nachforschungen etwas positives über das Alter und die Bewohner dieser Mauern zu Tag fördern würden. Wenn ich meinem Entschluss untreu geworden und meinen Fund verfrüht und unreif zum Gegenstand öffentlicher Besprechung mache, so geschieht es auf den Rath eines sehr verdienten Alterthumsforschers und in der Hoffnung, dass Beobachtungen über gleiche oder ähnliche Ueberreste einer vergangenen Zeit vielleicht die Lösung der Frage fördern werden. Es ist fast gewiss, dass Aehnliches, wie ich es zufällig in meiner Alpe gefunden habe, sich auch anderwärts finden wird, und vielleicht sind Andere, die in den verlassenen Mauern nach Spuren menschlichen Daseins und menschlicher Thätigkeit suchen, im Auffinden glücklicher, als ich.

Ich lasse über zwei andere Fundstellen noch eine kurze Andeutung folgen. Aus Riemenstalden, einer kleinen Berggemeinde des Kantons Schwyz, habe ich von sehr zuverlässiger Seite die Mittheilung erhalten, dass sich auch dort Baureste und zwar in grösserer Zahl vorfinden, als in meiner Alp; sie sollen auf beiden Seiten des Thales bis in die Alpenregion hinaufreichen.

Von der Alp Hessisbohl, die im gleichen Weidgebiet liegt wie die Alp Zimmerstalden, geht die Sage, dass nahe am Berggrat circa 6000' über Meer sich ein Heidenaltar und viele Baureste finden, die heute noch die „Mürten“ genannt werden und wo des Landes Urbewohner gewohnt haben sollen. Nach der Sage haben sie bei rauher gewordenem Klima die Höhe verlassen und im Bergthale Iberg sich angesiedelt. Die „Mürten“ habe ich zweimal besucht, aber dort trotz der genauesten Nachforschung nie eine Spur von menschlicher Wohnung oder irgend welcher menschlichen Arbeit wahrgenommen.

Schwyz, den 15. Februar 1869.

D. C. GEMSCH.

9.

Die Heidenhüttchen im Mühlenbachthal, Cant. Glarus.

In der von den Herren Professor Heer und Präsident Blumer im Jahre 1846 herausgegebenen Beschreibung des Cantons Glarus liest man unter dem Artikel Mühlethal folgende Angabe: „Im Hintergrunde des Mühlebachthales finden sich auf weit ausgedehnter fruchtbarer Alpenterrasse vier Heidenstäfeli¹⁾. So nennt man Gegenden in unsern Alpen mit altem Gemäuer, das der Volksglaube von Hütten oder Berghäusern der Heidenzeit herleitet. Auch eine halbe Stunde ob den Hütten des Uebli-thales und an fünf anderen Stellen gibt es solche Heidenstäfeli, die vielleicht von der rhätischen Urbevölkerung herrühren, welche sich gerade in diesem Theile des Landes am längsten erhalten zu haben scheint.“

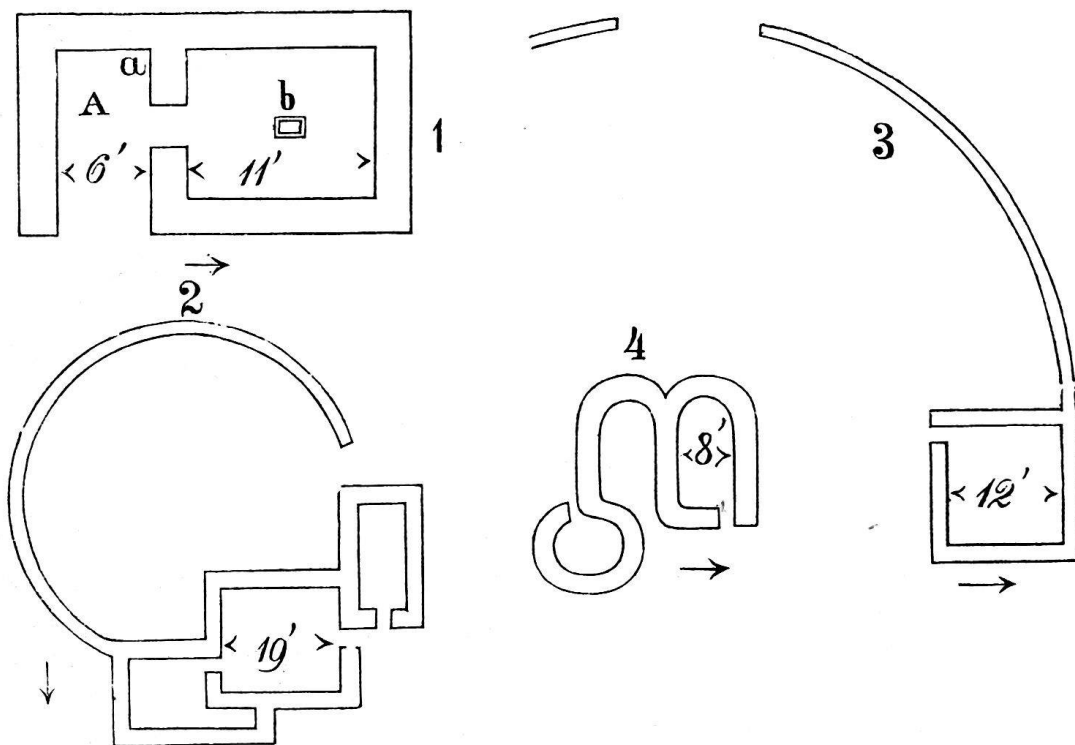
Diese Angabe veranlasste Herrn Landammann Schindler im Interesse der ältesten Geschichte seines Heimatcantons eine Untersuchung dieser merkwürdigen Ueberreste im Jahre 1847 vornehmen zu lassen. Die Herren Ingenieur Legler und Plattenbergverwalter Blumer unterzogen sich der mühevollen Aufgabe und der erstere dieser Herren verfasste einen Bericht über das Resultat der Untersuchung, aus welchem wir einige Stellen mittheilen.

„Gemäss dem Auftrage besuchten wir vom Dorfe Engi im Sernfthale aus zuerst das etwa eine halbe Stunde ob den Hütten des Uebli-thales gelegene Heidenstäfeli. Auf beschwerlichem Pfade an der linken Seite des Mühlenbachthales, durch einen Wald emporsteigend, gelangt man auf eine gegen Abend geneigte Bergwiese, von der man das ganze Thal bis zum Sernfstock übersieht. Diese Grasfläche, die noch vor Kurzem mit Wald besetzt war und von Wald begrenzt wird, ist auf der Süd- und Südwestseite durch steile Abstürze unzugänglich und auf der Ostseite durch steile Wände abgeschlossen. Auf der zugänglicheren Nordwest- und Westseite aber läuft am Rande der Halde eine Mauer hin, die sehr alt zu sein scheint und von starken Bäumen überwurzelt ist.

¹⁾ Stäfeli ist das Diminutiv von Stafel und dieses ist aus stabulum entstanden.

Auf dieser Fläche finden sich etwa 20 sogenannte Heidenhüttchen, in einem Raume von ungefähr 800' Länge und 400' Breite und noch mehrere solcher Hüttchen liegen im Walde versteckt.

Bei diesen Hüttchen sind die Grundform und die Dimensionen nicht mehr mit Genauigkeit zu erkennen, da die Steine sehr lückenhaft und unregelmässig an einander gereiht erscheinen und die Mauern, welche nicht tiefer als bis auf den natürlichen Boden eindringen, bis auf die zweite, ja meist bis auf die erste Schicht abgetragen, theilweise auch später durch Hirten in Unordnung gebracht sind. Die Hauptform dieser Hüttchen schwankt zwischen Rechteck und Ellipse. Im Allgemeinen ist der Boden derselben sehr unregelmässig mit Steinen belegt, und befindet sich in den meisten unter $\frac{1}{2}$ ' bis 1' dicker fetter, ganz schwarzer Erde. Ueberhaupt liegt innerhalb und ausserhalb dieser Hüttchen viele sehr gute Erde, wesshalb das Vieh sich gern bei diesen Hüttchen lagert. Die Mauern sind ohne Anwendung von Mörtel aufgeführt. Was man etwa für Mörtel halten könnte, ist Kalksinter, der sich im Laufe von Jahrhunderten zwischen den Fugen der Steine abgesetzt hat. Reste von Stallungen oder einem Ort, wo Brennholz aufgeschichtet sein mochte, konnten wir nicht entdecken, ebensowenig Fragmente von Geräthschaften aus Metall, oder Topfscherben oder Thierknochen. Ueberhaupt macht die ganze Erscheinung dieser Trümmer den Eindruck, dass die Hüttchen nur periodisch, vielleicht nicht gar lange Zeit, bewohnt wurden.



Auf dem ersten Heidenstäfeli wurde das Hüttchen am Nordwestrande der Halde etwas genauer untersucht und dessen Form ermittelt (siehe Fig. 1). Das Mauerwerk, das sich unter der Dammerde gut erhalten hatte, bestand aus schiefrigen

Steinen. Diesem Hüttchen ist eigenthümlich der Herd *b*, der einzige, den wir entdeckten. Im Raume *A* liegen viele Kohlen zerstreut und namentlich bei *a* scheint viel gefeuert worden zu sein, indem dort die Mauer geschwärzt ist, und viele Kohlen da vorkommen.

Die Eingänge sind nicht bei allen Hüttchen nach derselben Himmelsgegend angebracht.

In der Mitte der Hüttengruppe findet sich ein von einer halbkreisförmigen Mauer umzogener Raum von etwa 100' Durchmesser, in welchen ohne Zweifel des Nachts das Vieh zusammengetrieben wurde. Die Hüttchen liegen unregelmässig um diesen Einschluss herum. Wasser kommt auf diesem Stäfeli nicht vor; die nächste, jedoch nur spärlich fliessende Quelle ist etwa 10 Minuten südlich von demselben entfernt.

Auch auf dem Heidenstäfeli oberhalb Gambs muss eine beträchtliche Ansiedelung bestanden haben, indem die Reste vieler Hüttchen — ich zählte deren zwölf nahe bei einander — hier zu sehen sind. Wie im Ueblithal sind es auch hier 6' bis 12' breite, 11—15' tiefe, paarweise neben einander erbaute oder auch nur einfache Hüttchen, um einen ähnlichen Ring wie dort gelagert. (Siehe Fig. 2). Diese Ringe sind fast immer theilweise zerstört und es ist nicht möglich, ihre Form mit Bestimmtheit anzugeben. Bei den Häuschen, in denen wir eine Ausgrabung vornahmen, fanden wir weiter nichts als schwarze fette Erde und in der Mitte eine grössere Menge Kohlen.

Ueber den Stelliköpfen, am Mühlenbachstäfeli, ebenfalls auf der linken Thal-seite, aber südlicher, befinden sich vier Heidenhüttlireste, von denen einer ein einfaches, ein zweiter ein doppeltes, ein dritter ein dreifaches Hüttli und das letztere mit einem Ring versehen ist. (S. Figur 3). Diese Hüttchen, welche höher als alle andern liegen, sind theilweise an Felsblöcke so angebaut, dass diese eine der Seitenwände bilden. Die Eingänge sind durch aufgestellte Steine bezeichnet.

Ebenfalls sehr hoch liegt das Heidenstäfeli auf der rechten Seite des Mühlenbachthales, auf Uebelis, etwa 5600' über Meer, gegenüber dem erst beschriebenen Stäfeli. Auf diesem befinden sich zwei Hütten, eine einfache und eine dreifache, deren Mauern 1' hoch und mit schwarzer Erde bedeckt sind (siehe Fig. 4). Diese Hüttchen zeichnen sich durch die Dicke ihrer Mauern und durch ihre verhältnissmässig schmalen Eingänge aus.

Der Umstand, dass in diesen Trümmern keine Geräthschaften gefunden wurden, scheint darauf hinzudeuten, dass dieselben nicht lange bewohnt waren. Sie können Zufluchtsörter einer früheren Bevölkerung gewesen sein, die sich auf diese eine freie Umschau darbietenden und leicht zu vertheidigenden Höhen vor dem Feinde flüchtete. Indessen muss ich bemerken, dass unsere Untersuchung eine ganz flüchtige war, und dass bei einer genauen Erforschung dieser Baureste Manches zum Vorschein kommen mag, was uns entgangen ist.“ —

Es ist einleuchtend, dass die Ansiedelungen im Mühlebach- und Muotathal, auch diejenige im Riemenstaldenthal, soweit wir uns von dieser Kenntniss verschaffen konnten, durchaus denselben Character haben, und dass sie einem Theile des Alpengebirges angehören, dessen Bevölkerung seit den frühesten Zeiten bei jedem Wechsel dieselbe war.

Da durch die von den Herren Gensch und Legler vorgenommenen Ausgra-

bungen die wichtigen Punkte betreffend das Alter, die Erbauer und die Bestimmung der Heidenhütten nicht aufgehehlt sind, erlauben wir uns zur Lösung der Frage einige Bemerkungen folgen zu lassen.

Was zuerst die Bestimmung der Hütten betrifft, so ist hier der Gedanke an permanente Wohnungen ganz aufzugeben, nicht wegen der hohen Lage der Oertlichkeit und des rauhen Klima's, denn wir haben Beweise genug in unserm Lande, dass der Mensch in noch höhern Gegenden sich ansiedelt, wenn ihn Noth dazu treibt oder fette Weiden locken. Allein die Nachlässigkeit, welche sich in der ganzen Anlage dieser Hütten ausspricht, und der gänzliche Mangel an Resten von Utensilien, und namentlich an sogenanntem Küchenabfall, beweist zur Genüge, dass wir uns unter denselben nur die Sommerwohnungen von Hirten zu denken haben, Gebäulichkeiten, die nach Art der Sennhütten errichtet, aus einem Unterbau von aufeinandergeschichteten Steinen bestanden und mit Baumstämmen und Brettern oder Rasen und Steinen bedeckt waren. Wer sich mit der primitivsten Art der Unterkunft im Hochgebirge bekannt machen will, der besuche die Geisshütten in den Urneralpen oder die noch einfachern Zufluchtsörter der Glarnerhirten, die sogenannten Figler¹⁾, welche aus Steinplatten, von denen je die höher liegende einige Zoll nach innen vorspringt, errichtet sind und folglich einer Bedachung von Holz nicht bedürfen. Werden solche Stellen verlassen und den zerstörenden Elementen preisgegeben, so darf es nicht befremden, wenn keine Geräthe aus Metall oder Thon, keine Küchenabfälle (Knochen u. dergl.), auch wenig oder keine Kohlen bei Nachgrabungen auf der ehemaligen Baustätte zum Vorschein kommen. An der ganzen Alphütte befindet sich nach früherer Construction kein Geräthe aus Eisen, nicht ein einziger Nagel, das nöthige Geschirr besteht aus einem Kessel und einer Axt, die übrigen Utensilien sind aus Holz verfertigt, Knochen von verspeisten Thieren sind nicht anzutreffen, da Gerichte von Milch die Nahrung der Bewohner bildeten, vom Feuer des Herdes bleiben Asche aber keine Kohlen übrig. Ein Paar Jahrhunderte nach ihrem Untergang sind von einer Sennhütte keine andern Spuren mehr übrig als mit Gras bekleidetes Gemäuer, und eine Nachgrabung in ihrem Innern würde den Forscher nicht belohnen.

Ueber das Alter der Heidenhütten gibt uns ihre Benennung einige Auskunft. Im Allgemeinen bezeichnet das einem Substantiv vorgesetzte Wort Heide einen Gegenstand aus der Verlassenschaft einer andern, frühern und ganz dem Heidenthum ergebenden Bevölkerung. Es wird schwerlich ein Beispiel gefunden werden, wo Dinge, die von der allemanischen aber noch nicht zum Christenthum bekehrten Bevölkerung herkommen, mit dem Namen heidnisch bezeichnet werden. Begräbnissplätze z. B., die unzweifelhaft der allemanisch heidnischen Zeit angehören, werden nie vom Volksmunde mit dem Namen Heidengräber belegt, wogegen gallisch-helvetische und gallo-römische Ueberbleibsel, wie Refugien und Ruinen römischer Wohnungen einen Namen tragen, dem das Wort Heide vorgesetzt ist.

Die der deutschen im Besitze und in der Benutzung der Alpweiden der östlichen Schweiz vorangegangene Bevölkerung ist aber keine andere als die rhäto-

¹⁾ Wir würden die Benennung solcher Hüttchen der Viehhüter von dem lateinischen Vigil, Wächter, ableiten, wenn die Aussprache des ersten Buchstabens, ein f anstatt eines v (w), nicht entgegenstände.

romanische. Von dieser ist die Kenntniss der Bewirthung der Alpweiden an die deutschen Einwanderer übergegangen, wie die Namen vieler Geräthschaften und Verrichtungen in der Sennhütte und die Benennungen verschiedener Formen und Gestaltungen des Gebirges genügsam beweisen. Nur allmählig ist die deutsche Bevölkerung in das Hochgebirge hinaufgestiegen und dort zur Lebensweise der Hirten übergegangen. Denn es ist kaum anzunehmen, dass ein von einem ebenen Lande herkommendes und mit Felddbau bekanntes Volk wie die Allemannen und Burgunder, ohne besondere Noth in hohen Gebirgsgegenden sich angesiedelt und einzig auf den Ertrag der Viehzucht seine Subsistenz gründend die mannigfachen Genüsse so leicht vergessen habe, welche ihm die Pflanzung von Culturgewächsen gewährte, und unmöglich dass es sofort die Wohnsitze in einer milden Region mit solchen in der Nähe der Schnee- und Eisfelder vertauscht habe.

So wie die deutsche die romanische, so hat diese die rhätische aus dem Besitze der Alpweiden verdrängt. Von der einstigen Herrschaft der letztern im schweizerischen Hochgebirge zeugen die Namen vieler Berge, Flüsse und Thäler und die sich oft wiederholenden Namen von Ortschaften von den Tyrolerbergen an durch die ganze Alpenkette bis zum Genfersee.

Seit der Zeit der Pfahlbauten, mit denen der ganze Nordrand des Zugersee's besetzt ist, sind die Gebirgsthäler mit ihren wildreichen Wäldern und herrlichen Weideplätzen, ununterbrochen, wenn auch schwach, von Jäger- und Hirtenfamilien bevölkert gewesen. Es bürgen dafür die Alterthumsgegenstände, die von Zeit zu Zeit im Gebirge und zwar nicht an den uralten Alpenübergängen, sondern auf weit von diesen entfernten Höhen zum Vorschein kommen. Um nur einiger wenigen Dinge zu erwähnen, die in den letzten zwei Jahren zu unserer Kenntniss gelangten, so ist im Dorfe Seewis, zunächst der Kirche, ein aus Diorit verfertigtes, in der Mitte durchbohrtes Steinbeil gefunden worden, das von gleichartigen Werkzeugen der Pfahlbauten nicht zu unterscheiden ist (s. Taf. I, Fig. 8), ferner wurde in einem Seitenthale des Muotathales bei der sogenannten Schwarzenbach-Gruobi ein Bronzebeil (Taf. I, Fig. 9) und zu Scafs im Engadin ein Bronzemesser (s. Taf. I, Fig. 7¹⁾) ausgegraben, welche Dinge die Bronzezeit repräsentiren, während das erstgenannte Werkzeug uns die Steinperiode vor Augen legt.

F. KELLER.

¹⁾ Da Messer von dieser Form nicht häufig vorkommen, fügen wir eine kurze Beschreibung desselben bei. Es besteht aus zwei Theilen, dem Heft, a b, und der Klinge sammt der dornartigen Angel, c, d. Dieser Dorn steckt in einem Loche, das in das Heft gebohrt ist. An denselben ist, ehe er in das Heft getrieben und mit einem Nietnagel, e, befestigt wurde, der Ring, f, und ein vielleicht aus Knochen oder Blei bestehendes Röhrchen, das die Lücke bei g ausfüllte, geschoben worden. Ebenso ist der Einschnitt bei h mit einem Stück Knochen, Horn oder Blei ausgefüllt gewesen. Auch das Loch bei i ist jedenfalls nicht leer geblieben. Die Klinge, k, ist am Rücken wie bei einem Rasiermesser dick und einwärts geschweift, die Schneide, wie bei einer Sichel, durch Hämmern oder Dengeln entstanden. Häufig, und so auch hier, sind die Seitenflächen der Bronzemesser mit eingegrabenen Verzierungen bedeckt, welche beim Gebrauche und wiederholten Zuschleifen verschwinden. Zu bemerken ist, dass die verschiedenen Theile dieses in unserer Sammlung befindlichen Messers gegossen sind und dass, während Heft und Klinge aus einer Mischung von Kupfer und Zinn im Verhältniss von 4 : 1 bestehen, der Ring aus einer Mischung von 4 Theilen Zinn zu 1 Theil Kupfer besteht und eine weissliche Farbe hat.

10.

Die Letzinen oder Landwehren.

Mit diesem *Worte* bezeichnete man während des Mittelalters in der Schweiz eine besondere Art von Befestigungen an den Grenzen einer gebirgigen und in politischer Beziehung ein Ganzes bildenden Landschaft, eines einzelnen Thales oder auch nur einer darin gelegenen Stadt. Sie hatten den *Zweck*, dieses Objekt gegen feindliche Angriffe von aussen, seien es plötzliche Ueberfälle und blosser Streifzüge oder andauernde Kriege und damit verbundene regelmässige Belagerungen zu vertheidigen. Ihre *Ausdehnung* erstreckte sich in Landschaften über eine Reihe von Höhen und Tiefen, in Thälern dagegen nur von einer günstigen Stelle der dieselben auf beiden Seiten einschliessenden Berge abwärts bis an den tiefsten Punkt, welchen meistens ein Gewässer (Fluss oder See) bildete. Hinsichtlich der *Bauart* unterscheiden sich die Letzinen je nach der Dauer, für welche sie bestimmt waren und der Zeit die auf ihre Errichtung verwendet werden konnte, in bleibende und in vorübergehende. Die erstern, wegen der grossen, zu ihrer Ausführung erforderlichen Kräfte, in der Schweiz nur auf kürzeren Strecken in Thälern vorkommend, bestanden aus festem Mauerwerk und wurden ohne Zweifel nur allmählig während längerer Friedensperioden angelegt; sie enthielten in der Regel: 1) Einen oder mehrere Vorthürme zur Beobachtung der anrückenden Feinde und Allarmirung der Vertheidiger und zwar in Thälern, die von einem Flusse durchströmt wurden, gewöhnlich auf den beiden Berghöhen, in Thälern dagegen, die an einem See lagen oder auf einen solchen ausmündeten, überdies einen Thurm am Ufer oder im Wasser. 2) Eine Mauer von der Berghöhe längs dem innern Rande eines natürlichen Bodeneinschnittes, z. B. einer Bachschlucht oder Felsenwand abwärts bis in die Ebene laufend. War ein solcher nicht vorhanden, so wurde auf künstliche Weise ein breiter und tiefer Graben vor der Mauer gezogen, welcher wo möglich, mit Wasser angefüllt wurde. 3) Ein Thor für den Zugang. 4) Eine mehrfache Reihe starker Pfähle (Pallisaden) von einem Ufer des Wasserbeckens bis zum andern behufs Verhinderung der Anlandung von Schiffen.

Die Letzinen aus blosser Erdwerk, welche erst beim Ausbruche eines Krieges also in kurzer Zeit errichtet wurden, bestanden aus einem tiefen Graben und einer durch Aufschüttung der ausgeschaukelten Erde auf der innern Seite gebildeten Brustwehr, welche auf ihrem Kamm ein zusammenhängendes Pfahlwerk in den Durchgängen starke hölzerne Thore (Gätter, Grendel, Serren) mit vorgeschobenen Balken als Riegeln erhielt. Diese zweite Form wird in der westlichen Schweiz häufig mit dem Namen „Jag“ bezeichnet.

Beide Arten entsprachen übrigens mitunter ihrem Zwecke nicht besonders wenn bei grosser Ausdehnung ihre Besatzung gegenüber dem Feinde allzu schwach war.

Ueber die *Erbauer* der Letzinen existiren nur dürftige Nachrichten; doch geht daraus mit Bestimmtheit hervor, dass dieselben von den Bewohnern der betreffenden Länder, Thäler und Städte errichtet worden sind.

Was das *Alter* der Landwehren überhaupt anbelangt, so zeigt sich, dass sie schon von den Griechen angewendet worden sind, denn auf der Landenge von

Corinth findet man die fast ununterbrochenen Trümmer einer zur Vertheidigung des Peloponnes dienenden, 22,470 Fuss langen, möglichst dem Rande der Thalschluchten folgenden und mit vorspringenden viereckigen Thürmen, sowie mit Festungen in der Mitte von beiden Enden versehener Mauer, welche die ganze Breite des Landrückens einnahm und 100 Schritte weiter gegen Megara bemerkt man die Spuren eines zweiten Mauerzugs, der von den Höhen der ersten übersehen wird. Auch der Engpass der Thermopylen war von den Phokern zur Abwehr der Einfälle der Thessaler durch eine Mauer mit Thoren abgeschlossen. Endlich existirt bei den Ruinen des Tempels der Demeter Mykalessia an der Ostseite von Böotien eine ähnliche Befestigung als Vormauer gegen Angriffe von der Insel Euböa her. Die beiden erstern dürften aus der Zeit vor den Perserkriegen herkommen, da einerseits diejenige von Corinth aus mächtigen Werkstücken besteht, deren Herbeischaffung und Zusammenfügung eine längere Frist erforderte, die Befestigungsarbeiten der Peloponnesier aber gegen die Perser in aller Eile stattfanden, anderseits die bereits in Verfall gerathene Landwehr bei den Thermopylen beim Kampf gegen Xerxes erneuert werden musste.

Von den Griechen ging die Anwendung solcher Befestigungen an den Grenzen auf die Römer über, welche in dem zum Schutze gegen die Einfälle der germanischen Völkerstämme während des ersten Jahrhunderts n. Chr, erbauten gegen 70 Meilen langen Grenzwall (limes) zwischen Rhein und Donau ein grossartiges Zeugniß davon hinterlassen haben. Derselbe bestand entweder aus einer trockenen Steinanlage oder aus einem Strassendamme, oder endlich aus einem Erdwalle mit einem davorliegenden Graben und einzelnen Thürmen. Dass auch in der Schweiz von römischen Truppen Landwehren angelegt worden seien und zwar wahrscheinlich im vierten Jahrhundert gegen die Einfälle der Alemannen ergibt sich wenigstens an einem Orte aus der Konstruktionsweise der Mauern und der Auffindung von Münzen. Nach dem römischen Vorbilde wurden sodann von der spätern Bevölkerung unsers Vaterlandes Grenzbefestigungen an vielen Punkten errichtet; einige derselben reichen noch in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinauf. Die Mehrzahl hat ihren Ursprung erst vom Anfang des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Die hauptsächlichste *Zeit des Gebrauchs* fällt bei den griechischen Landwehren in die Zeit der Perserkriege (480 n. Chr.). Sie wurden indessen noch von Justinian gegen Ende des sechsten Jahrhunderts wieder hergestellt, ja an der Landwehr von Corinth noch 1415 gebaut. Der römische Grenzwall hielt bis zum Anfang des dritten Jahrhunderts die Angriffe der Germanen ab, konnte ihnen jedoch gegen Ende desselben nicht mehr widerstehen. Die schweizerischen Letzinen endlich wurden zunächst in den Kriegen gegen die Herrschaft Oesterreich vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts und hierauf bei den innern Kämpfen der Eidgenossen, namentlich im alten Zürichkriege gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts benutzt. Allein nach der Erfindung des Schiesspulvers und Ausbildung des Geschützwesens geriethen sie allmählig in Verfall, so dass sie schon zur Zeit der Reformation eine Antiquität waren und im Zwölferkriege (Anfang des 18. Jahrhunderts) wohl nur noch für den ersten Anlauf ohne die Möglichkeit einer längern Vertheidigung besetzt wurden.

Indem wir uns hier auf diese allgemeinen Bemerkungen beschränken, und eine spezielle Beschreibung der einzelnen Letzinen für die Mittheilungen der antiquar.

Gesellschaft vorbehalten, erwähnen wir zum Schlusse, dass es uns gelungen ist, bereits circa 70 solcher Bauwerke auszumitteln. Dieselben liegen vorzüglich in der östlichen und nördlichen Schweiz und zwar die Kantone Zürich, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell, Glarus, Graubünden, Uri, Unterwalden, Schwyz und Zug; es mangeln nur Thurgau und Luzern. Dagegen ist die westliche und südliche Schweiz viel weniger stark vertreten, nämlich in den Kantonen Aargau, Basel, Solothurn, Bern, Wallis und Tessin; es fehlen also noch Freiburg, Neuenburg, Waadt und Genf. Um nun eine möglichst vollständige Statistik der schweizerischen Letzinen liefern zu können, ersuchen wir die Freunde vaterländischer Alterthumskunde in jenen Kantonen angelegentlich, wenn ihnen dort solche Befestigungswerke entweder schon bekannt sind oder in der nächsten Zeit durch Erkundigungen zur Kenntniss kommen, uns von der Lage, den Ueberresten und der Geschichte derselben gefälligst Mittheilung machen zu wollen.

A. NÜSCHELER.

11.

Der Überlinger Bracteaten-Fund 1869.

In der alten Reichsstadt *Überlingen*¹⁾, dem Wohnsitze der allamannischen Herzoge am Bodensee, wurde im Februar 1869 ein merkwürdiger Fund mittelalterlicher Silbermünzen des 13. und 14. Jahrhunderts gemacht. Als nämlich im obern Theile der Stadt zunächst beim Gunzenthurm und auf dem Areal der alten Gunzenburg, der Schutt eines abgebrannten Hauses weggeräumt wurde, so wurde in der Mauer desselben hinter einer Steinplatte ein Schatz entdeckt, der in einem rothen wollenen Tuche eingewickelt war. Die Zahl der Münzen ist gross, einige nennen 2000 oder sogar 3000 Stücke. Der Eigenthümer, Namens *Kaltschmidt*, besitzt jetzt noch etwa 1000, die übrigen sind in die Hände der Arbeiter und Gassenjungen gerathen, so dass es unmöglich ist, eine vollständige Uebersicht aller vorhandenen Münztypen zu gewinnen. Dieser Schatz wurde, wie kaum zu bezweifeln ist, schon vor mehreren Jahrhunderten in dieser Mauer verborgen, vermuthlich als Kriegsgefahr drohte und feindliche Truppen der friedlichen Stadt sich näherten, oder als innerer Zwist und Miss-trauen die Bürger trennte und Leben und Eigenthum gefährdete. Die Geschichte von Überlingen erzählt viel von solchen Ereignissen, welche im Mittelalter sowohl als in der späteren Zeit hier Statt gefunden und die Macht, den Handel und den Wohlstand allmählig zerstörten. Dass dieser Schatz bereits im Anfang des 15. Jahrhunderts oder schon früher in jene Mauer verborgen wurde, ergibt sich aus der Beschaffenheit der darin enthaltenen Münzen. Es sind nämlich jene runden mit Perlenrand versehenen dünnen, einseitig geprägten Silbermünzen, welche im 13., 14. und vielleicht noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Süddeutschland und in der Schweiz von Königen, Bischöfen, Abteien und Städten geschlagen wurden. Später hörte diese Münzsorte,

¹⁾ Der älteste Name dieser allamannischen Ortschaft lautet in der Vita S. Galli und in Urkunden des 8. Jahrh. (bei Wartmann, Urkunden von St. Gallen) *Iburninga* und *Iburinga*, der Dativ plur. heisst *Iburningun* und aus diesem ist der jetzige Name *Überlingen* entstanden; bei den *Iburningen*, *Überlingen*, bei den Nachkommen des *Iburin* (s. Förstemann, Ortsnamen p. 825). Aehnliche Ortsnamen sind *Andelfingen*, *Rudolfingen*, *Markolfingen*, *Ermatingen*, *Sipplingen*, *Sernatingen* u. a.

welche in Urkunden denarius oder Pfening, jetzt aber von den Numismatikern *Bracteaten* genannt wird, ganz auf und es traten Groschen, Plapparte, Batzen, Haller, nebst andern dicken Sorten an ihre Stelle. Es sind grösstentheils Münzen jener Städte, welche der Bischof Heinrich von Constanz im Jahr 1240 zu einem Münzconcordate vereinigt hatte. Die merkwürdige Urkunde, welche über das damalige Münzwesen lehrreichen Aufschluss gibt, ist noch erhalten und in Neugart Cod. T. 2, 172 und in Haller's schweizer. Medaillen-Cabinet T. 2, p. 338, mitgetheilt und wurde jüngst von Dr. Grote im ersten Hefte der schwäbischen Münzgeschichte (Münzstudien, Heft XVI, p. 82) erläutert. Die 6 Münzstätten, welche das Concordat schlossen und sich vereinigten, ihre Münzen im gleichen Münzfuss künftighin auszuprägen, sind Constanz, St. Gallen, Ratisell (Radolfzell), Überlingen, Ravensburg und Lindau.

1. Der grösste Theil der aufgefundenen Münzen sind *Überlingermünzen*, und zwar alle von einer und derselben Sorte. Der Typus ist ein gekrönter Löwe (links-hin gewendet) zwischen zwei Sternen; er ist in seiner Körperbildung heraldisch behandelt und weicht sehr ab von dem Bilde des Löwen, das auf andern Überlinger Bracteaten dargestellt ist¹⁾. Taf. I, Nr. 4.

2. Sehr zahlreich sind die *Constanzer Bracteaten* und zwar ist eine Sorte in mehr als 400 Exemplaren vorhanden, nämlich mit dem Bilde des sitzenden Bischofs und der Aufschrift HAINRICVS EPC (Episcopus Constantiensis); er trägt in der Rechten den Krummstab und in der Linken das Evangelienbuch. Der Rand besteht aus Kreuzen und Quadraten, die mit einander abwechseln. Taf. I, Nr. 2. Bischof Heinrich, dessen Name auf der Münze steht, ist vermuthlich Heinrich I., welcher das Münzconcordat gestiftet und deshalb seinen Namen auf die neue Münze setzte. Es sind ausserdem noch mehrere bischöfliche und königliche Bracteaten vorhanden, die ebenfalls der Constanzer Münzstätte zugeschrieben werden können.

3. Zahlreich sind auch die *St. Gallischen Bracteaten*, aber nur in einer einzigen, bisher unbekannten Varietät vorhanden. Es ist der sogenannte Lammpfenning, nämlich ein rückwärts blickendes Lamm, hinter welchem der Krummstab, nicht die Kreuzfahne, der gewöhnliche Typus dieser Münzstätte, sich befindet. Taf. I, Nr. 3. Ich hoffte viele schweizerische Bracteaten in diesem Funde zu entdecken, wie dieses

¹⁾ Nach einer alten, aber ganz unglaublichen Tradition soll schon im 7. Jahrhundert zu Überlingen Münze geschlagen worden sein. Diese Nachricht steht, wie mir Herr Professor und Bibliothekar Eytenbenz mittheilte, in einer auf der dortigen Bibliothek befindlichen Chronik des 16. Jahrhunderts (Reutlinger Collectanea) und, lautet folgendermassen: „Ungefähr 620 hat Herzog Guntz von Schwaben zu Überlingen Hof gehalten; der liess eine Münz schlagen, nämlich Pfennige von gutem Silber durchgeschlagen wie die Überlinger. Dergleichen werden noch gefunden und *Guntzenpfennige* benannt. Dieser Pfennige sind allhie Anno 1520 in einem irdenen Hafen, viel in einer Mauer gefunden worden. Es waren noch andere Gattung Pfennige als: Ravensburger, Lindauer, item mit Osterlammlein (St. Galler?), mit Bischofsinfeln und Stäben (Constanzer?) und dergleichen dabei. Die Guntzopfenninge haben einen ganzen Löwen. Auch Stumpf wiederholt diese Sage in seiner Chronik, T. 2, p. 53; „Herzog Gontzo, der bei St. Gallus Zeiten geläbt hat, schlug eine Müntz mit einem Löwen. Die „wurdend lang hernach genennt Gontzenpfenning, davon soll Überlingen darnach den Löwen im „Waapen geführt haben wie sy unserer Zeit noch den Adler führt.“

Es bedarf wohl keines Beweises, dass die Sage von den Guntzenpfennigen eine Fabel sei; denn zu jener Zeit schlugen die allamannischen Herzoge noch keine Münze, es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, dass die Bracteaten mit dem Bilde des Löwen, die aus dem 14. Jahrh. herkommen, irrthümlich von dem Chronikschreiber dem Herzog Guntzo zugeschrieben wurden.

in andern Funden, z. B. im Federseeerfund bei Biberach (König. Württemberg) der Fall war¹⁾, allein kein anderer ist unter denjenigen vorhanden, die ich bei Kaltschmid gesehen habe.

4) Aus der Münzstätte zu *Lindau* ist eine bisher seltene Species in grosser Zahl zum Vorschein gekommen, nämlich ein königlicher Bracteate, ein gekröntes Brustbild, zwischen Lindenzweigen. Der Rand besteht wie auf der vorhergehenden und auf der folgenden Münze aus Kreuzen und Quadraten. Taf. I, Nr. 1.

5. Auch *Ravensburg* hat viele Bracteaten zu diesem Funde geliefert. Der Typus ist eine Burg, ein hohes Thor mit Zinnen, zwischen 2 Thürmen und unter dem Thor befindet sich ein gekrönter Kopf. Dieser Bracteate ist, was die Burg betrifft, ähnlich dem von *Bergmann* aus dem Bracteatenfund zu Klaus bei Rankwil mitgetheilten, der die Umschrift *Ravenspurg* trägt. (Siehe Rechenschaftsbericht des Museums zu Bregenz 1865) Taf. I, Nr. 5.

6. Die letzte Münzstätte des Konkordates ist *Radolfzell* und es ist kaum zu bezweifeln, dass Münzen derselben auch in diesem Funde enthalten sind, allein der Typus ist unbekannt, welchen die Radolfzeller Münzen tragen, und ich weiss daher nicht, welche denselben zugeschrieben werden dürfen. An der Thätigkeit der Münzstätte zu Radolfzell kann nicht gezweifelt werden, da bekannt ist, dass auch der Abt zu Reichenau daselbst seinen Münzbedarf schlagen liess, wie Stumpf in seiner Chronik, T. II, p. 68 berichtet.

Ausser den oben beschriebenen Bracteaten sind noch mehrere andere vorhanden mit dem Bilde einer Burg, deren Münzstätte ich nicht kenne. Einer der merkwürdigsten und nur in wenigen Exemplaren vorhandenen ist derjenige mit 2 gekrönten Häuptern; Varietäten desselben sind aus dem Federseeerfund und aus Beischlag bekannt und werden dem König Friedrich und seinem Sohne Heinrich zugeschrieben.

Dieser Fund erweitert unsere Kenntnisse der königlichen, bischöflichen und städtischen Bracteaten. Es sind in demselben wenigstens 13 verschiedene Münztypen vorhanden, soweit ich hierüber urtheilen kann. Einige sind neu, andere sind in Beischlag abgebildet, und werden von ihm willkürlich unter die Augsburger eingereiht; von einigen war bisher ein einziges Exemplar bekannt, nämlich von dem Constanzerbracteaten mit der Aufschrift Hainricus Ep. C. besass Herr von Pfaffenhofen seit 2 Jahren das erste Stück.

Es ist bekannt, dass aus dem Gewichte der Münzen oft geschichtliche Resultate in Beziehung auf die Zeit der Ausprägung gewonnen werden, allein für den vorliegenden Fund scheint dieses nicht möglich. Alle diese Münzen haben ungefähr das gleiche Gewicht und der Unterschied zwischen den Münzen der verschiedenen Münzstätten ist nicht so gross, um frühere oder spätere Perioden der Ausprägung feststellen zu können. Die St. Galler Münzen sind die schwersten, dann folgt Constanz und Ravensburg, die leichtesten sind die Überlinger²⁾

Am Schlusse dieses Berichtes wünschte ich dem Leser mitzutheilen, welches Ereigniss den einstigen Besitzer dieses Münzschatzes veranlasst haben könnte, ihn in der Mauer seines Hauses zu verbergen und den räuberischen Händen der Feinde zu

¹⁾ Leizmann numism. Zeit. 1861. Nr. 10. Raiser Beiträge für Kunst und Alterth. 1834.

²⁾ Herr Staatskassier Ed. Hirzel hatte die Güte einige dieser Münzen zu wägen. Die St. Gallischen wägen 0,57—0,48—0,45, die Constanzer 0,52 bis 0,44, die Ravensburger 0,52 bis 0,44 und die Überlinger 0,49 bis 0,47 Grammes.

entziehen. Ich wandte mich daher an Herrn Prof. *Eytenbenz*, den gelehrten Bibliothekar zu Überlingen, und ersuchte ihn mir aus der Geschichte dieser Stadt diejenigen Begebenheiten mitzutheilen, welche im 14. oder 15. Jahrhundert die Bewohner mit Angst und Furcht erfüllt hatten und sie veranlassen konnten, ihre beste Habe in solcher Weise zu retten. Er erwiederte, dass kein anderes Factum mit grösserer Wahrscheinlichkeit genannt werden könne, als die Judenverfolgung, die in jenen Zeiten häufig ausbrach und in Überlingen sowohl, als auch in andern Städten am Bodensee sich bis zu unmenschlichen Gräueltthaten steigerte. Überlingen war oft der Schauplatz wilder Rache gegen die vom Kaiser begünstigten Juden. Johannes der Minorite zu Winterthur, erzählt in seiner Chronik, im Jahr 1331 habe sich die Bürgerschaft von Überlingen gegen die Juden empört, und sie mit Weibern und Kindern in die Synagoge eingesperrt und alle, mehr als 300 verbrannt¹⁾. Der Kaiser Ludwig strafte die Stadt und liess einen Theil der Stadtmauer schleifen, allein die Feindschaft dauerte fort und führte auch späterhin wieder zu mancher Gewaltthat. So 1391 unter Kaiser Wenzel, 1430 und 31 unter Kaiser Sigmund.

Es ist daher wahrscheinlich, dass bei einem solchen Auflauf dieser Schatz in der Mauer verborgen wurde, und dass das Haus in welchem er entdeckt wurde, damals einem Juden zugehört hatte.

* * *

Soeben erhalte ich von meinem Freunde, Herrn Baron von Pfaffenhofen, die Nachricht, dass zu Freiburg im Breisgau vor wenigen Wochen ein beträchtlicher Bracteatenfund gemacht wurde, in welchem auch viele schweizerische, Zürcher, Zofinger und Basler Münzen enthalten sind, und freue mich sehr, den ausführlichen Bericht, den er mir gütigst übersandte, hier mitzutheilen.

„Beim Abbruch einer Mauer in einem alten Hause zu Freiburg im Breisgau wurden 809 Stücke Bracteaten gefunden, sämmtliche wohl erhalten. Es waren:

	Stück.
Stadt Freiburger — mit dem Adlerkopf	510
Züricher mit ZURICH, (bei Meyer die ältesten Münzen von Zürich Taf. II, 19 bis 22)	88
Zofinger mit dem Pfauenwedel als Helmzierde über dem Helm, (bei Meyer die Bracteaten der Schweiz 1845, Taf. I, 17)	71
Bischof Johann von Basel mit I—O (bei Meyer, Taf. II, 133)	135
Mit P—E (bei Meyer, Taf. II, 132)	1
Mit Z—O (bei Meyer, Taf. I, 5)	1
Mit ZОВI (bei Meyer, Taf. I, 11)	1
Mit zwei Kreuzen (bei Meyer, Taf. II, 139)	1
Endlich mit dem Helfensteinischen Elephanten (bei Meyer, die Denare und Bracteaten der Schweiz 1858, Taf. V, 57)	1
Zusammen:	809

Da ausser den Freiburgern, die Bracteaten mit I—O entweder Johann von Chalons, Bischof von Basel 1325—1335 oder Johann Senn von Münsingen, Bischof von Basel 1335—1365 die vorherrschenden sind, und diese besonders gut erhalten,

¹⁾ Auch Stumpf erzählt dieses in seiner Chronik. T. 2. p. 53

so lässt sich der Fund, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts herleiten, wozu auch alle übrigen Bracteaten passen.

Der einzige ältere mit P—E entweder von Peter Rich von Richenstein 1286—1296 oder Peter von Asphalten 1297—1306, ist auch der am meisten abgeschliffene sowie der mit 2 Kreuzen, was auf ein etwas höheres Alter schliessen lässt.

Aber der einzelne Bracteate mit dem Elephanten berechtigt zu der Annahme, dass er unmöglich von der Aebtissin Sibylla von Helfenstein aus der Frauen Abtei zu Zürich herrühren kann, da diese Aebtissin im Jahre 1487 starb, folglich der Bracteate fast anderthalb Jahrhundert jünger, als die andern Bracteaten aus dem Funde wäre. Wir haben, wie mein Freund Herr Dr. H. Meier selbst schreibt, kein Beispiel, dass andere Aebtissinnen von Zürich mit ihrem Familienwappen münzen liessen. Wir sind daher froh, die fromme Frau von einer solchen Eitelkeit freisprechen zu können, und weisen indessen diesen Bracteaten der Familie von Helfenstein zu, und glauben dass auch er wie die andern in der Mitte des 14. Jahrhunderts geprägt wurde.

Mit diesen Bracteaten fand sich ein Frauengürtel vor, von schöner Arbeit mit Silber vergoldeten Löwen in schönem heraldischem Styl, und mit emailirtem A. Die Arbeit stimmt mit der Zeit der Bracteaten, und ist augenscheinlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.“

Im März 1869.

Dr. H. MEYER.

12.

Von dem Chor der Oetenbacher-Kirche

(Taf. II u. III.)

ist schon in zwei Sitzungen des vorigen Jahres ausführlich die Rede gewesen (vgl. Berichte der antiquar. Gesellschaft 1868, § 72 u. f., § 85 u. f.).

Am 5. September wies Dr. Ferd. Keller einen der daselbst eruirten Schalltöpfe vor und knüpfte daran die Mittheilung über ähnliche Einrichtungen in auswärtigen Kirchen, soweit ihm solche in ziemlich grosser Zahl bekannt waren.

Am 25. November hatte sodann der Unterzeichnete die Ehre, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft noch einmal auf diese Kirche zu lenken, indem er ausser den Schalltöpfen auch den baulichen Zustand der Kirche berücksichtigte. Seither ist an ihn die freundliche Aufforderung ergangen, obige Mittheilungen in Form eines Excurses den „Berichten“ beizufügen.

Die Uebersiedlung des Frauenconventes vom Oetenbach in's nahe Zürich muss zwischen dem 8. Juni und dem 25. November 1285 stattgefunden haben. Das neue Kloster erhob sich auf derselben Stelle, wo heute noch die Kirche und der grösstentheils der Strafanstalt zugehörige Gebäudecomplex stehen. Grund und Boden, welche bis zu jener Zeit der Abtei Zürich erbzinspflichtig waren, wurden am 28. Januar 1286 gegen Abtretungen anderweitiger Besitzthümer erworben; neue Rechte kamen 1293 hinzu.¹⁾

Ueber die Geschichte des Klosters sowie über den gegenwärtigen Bestand seiner Baulichkeiten steht ein einlässlicher Bericht durch den Herrn Rechenschreiber A. Nüscheler in seinem Werke „die Gotteshäuser der Schweiz“ zu erwarten. Hier

¹⁾ Ich verdanke diese wie die übrigen historischen Notizen der gütigen Mittheilung des Herrn Rechenschreibers Nüscheler.

sei nur des Chores und seiner Dependenzen, der beiden Kapellen auf der Süd- und der Nordseite gedacht.

Ueber die Zeit des Kirchenbaues sind keine speziellen Nachrichten vorhanden; bekannt ist nur, dass am 19. September 1317 der *Hochaltar* eingeweiht wurde, ein Ereigniss, das ohne Zweifel den vollendeten Abschluss des Baues und seiner Ausschmückung bezeichnet, damit steht der Styl, soweit das spärliche Detail überhaupt eine annähernde Bestimmung zulässt, im Einklange.

Langhaus und Chor waren beide einschiffig und mit flacher Holzdecke versehen, ersteres etwas niedriger als der letztere. Das Langhaus, die ehemalige Waisenhauskirche, ist unlängst zum Arbeitssaale für Sträflinge eingerichtet worden. Das Innere und das Aeussere sind total verbaut, so dass man einstweilen vergeblich nach einem Anhaltspunkte für die Reconstruction des ursprünglichen Ganzen sucht.¹⁾ Auch der Chor ist und zwar schon seit 1554 profanen Zwecken übergeben worden. Er hat indessen, abgesehen von der Eintheilung in mehrere Stockwerke (ehedem Kornböden), seine ursprüngliche Gestalt bewahrt. Der Grundriss bildet einen langgestreckten Raum von Mètres 43,17 Länge und Mètres 9,65 Breite, im Osten mit dreiseitigem Polygonabschlusse. Auf der Westseite befand sich ein hoher offener Spitzbogen von Mètres 9,35 Spannweite, ähnlich den Triumphbogen der altchristlichen Basiliken; er bildete den Durchgang vom Chor zum Langhause, der Laienkirche. Unter diesem Bogen sowie zu beiden Seiten desselben, im Langhause, werden vor der Reformation drei Altäre erwähnt, der Hochaltar selbst befand sich im Chor.²⁾

Die ganze Haltung des Chores zeugt von einer Dürftigkeit, die hart an die Grenze des Rohen streift. Die Mauern, circa Mètres 1,07 stark, aussen gewiss von jeher ohne Verputz, sind aus sogenannten Bergsteinen erbaut³⁾; sie erheben sich beiläufig Mètres 10,77 hoch vom Erdboden bis zur flachen Holzdecke, die, ehedem etwas tiefer als die gegenwärtige, den ganzen Bau überspannte. Im Innern wie am Aeussern fehlt sozusagen jede Spur einer plastischen Gliederung, die hohen Fenster ausgenommen, welche gleichsam nur zufällig in unregelmässigen Abständen die Mauern durchschneiden. Jede Polygonseite enthält deren eines, vier Paare kommen auf die Langwände, wo indessen die beiden östlichsten Fenster zugemauert wurden, als man später zwei Kapellen hinzufügte. Von den Fenstern, die sämmtliche im Spitzbogen (Mètres 1,75 Dreieckseite) abschliessen, enthielten wenigstens diejenigen des Chorschlusses ein steinernes Maasswerk, wie man aus den Ansätzen einer oberen Rosette (etwa eines Dreipasses) erkennen kann. Die Leibungen sind matt und kraftlos profilirt, inwendig mit einer Schräge, aussen mit einer Hohlkehle. Das Maasswerk selbst zeigt das einfachste Profil welches die Gothik kennt.

¹⁾ Auffallend ist es, dass nur die Nordseite des Langhauses in einer Flucht mit dem Chore liegt, während die Südseite um Mètres 2,68 über dieselbe hervortritt, eine Anordnung, die gewiss die ursprüngliche ist, da beide Mauern dieselbe Stärke haben. Vielleicht handelte es sich darum, hier dem sehr weit gespannten Chorbogen ein stärkeres Widerlager zu geben; allein man fragt sich dann, warum diess auf der Nordseite nicht ebenfalls stattgefunden habe.

²⁾ *Vögeli*, das alte Zürich § 321, berichtet, dass „laut einem alten Manuscripte“ im Ganzen acht Altäre im Kloster bestanden hätten. Herr Rechenschreiber *A. Nüscher* kennt nur deren sieben, von denen sechs in den Urkunden aufgeführt werden.

³⁾ „Bergsteine“, d. h. ein weicher Sandstein von nahe bei Zürich gelegenen Höhen, wahrscheinlich vom Zürichberge gebrochen, wie mir Herr Strafhausdirektor Wegmann mittheilte.

Von anderen Details, welche im Chore erhalten sind, sei hier einiger Nischen nahe beim Chorabschlusse gedacht. Auf der Nordseite, hart neben dem Eingange in die neue Kapelle (wo sich bis vor wenigen Jahren noch ein steinernes Weihwasserbecken befunden haben soll) vertieft sich eine profilirte Spitzbogenblende; ob hier vielleicht ein Piscina war, lässt sich einstweilen nicht ermitteln, weil der jetzige Chorboden, beträchtlich höher als der ursprüngliche, den unteren Theil der Nischen verdeckt. Gegenüber, auf der Südseite, sieht man sodann die bereits von Arter abgebildeten „*Priestersitze*“ (vgl. Sammlung zürcherischer Alterthümer Heft XI zu Ende), eine dreitheilige Nische von Mètres 2,32 Breite, deren mittlere Bogenschenkel (Kielbogen) consolenartig in halber Höhe der Mauerwand absetzen. Unmittelbar daran schliesst sich gegen Westen eine zweite etwas breitere und tiefere Mauernische, sie ist mit einem gedrückten und schwülstig profilirten Kielbogen (fast in der Form des sogenannten Eselrückens) überwölbt und enthält in ihrem Bogenfelde ein reiches spätgothisches Maasswerk, dessen Endungen in kleine Lilien auslaufen. Genau derselbe Schmuck wiederholt sich auf der Aussenseite der Umfassungsmauer, wo diese Nische abermals in der anstossenden Liebfrauenkapelle sichtbar wird. Arter (vgl. dessen schlechte Abbildg. a. a. O.) bezeichnet sie schlechthin als Thüre, allein diese Blende ist unterhalb des Bogenfeldes mit einer regelmässigen Quadermauer, unmittelbar über dem Fussboden aber, wie man diess an der Aussenseite sieht, ballustradenähnlich mit einer Reihe von spitzbogigen Blendarkaden ausgesetzt, eine Vorrichtung, welche ursprünglich ist und somit keineswegs zu einer „Thüre“ passt. Eine solche befindet sich vielmehr unmittelbar nebenan, sie ist in Stichbogen überwölbt, sehr einfach gehalten und führte wirklich aus dem Chore in die anstossende Liebfrauenkapelle (Taf. II, Fig. 1).

Wahrscheinlich ist es dass der Chor mit seinen grossen Wandflächen und der glatten Holzdecke auf eine vorzugsweise malerische Ausstattung angewiesen war, wie denn vor einigen Jahren an den Langwänden die Kolossalgestalten von Aposteln zu sehen waren, und heute noch, hoch zur Linken des Chorbogens, figürliche Reste zu erkennen sind. Ein Schmuck von bunten Glasfenstern möchte wesentlich dazu beigetragen haben das Bild zu einem fröhlichen und farbenlustigen zu machen.

Bei der Dürftigkeit und Armuth, die sich heutzutage in dieser Kirche zu erkennen gibt, ist es einzig noch jene mehrerwähnte Anordnung von hohlen Töpfen (sogen. „*Schalltöpfen*“), welche derselben einiges Interesse, wenigstens den Reiz des Absonderlichen verleiht. Diese Töpfe sind in zwei Reihen, die obern fast unter dem Auflager der ursprünglichen Holzdecke auf der Innenseite der Umfassungsmauern eingesetzt und zwar so, dass ihre Mündungen nicht über die Mauerlinie hervortreten. Diese Anordnung besteht sowohl innerhalb des polygonen Chorabschlusses (wenigstens an beiden Schrägseiten — die horizontale Schlussfronte ist später in ihrer ganzen Breite von einem Fenster durchbrochen worden) als an den beiden Langwänden. Auf der Nordseite ist sie in einer Ausdehnung von beiläufig Mètres 26 zu verfolgen, auf der Südseite setzt sie etwas früher ab, so dass von da an im westlichen Theile des Chores keine Töpfe mehr zu finden sind. Einer derselben ist unlängst herausgebrochen worden und befindet sich nunmehr in der Sammlung der Gesellschaft auf dem Helmhause. Er hat die Form eines leicht bauchigen Kruges ohne Henkel, inwendig und auswendig ist derselbe unglasirt, seine Höhe beträgt inwendig Mètres 0,245, der

grösste Durchmesser 0,255, der Boden 0,210, die Mündung 0,210, das Material ist ein hellgelber gebrannter Thon (Taf. III, Fig. 3).

Ohne Zweifel ist diese Anordnung, wie diess auch anderwärts erwiesen wurde, ein blosser Versuch, der bezweckte, den Schall des Chorgesanges sei es zu verstärken, sei es nachhaltiger zu machen. Sicher ist es auch, dass diese Töpfe erst nachträglich eingemauert wurden (vgl. oben Jahrg. 1868, § 73), als der Bau bereits vollendet stand. Daraus erklärt sich ihre höchst unregelmässige Anordnung, die keineswegs jenem klaren Systeme entspricht, welches Vögelin (Das alte Zürich, S. 321) mittheilt; vielmehr streift die obere Reihe bald fast unter die Decke, bald sinkt sie wieder nahezu um einen Fuss tiefer; ebenso verhält es sich mit der unteren Reihe, wo man vergebens jene schachbrettartige Symmetrie mit den oberen Töpfen sucht. Alle diese Gefässe wurden eben da eingemauert, wo der Meissel zufälligerweise auf ein weiches Gestein traf, oder wo grosse Blöcke mühelos und unbeschadet des Verbandes entfernt werden konnten. So zeigt denn auch der Augenschein, dass manche dieser Gefässe bei einer so gewaltsamen Manipulation schon unter den Händen der damit betrauten Arbeiter zerbrachen.

Wie der grösste Theil der Wandflächen, so war auch der den Töpfen zunächst befindliche Raum mit Malereien geschmückt und zwar unterscheidet man hier zweierlei Farbenschichten, Ornamente zweier verschiedener Epochen. Beide Male versuchte man es, die Töpfe selbst decorativ zu verrathen, indem man diese, soweit es überhaupt die höchst regellose Anordnung gesattete, zum Mittelpunkte des umgebenden Ornamentes wählte. Die älteren Malereien, welche Herr Dr. F. Keller sowohl an der nördlichen Langwand, sowie hauptsächlich an der nordöstlichen Polygonseite des Chorabschlusses aufgedeckt hat, bestehen zunächst aus einem ziemlich breiten Ornamentbande, welches sich statt eines Kranzgesimses unmittelbar unter der ursprünglichen Holzdecke herumzog. Der Schmuck derselben bildet, weiss auf schwarz, ein wellenförmiges Blattgewinde, darunter ein schmales Ornament, Mauerzinnen ähnlich, von denselben Farben, dazwischen hin und wieder Vögel, als Gänse etc. Der Styl des Blattwerks ist der gothische des XIV. Jahrhunderts. Ohne Zweifel sollte sich diese Ornamentik ununterbrochen um den ganzen Chor herum fortsetzen, allein diess war der Töpfe wegen unmöglich, da diese bald so hoch lagen, dass sie ganz oder theilweise in das Ornamentband hineingriffen, oder, tiefer angebracht, einer besonderen Umrahmung bedurften. In diesem letztern Falle half man sich damit, dass man die offene Mündung mit einem Stern umzeichnete und die einzelnen Spitzen oder Zacken mit bunten Farben, blau, roth etc., bemalte (Taf. III, Fig. I). Im XV. Jahrhundert, wahrscheinlicher noch im Anfange des XVI., also kurz bevor die Reformation dem Kloster ein Ende machte, scheint die Kirche, theilweise wenigstens, zum zweiten Male ausgemalt worden zu sein. An die Stelle des älteren Blattfrieses trat jetzt ein breites Band, bestehend aus zwei Linien, zwischen welchen abermals schwarz auf weiss einfache Kugeln oder Dupfen gemalt wurden. Dieses Band herrschte nicht nur unter der Decke, sondern umzog als ein fortlaufender Saum die sämmtlichen Oeffnungen und Kanten der Wandflächen, sowohl die Mündungen der Töpfe als namentlich die hohen Spitzbogenfenster in ihrer ganzen Ausdehnung (wie man diess in den unteren Theilen eines Fensters an der Südseite gewahren kann). Ein styllos verschnörkeltes Blattwerk, ganz in dem kalligraphischen Style, der seit dem Ende des XV. Jahr-

hunderts beliebt geworden war, scheint die Spitzbogen der Fenster begleitet und sich von hier aus über die Wandflächen verbreitet zu haben (Taf. III, Fig. 2).

So viel von der Kirche selbst. Es bleibt noch übrig, einige Notizen über deren Anbauten zu geben. Zu beiden Seiten des Chores, unmittelbar vor dem Polygonabschlusse, befand sich eine rechteckige Kapelle; auf der Nordseite die „neue“, gegenüber die alte oder U. Liebfrauenkapelle. Als Stifter der Letzteren bezeichnete Vögelin (Das alte Zürich, S. 128) einen Grafen Werner von Homburg, worunter um so wahrscheinlicher der 1320 verstorbene Vater ¹⁾ gemeint ist, als die Kapelle bereits vor dem Jahre 1310 bestanden zu haben scheint. ²⁾ Dieses kleine Heiligthum, welches nachträglich in ein Salpetermagazin verwandelt wurde, ist im November vorigen Jahres gänzlich abgetragen worden. Seine Grösse und die Stellung zum Chore stimmte mit der gegenüberliegenden „neuen Kapelle“ überein. Der Grundriss bildete ein Rechteck, bestehend aus zwei quadratischen Jochen. Eine winzige unregelmässige Vorhalle, höchst roh aus sogenannten Kugelsteinen gemauert, bildete ehemals den äusseren Zugang von Westen her, wurde aber schon früher entfernt. — Die Kapelle selbst war Mètres 4,75 (im Lichten) breit, ihre Länge betrug das Doppelte. Die Höhe der Gewölbe schätzte Vögelin (a. a. O. Anmerk. 399) auf beiläufig 24 Fuss. Strebepfeiler an den Ecken und in der Mitte der südlichen Langwand, alle drei von einfachster Form mit doppelter Abdachung versehen, stützten die Gewölbe des Inneren. Letztere ruhten auf schlichten prismatischen Consolen, welche in halber Höhe der Wand die Rippen aufnahmen; figürlicher Schmuck fand sich nur an den beiden Schlusssteinen, von denen der eine das Brustbild Christi, der andere dasjenige der gekrönten Maria enthielt; beide Köpfe mit handwerklicher Roheit ausgehauen ³⁾ (Taf. II, Fig. 2, 3 u. 4). Die nicht sehr hohen Fenster (zwei auf der Südseite, je in der Mitte eines Schildbogens, der dritte auf der Ostseite) waren im Spitzbogen überwölbt, durch einen mittleren Pfosten getheilt und enthielten ein einfaches Maasswerk in Form eines Dreipasses, der auf zwei Kielbogen ruhte (Taf. II, Fig. 5). Der Durchschnitt des Maasswerkes zeigte, wie auch die Gewölberippen (Taf. II, Fig. 6), das gewöhnliche Hohlkehlenprofil der spätgothischen Zeit. Jener reich geschmückten Nische ist bereits gedacht worden, ebenso des kleinen Einganges, der neben derselben in den Chor der Kirche führte. Erstere starrt als ein Theil der Chormauer noch heute aus dem umgebenden Gerölle hervor. — Von malerischem Schmuck, der in dieser Kapelle überhaupt sehr spärlich angewendet gewesen zu sein scheint, sind nur einige Medaillons erhalten, welche auf buntem Grunde ein Kreuz mit einer darauf liegenden segnenden Hand zeigen; es sind auf die Weihe bezügliche Zeichen (*signa consecrationis*). (Taf. II, Fig. 7.) Völlig ausgemalt war dagegen die

¹⁾ Vgl. oben 1868, S. 86.

²⁾ Laut einem undatirten Reversbriefe der Priorin und Convent am Oetenbach für eine Vergabung des ehrwürdigen Herrn Graf Krafts von Toggenburg zu Gunsten der Klosterfrauen Elisabeth und Susanna von Spitzenberg, seiner Schwester Töchtern, sollen nach ihrem Tode 3 Mütt Kernen zu einem ewigen Licht in *Unser Frauen Kapelle* gegeben werden. Diese Klosterfrauen werden zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahr 1325 erwähnt. Da jedoch Graf Kraft von Toggenburg in dem Reversbriefe noch nicht Propst genannt wird, so dürfte dieses Schriftstück in die Zeit vor seiner Erhebung zur Propstwürde, somit vor 1310 zu setzen sein.

A. NÜSCHELER.

³⁾ Beide Schlusssteine werden gegenwärtig im Hofe der Strafanstalt aufbewahrt, ebenso das Maasswerk eines Fensters. Es wäre wünschenswerth, dieselben an einem zugänglicheren Orte aufzustellen.

gegenüberliegende „*neue Kapelle*“ an der Nordseite des Chores. Während Vögelin (a. a. O. S. 323) nur berichtet, dieselbe hätte vor dem Jahre 1462 bestanden, verdanke ich Herrn Rechenschreiber A. Nüscher die gütige Mittheilung, dass bereits im Jahre 1389 eines hier bestehenden Bildes gedacht wird. Leider hat diese Kapelle schon seit Langem ihre Gewölbe eingebüsst, da sie 1769 zur Korndarre eingerichtet worden war. Eine pietätvollere Gesinnung hat wenigstens die beiden Schlusssteine geschützt, welche, ohne Zweifel bei jenem Anlasse, am Aeusseren über dem Eingange der Westseite eingemauert wurden; der eine das Lamm Gottes mit der Kreuzfahne, der andere den segnenden Heiland in Relief darstellend, sind bei Arter (a. a. O.) abgebildet. Die Dimensionen (Mètres 5,80 Breite, die beiden Gewölbejoche von Ost nach West Mètres 3,90 lang) sowie die sämtlichen Details als Gewölberippen etc. sind ziemlich genau dieselben wie in der Liebfrauenkapelle. Leider sind auch von den Malereien, welche beinahe sämtliche Wandflächen schmückten, nur wenige Reste erhalten geblieben. Der ziemlich rohe Styl ergibt sich aus beifolgenden Copien, welche nach den im Jahre 1862 gemachten Pausen ausgeführt sind. Die Figuren, die sich nur noch an der Süd- und Westseite erkennen lassen, sind in mehrere Reihen übereinander geordnet; dort (an der Südseite) waren es unten etwa, 1 Mètre über dem Fussboden, kleine Apostelgestalten (Mètres 0,20 hoch). Man erkannte S. Petrus, S. Paulus, Joh. Ev., Jacobus (mit einer Muschel), Andreas (mit dem Kreuze), Jeder mit seinem Attribute in der Rechten, während die Linke ein geschlossenes Buch hielt. Die Figuren waren in ziemlich weiten Abständen angebracht, der Grund bald blau, grau, oder roth von einer gelben Säulenstellung umrahmt, dazwischen befand sich jedesmal innerhalb eines Medaillons ein weisses Kreuz auf rothem Grunde. Ihrem Style nach sind es offenbar Arbeiten aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts (Taf. II, Fig. 8). — Darüber an dem südöstlichen Schildbogen ist noch die grosse Gestalt der h. Georgs zu erkennen, der zu Ross mit eingelegter Lanze dem Drachen entgegenstürmt. Spuren des Costüms, die geschweifte Form des Schildes lassen ebenfalls auf das XV. Jahrhundert schliessen.¹⁾

Hiemit sei unser Referat zu Ende, möge dasselbe dazu dienen, dem althehrwürdigen Bau noch einige Blicke der Aufmerksamkeit zu erwerben, bevor diess wie so Manches in Bälde dem Sturme der Neuerungssucht erliegt!

R. RAHN.

13.

Schalltöpfe.

Einen Beweis, dass nicht nur die Chöre grosser Stadt- und Klosterkirchen, sondern auch solche kleiner Dorfkirchen mit Schalltöpfen versehen waren, liefert nachstehender Bericht.

Als im Januar 1863 der Abbruch der alten Kirche zu Rein bei Brugg (Aargau) stattfand, kam in der Mauer auf der linken Seite des Chorbogens ein Topf zum Vorschein, der von dem Baumeister der neuen Kirche aufbewahrt wird und folgende

¹⁾ Spuren von Wandmalereien finden sich auch am Aeussern des Chores, wo längs der Nordseite vielleicht ein gedeckter Gang von dem sogenannten Gruftkeller nach der neuen Kapelle geführt haben mag. Man erkennt hier noch deutlich die Figur des Gekreuzigten.

Dimensionen zeigt: Dicke der Masse 2^{'''}, Höhe des Topfes 5^{''} 7^{'''}. Durchmesser am Boden 4^{''} 5^{'''}, Durchmesser bei der grössten Bauchung 6^{''} 8^{'''}, des Randes 4^{''} 4^{'''}, des Halses 3^{''} 4^{'''}, Höhe des Halses 1^{''}. Ausser diesem Topfe, der völlig unglasirt ist und beim Abbrechen von einem abgerundeten Ziegelstück verschlossen und von Gips bedeckt gefunden wurde, kamen neben dem Chorfenster noch andere solche Töpfe zum Vorschein, die aber sämmtlich zerschlagen wurden (Taf. I, Fig. 10).

24. December 1868.

E. HALLER, Pfarrvikar zu Rein.

14.

Kohlen und Asche in Gräbern.

Ich erlaube mir hiemit eine Mittheilung zu machen, von der ich freilich nicht weiss, ob dieselbe für Alterthumsforscher von Interesse ist. Bei Ausgrabung des Fundamentes, behufs Erbauung eines steinernen Kirchthurmes zu Benken (Ct. Zürich), musste auch die nördliche Giebelmauer der Kirche bis unter deren Fundament niedrigerissen werden, wobei denn auch ein Theil des jetzigen Kirchenschiffes blos gelegt wurde. Bei dieser Ausgrabung traten nun verschiedene Gräber zu Tage, in denen die Särge meist noch gut zu erkennen waren. Das konnte nicht gerade auffallen, da wir annehmen durften, die vor der jetzigen im Jahr 1617 erbaute Kirche hier befindliche Kirche sei, weil kleiner, mehr östlich gestanden, und hier habe sich der Gottesacker befunden. Nun zeigte sich aber etwa 1—2 Fuss unter den Särgen zuerst eine Schicht Asche und darunter eine Schicht Kohlen, jede von 1½—2 Zoll Mächtigkeit. Von Gräbern, Knochen oder sonstigen Gegenständen ist freilich nichts gefunden worden.

Ob auch bei christlichen Gräbern Kohlen und Asche je Verwendung fanden, ist mir nicht bekannt.

23. December 1868.

K. H. WALDER, Pfarrer in Benken.

Bücherschau

des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

Publicationen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Pupikofer, J. A. Geschichte der Burgfeste Kyburg. 1. Kupfertafel XXXIII. Zürich, 1869. 4.

Keller, Dr. Ferd. *Helvetische Denkmäler*. 8. Lith. Zürich, 1869. 4.

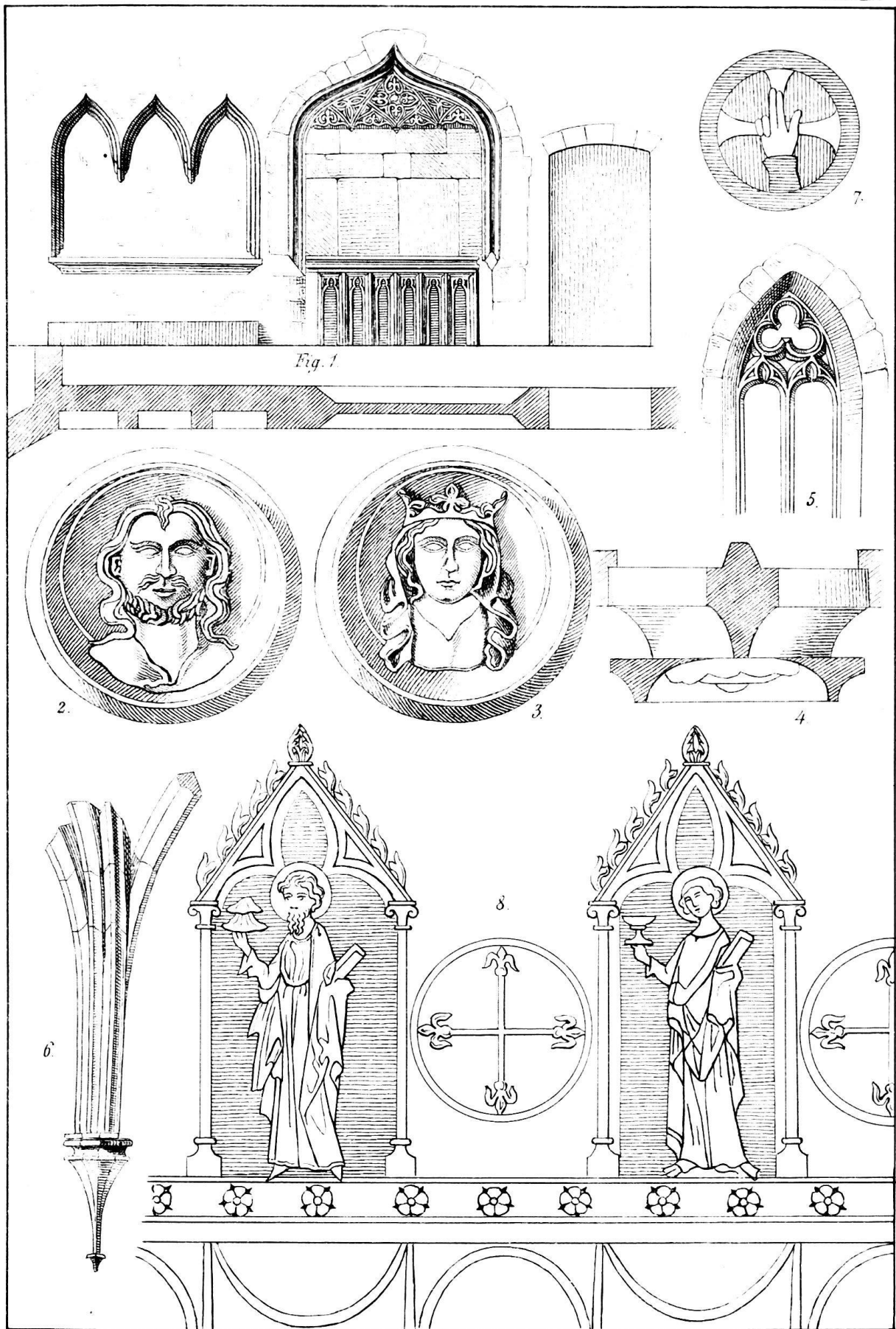
Anderweitige Publicationen:

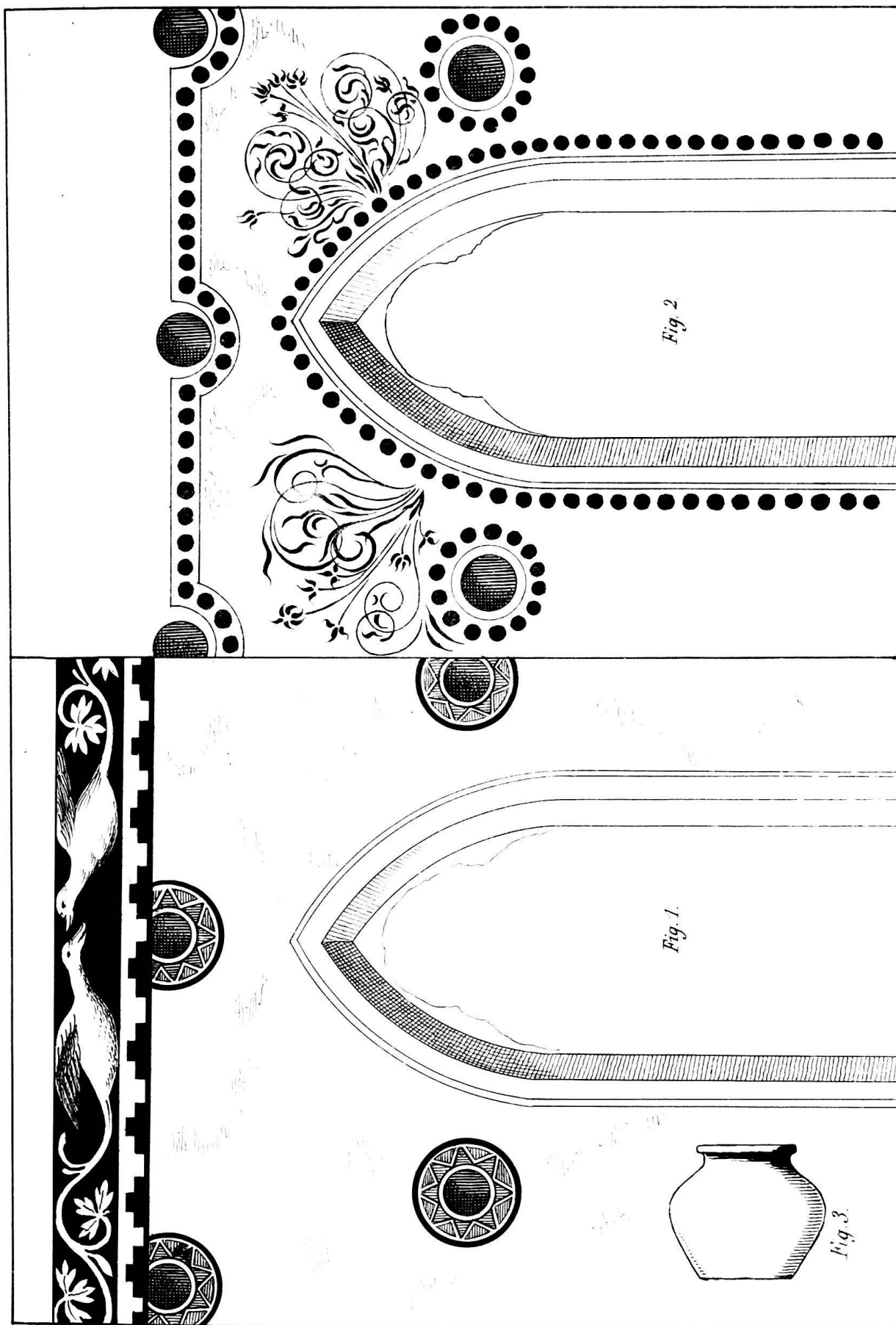
Meier, Dr. H. *Jakob Stampfer*. Neujahrsblatt des Waisenhauses in Zürich, 1869. 4.

Galiffe. *Genève historique et archéologique*. Genève, 1869. gr. 8.

St. Gallen vor hundert Jahren. Mittheilungen über Stadt-St. Gallische Verhältnisse und denkwürdige Männer des vorigen Jahrhunderts. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. Mit 1 Tafel. St. Gallen, 1869. 4.

Fazy, H. *Genève sous la domination romaine, notice archéologique*. Genève et Bâle, 1869. 70 pag. 6 pl. 4.





ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde. INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

Nº 2.

ZÜRICH.

JUNI 1869.

INHALT: 1. Ueber den Einbaum von Dr. F. Keller. S. 33. — 2. Hache trouvée sur le Col des Mosses par S. Chavannes. S. 36. — 3. Römisch-barbarische Bronze-Statuetten aus der Schweiz und Oberitalien von Prof. Bursian. S. 36. — 4. Des traces d'habitations romaines dans le Canton de Fribourg etc. par L. Grangier, prof. S. 39. — 5. Alemannische Waffen von Dr. F. Keller. S. 41. — 6. Der Münzfund zu Wolsen, Canton Zürich, von Dr. F. Keller. S. 45. — 7. Ueber schweizerische Glasgemälde von Dr. J. R. Rahn. S. 50. — 8. Sitzungsprotokolle von Dr. G. Meyer von Knonau. S. 64. — 9. Erklärung von Taf. IV. S. 71. — 10. Bücherschau. S. 72.

1.

Ueber den Einbaum.

(Siehe Taf. IV.)

Es ist auffallend, dass weder aus den Chroniken unsers Landes, noch aus alten Schiffer- oder Fischerordnungen u. s. w. sich genauere Angaben über die ältesten Fahrzeuge auf unsern Seen erheben lassen, und dass bisher niemand es der Mühe werth achtete, über einen culturhistorisch so interessanten Gegenstand wie die Schifffahrt auf unsern Seen und Flüssen, die in den letzten Jahrzehenden eine bedeutende Umgestaltung erfahren hat, allfällige Notizen, die aus Urkunden und aus dem Munde alter Schiffer entnommen werden können, zusammenzustellen und eine Skizze der Geschichte unserer einheimischen Schifffahrt zu entwerfen.

So viel ist sicher, dass das Mittelalter nur drei Formen von Fahrzeugen kannte, nämlich den *Nauen*, den *Weidling* und den *Einbaum*, wie z. B. aus dem im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts niedergeschriebenen Hofrecht von Wyden bei Wangen am obern Zürchersee hervorgeht, worin es heisst: „Ein ferr (Fährmann) soll han ein Weidling der 16 man müg getragen, er soll auch han ein Nauen, aber soll er han ein Tannen.“ Tanne ist ein Einbaum, der anstatt aus einem Eichen- aus einem Tannenbaum gefertigt wurde (siehe Wurstisen Basler Chronik S. 414).

Von diesen drei Arten von Schiffen war der *Nauen* (navis) das grösste und zum Transport schwerer Lasten bestimmt. Es ist ein kiellooses Boot, vorn und hinten breit, ziemlich rectangular, aus vielen Brettern kunstlos zusammengesetzt, nur auf Seen gebräuchlich, und heisst gegenwärtig noch so auf dem Luzernersee, dagegen Ledischiff (Ledi = Ladung) auf dem Zürchersee.

Der *Weidling* läuft vorn und hinten beinahe spitz zu, besteht aus drei oder mehr Brettern, wird zum Transport von Menschen und Waaren (Früchten) benutzt und von zwei Personen in Bewegung gesetzt. Sein Name rührt von dem Worte



„weidlig“, auf Schweizerdeutsch hurtig, schnell, her, weshalb er auch Jäger genannt wird.

Der Einbaum ist das älteste Fahrzeug auf den Schweizerseen wie ohne Zweifel auf allen europäischen Binnengewässern und besteht in seiner ursprünglichen Form aus *einem* wuchtigen, gewaltigen ausgehöhlten Eichenstamm. Früher das einzige Fahrzeug auf See und Fluss, ist es gegenwärtig nur noch Fischerkahn und heisst (pars pro toto) häufig Gransen, ein Wort das eigentlich prora bedeutet (Graff's Wörterb. IV. 333 granso prora). Im vordern häufig mit einem Steine beschwerten Theile des Schiffes befindet sich nämlich der Fischbehälter.

Wunderbarer Weise hat sich der ehrwürdige Einbaum auf einigen Seen der östlichen Schweiz in der gleichen Form, wie er in den Pfahlbauten gefunden wird, erhalten und ist mithin von einer Bevölkerung des Landes der andern überliefert worden. Wie vor 3000 Jahren in der Stein- und Bronzezeit befährt er gegenwärtig noch ruhigen Ganges den Spiegel des Aegeri-, Zuger-, Luzerner- und Sempachersee's. Auf dem Zürchersee, wo er früher häufig gewesen, ist er in seinen letzten Exemplaren am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verschwunden. Sein Ende naht überall mit raschen Schritten heran, da dicke Eichen- und Tannestämme für Bauzwecke immer mehr gesucht werden.

Vielleicht mag es dem einen oder andern unserer Leser, welcher die oben genannten Seen nicht aus Anschauung kennt, willkommen sein, die ursprüngliche und die vervollkommnete Form dieses Fahrzeugs näher kennen zu lernen.

Der Einbaum im Aegerisee ¹⁾.

Vor einem halben Jahrhundert gab es in den Wäldern des Aegerithales noch eine Menge schöner, schlanker, 9—10 Fuss im Umfange haltender Tannen, die man, weil sie sich für Schiffe und Brunnentröge vorzüglich eigneten, Schiff- oder Trogtannen zu nennen pflegte. In den letzten Jahren ist die Zahl der zu diesem Zwecke tauglichen Bäume bedeutend geringer geworden. Bei der Auswahl eines Baumes für ein Boot sah man darauf, dass das zu benutzende Stück etwa um 4 Zoll gebogen ist. Der Baum wird im Christmonat, wo das Holz ohne Saft ist, gefällt, aus dem Rohen gearbeitet, an den See geführt und mit dem hohlen Theil nach unten auf den Boden gelegt. Im Frühjahr wird das Schiff vollendet und, um das Austrocknen des Holzes zu befördern, mit der Höhlung nach oben, einige Wochen der Luft und Sonne ausgesetzt. Hernach wird es aus- und inwendig mit heissem Pech begossen und jeder Riss im Holz sorgfältig verstrichen. Taf. IV. Fig. A. und B.

Man unterscheidet bei den Einbäumen zwischen Kilenschiff (Kirchenschiff, Boot, auf dem die Anwohner des Sees zur Kirche, die zuweilen am entgegengesetzten Ufer des See's liegt, gefahren werden), und dem Gransen, Fischerboot. Die Länge des ersteren beträgt etwa 30 Fuss und es kann acht Personen aufnehmen. Ein Schiff, das 27 Fuss lang und 3½ Fuss breit ist, trägt 10—12 Cntr. Das letzte Kilenschiff auf dem Aegerisee wurde vor etwa 20 Jahren am Kalchrain verfertigt. Jetzt sieht man nur gewöhnliche Einbäume oder Gransen, alle aus Tannenholz gemacht.

¹⁾ Nachfolgende Notizen verdanke ich hauptsächlich der Freundlichkeit des Herrn Lieut. Ithen von Aegeri, gegenwärtig wohnhaft in Zug.

Die Dicke der Wände eines solchen beträgt ungefähr $\frac{5}{4}$ Zoll, die Dicke des Bodens $2\frac{1}{2}$ Zoll, die Tiefe des Bootes 2 Fuss.

Was die Dauer dieser Fahrzeuge betrifft, so hält ein tannener Einbaum nicht länger als 6—7 Jahre, ein eichener dagegen fast 50 Jahre. Die letztern fahren wegen ihrer Schwere merklich langsamer als die erstern. Jeder Schiffmann darf sein Boot so lange benutzen, als er will. Ausgediente Einbäume werden häufig als Brunnentröge benutzt.

Noch ist zu bemerken, dass die Schiffbauer keine Tage- und Rechnungsbücher führen und dass der Lohn der Arbeiter in dem Holzabfall (Abholz) und in Leistung von Gegendiensten besteht.

Den Preis dieser Schiffe anlangend, so kostete eine schöne Schiffstanne, die gegenwärtig mit 100 Fr. bezahlt würde, vor 50 Jahren nur 30 Fr. Ein fertiges Kilenschiff würde jetzt 200 Fr. kosten.

Das Schiffgeräthe besteht in zwei Rudern, dem Fahruder und dem Ziehruder, der Strien oder Strichen und dem Schuefi oder Schöpfer i, die alle aus Buchenholz verfertigt werden. Der Strichen h (von streichen) ist ein Ruder, das mittelst eines Hakens an die Seite des Bootes angehängt wird und den geraden Lauf desselben bewerkstelligt. Die übrigen Benennungen des Schiffes sind folgende: Das Vordertheil desselben heisst der grosse Schnorz b, das Hintertheil der kleine Schnorz a, die Vorrichtung, in die der vordere Fährmann, welcher zieht, sein Ruder einlegt, heisst der Ziehhengst e, dieselbe Vorrichtung am hintern Theil des Schiffes Fahrhengst d, der Fischbehälter hinten am kleinen Schnorz der Gransen oder Graussen, die querstehende Handhabe am Ruder g Schwibel.

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hatte am Aegerisee noch jeder Einbaum seine eigene Hütte, die einen Fuss länger war als dieser und ihn vollständig vor dem Wetter schützte. Diese Hütte bestand aus zwei Reihen beinsdicker Pfähle, welche mit dicken Brettern beschlagen waren und einen aus eben solchen Brettern verfertigten Giebel trugen. In diesen versteckte man die Schiffer- und Fischergeräthe. Gegenwärtig ist keine Schiffshütte mehr am Aegerisee zu sehen und man behauptet, dass die jetzt dem Wetter ausgesetzten und am Ufer mittelst einer Kette befestigten Schiffe nicht weniger lange als früher halten.

Die Einbäume des Zugersee's bestehen aus Eichenholz und werden zu Walchwyl verfertigt. Sie unterscheiden sich aber von den früher gebräuchlichen dadurch, dass wegen der immer seltener werdenden dicken Eichenstämme der obere Theil der Seitenwände des Schiffes aus einem angesetzten Brette (Bord) besteht.

Die Einbäume auf dem Sempachersee unterscheiden sich von den bisher beschriebenen durch einen merklich grössern Schnabel. Auf dem Luzernersee sieht man Einbäume z. B. an der Bastune gegenüber Meggen, auch in der Stadt mehrere solche Fahrzeuge, die theilweise dem Stadtfischer gehören. Sie bestehen sämmtlich aus Tannenholz. Die Seitenwände und der obere Theil des Vorder- und Hintertheils sind angesetzt. Siehe auf Taf. IV. unter Fig. C, D, E und k die obere Ansicht, die Seitenansicht und den Längsdurchschnitt und den Querschnitt des Einbaums auf dem Luzernersee.

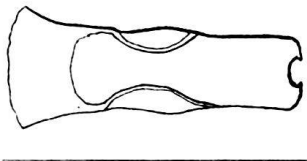
F. K.

BEX, le 22. Mai 1869.

Extrait d'une lettre de Mr. le pasteur S. Chavannes à Bex.

..... Je prend la liberté de soumettre à votre examen une hache trouvée il y a quelques jours sur le *Col des Mosses* (route d'Aigle à Château-d'Oex). Il est intéressant de pouvoir constater que ce passage était déjà pratiqué et peut-être même habité à l'époque du bronze. Depuis fort longtemps le Col des Mosses est parsemé de nombreuses habitations, occupées en grande partie pendant toute l'année. Les traditions historiques locales portent, que la vallée des Ormonts a été colonisée depuis la Gruyère. Un groupe de maisons, au pied du Château d'Aigremont, s'appelle „Les premiers fenils“, et c'est, dit-on, le premier établissement des colons de la Gruyère, protégés par le Château.

Mais tout cela ne se rattache que peu ou point aux émigrations et aux colonisations des âges antérieurs, j'ai pourtant voulu vous l'indiquer à titre de renseignement. J'ajouterai encore que la partie supérieure de la vallée (Ormont-dessus) paraîtrait avoir été colonisée de la plaine, par le Col de la Croix d'Arpille. L'ancienne chapelle d'Ormont-dessus était consacrée à St-Théodule. D'autres indices, tels que d'anciens droits de l'Abbaye de St-Maurice, font croire à des rapports d'origine avec le Valais.

**Römisch - barbarische Bronze-Statuetten aus der Schweiz und Oberitalien.**

(Siehe Taf. V.)

Auf Taf. V. haben wir einige Specimina einer in fast allen Alterthumssammlungen des westlichen Europa in zahlreichen Exemplaren vertretenen Gattung von Bronzestatuetten zusammengestellt, deren gemeinsamer Charakter der einer rein handwerksmässigen, alles künstlerischen Verständnisses baaren Nachahmung fremder, von einem kunstfertigeren Volke geschaffener Vorbilder, welche sich bisweilen bis zu einem hohen Grad von Rohheit und Barbarei steigert, ist. Erreichen dieselben auch nicht den Typus der äussersten Rohheit und Fratzenhaftigkeit, welchen die auf der Insel Sardinien gefundenen Erzfigürchen zeigen, welche Gerhard in seiner Abhandlung über die Kunst der Phönicier (Gesammelte akademische Abhandlungen und kleine Schriften, 2ter Band, S. 1 ff.; dazu Atlas Taf. XLIV, N. 7—12 und Taf. XLV), schwerlich mit Recht, als Proben phönicischer Kunstthätigkeit in Anspruch genommen hat, so sind sie doch von diesen so zu sagen nicht principiell, sondern nur graduell verschieden. Was den Ursprung dieser Werke anlangt, so haben wir dieselben jedenfalls als Erzeugnisse von Völkern zu betrachten, bei welchen der bildnerische Trieb erst durch die auf dem Handelswege ihnen zugeführten Erzeug-

nisse etruskischer und römischer Bildkunst erweckt worden, aber niemals über eine mehr oder weniger kindlich naive Nachbildung fremder Vorbilder hinausgekommen ist, und wir sind daher wohl berechtigt, dieselben den allmählig romanisirten celtischen Bewohnern Oberitaliens, Galliens und Helvetiens (welche Gegenden auch die hauptsächlichsten Fundstätten solcher Bildwerke sind) zuzuschreiben. Ihrer Bestimmung nach sind dieselben wohl nur zum kleineren Theile als eigentliche Idole, d. h. als Gegenstände des öffentlichen oder häuslichen Cultus, zum grösseren Theile als Weihgeschenke zu betrachten, welche von der eingebornen Bevölkerung in den Heiligthümern ihrer römischen Göttern oder Halbgöttern assimilirten Gottheiten (wie wir ja namentlich den Mars und den Hercules mit verschiedenen keltischen Localbeinamen aus Inschriften kennen) dargebracht worden sind.

Die sämmtlichen auf unserer Tafel in natürlicher Grösse abgebildeten Bronze-
statuetten gehören der Sammlung unserer antiquarischen Gesellschaft an, mit Ausnahme der unter No. 1, welche sich im Besitze des Herrn Dr. Clement in St. Aubin am Neuenburgersee (vgl. unten S. 68, Sitzung vom 23. Jan.) befindet. Dieselbe, in der Umgegend von Avenches gefunden, ist eine mit mühsamer Sorgfalt, aber ohne alles künstlerische Verständniss (wie dies namentlich die Behandlung der Brust und die Ausführung der Kopf- und Schamhaare wie des über den Kopf gezogenen Löwenfells, das hier fast wie ein hoher Helm erscheint, zeigt) gemachte Nachbildung einer etruskischen oder archaistisch-römischen Statuette des Hercules, welche denselben bartlos, nur mit der in gewohnter Weise chlamysartig über der Brust zusammengeknüpften, über den Rücken und linken Arm herabhängenden Löwenhaut, deren Rachen er anstatt eines Helmes über den Kopf gezogen hat, bekleidet, in der erhobenen Rechten die Keule (die an der unter No. 4 abgebildeten Statuette noch erhalten ist) schwingend, in der vorgestreckten Linken den Bogen (von dem noch ein Rest vorhanden ist) haltend, darstellte: eine besonders in kleinen Bronzen sehr häufige Darstellungsweise.

Denselben Typus, aber in beträchtlich besserer Ausführung, zeigt die unter No. 2 abgebildete Bronzestatuette der antiquarischen Gesellschaft, welche nach einer handschriftlichen Notiz aus Pompei stammt, und also weder in Hinsicht ihres Ursprungs noch in stilistischer Beziehung mit den übrigen auf gleiche Linie zu stellen ist. Die Behandlung der Körperformen, wenn auch etwas trocken und hart, zeugt doch im Ganzen von richtigem Verständniss und ausgebildeter Technik; insbesondere aber ist das Gesicht (s. No. 2^a.) sehr lebendig, freilich ohne jeden Zug von Idealität, mit einem gewissen derben Realismus behandelt. Wir werden also in diesem Werke, welches die grösste Verwandtschaft mit der von W. Helbig im *Bulletino dell' Instituto di corrispondenza archeologica* 1864, No. III. S. 62 beschriebenen, in Paestum gefundenen, dem Herrn A. Castellani in Neapel gehörigen Bronzestatuette zeigt, ein Werk italischen, vielleicht samnitischen Ursprungs zu erkennen haben.

Rein barbarisch dagegen, aber eben durch ihre naive Barbarei interessant, ist die unter No. 3 abgebildete, auf dem sogenannten Sandbühel beim Kloster Fahr (etwa 2 Stunden nordwestlich von Zürich) gefundene Statuette, deren Verfertiger, so gut er eben konnte, einen nackten Mann in gleicher Stellung und Haltung, wie die bisher betrachteten Statuetten, dargestellt hat. Die eigenthümliche Behandlung der Haare, welche an ein Käppchen mit einer Trottel erinnert, ist vielleicht als ein

Versuch zu betrachten, die über den Kopf gezogene Löwenhaut des Vorbildes (die im Uebrigen weggelassen ist) nachzubilden. Etwas Aehnliches bemerkt man an dem zwar weniger rohen aber immerhin barbarischen (man sehe besonders den Kopf, an welchem die Haare ganz weggelassen, Augen, Nase und Mund mehr angedeutet als ausgeführt sind) Figürchen No. 4 ¹⁾ (Fundort unbekannt), bei welchem nur das über den linken Arm herabhängende Ende der Löwenhaut dargestellt, der obere Theil derselben ganz weggelassen ist.

Einen von dem bisher betrachteten mehrfach abweichenden Typus zeigt die Figur No. 5, welche unserer Gesellschaft mit einer Anzahl anderer kleiner Bronzen (die höchst wahrscheinlich sämmtlich aus Oberitalien stammen) von Herrn Sal. Pestalozzi legirt worden ist. Wir sehen hier einen mit einem grossen Helm und mit Beinschienen bewehrten, im Uebrigen völlig nackten Mann in der ruhigsten Stellung; die Haltung der Arme macht es sehr wahrscheinlich, dass er in der Rechten eine Lanze oder ein Schwert hielt, am linken Arme einen Schild (wovon freilich am Arme unserer Figur keine Spur zurückgeblieben ist) trug. Der Gesamteindruck unserer Figur erinnert entschieden an kleine etruskische Bronzen, doch ist die Arbeit, besonders in der Ausführung der Details, zu unvollkommen, als dass man die Figur für ein ächt etruskisches Werk halten könnte; wir werden vielmehr darin eine keltische Nachbildung eines etruskischen Vorbildes, einer Darstellung des etruskischen Kriegsgottes (Mars) zu erkennen haben, wie solche, gewöhnlich noch mit einer den Oberleib bis an die Hüften bedeckenden Rüstung, in ziemlicher Anzahl, in bald mehr bald weniger roher Ausführung vorkommen; vgl. z. B. Sacken und Kenner: Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets S. 264.

No. 6 ist ein Specimen einer in der Sammlung unserer Gesellschaft durch eine ganze Anzahl von Exemplaren verschiedener Dimensionen vertretenen Art kleiner Bronzebildchen, von denen man nur sagen kann, dass ihr Verfertiger darin eine männliche Figur darstellen wollte. Die an allen Exemplaren sich findenden Löcher am Ende der Arme dienten offenbar dazu, diese mesquinen Figürchen (von denen wir es unentschieden lassen wollen, ob sie als Weihgeschenke oder als eine Art Amulette gedient haben) vermittelst Schnüren aufzuhängen.

Als Weihgeschenke wird man endlich mit Wahrscheinlichkeit die drei naiven Producte einer kindlichen Kunstfertigkeit betrachten können, welche unter No. 7 und 8 unserer Tafel dargestellt sind: No. 7 ein tüchtig ausgreifendes Pferd mit Reiter darauf, welches die Sammlung unserer Gesellschaft nebst zwei ganz ähnlichen Exemplaren aus dem Legat des Herrn S. Pestalozzi erhalten hat; No. 8^a ein auf dem Rücken mit einem Ohr zum Anhängen versehenes, übrigens recht lebendig behandeltes Bildchen eines Hundes, wie es scheint; No. 8^b ein nur roh angelegtes Bildchen, das wahrscheinlich ein Rind darstellen soll.

C. BURSIA.

¹⁾ Diesem sehr ähnlich scheinen die bei Sacken und Kenner „Die Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets“ (Wien, 1866) S. 266 unter No. 65, 67, 69 aufgeführten „barbarischen Herculesfigürchen“ zu sein; vgl. ebd. S. 267 No. 85 und S. 268, No. 108.

4.

Des traces d'habitations romaines dans le canton de Fribourg, et spécialement sur les rives fribourgeoises du lac de Neuchâtel.

Ce n'est pas seulement d'aujourd'hui que nous retrouvons des traces nombreuses du long séjour que les Romains ont fait dans nos contrées; mais aucune, à mon avis, — sans en excepter même les localités fribourgeoises qui avoisinent le territoire d'Avenches, — n'est aussi riche en antiquités romaines que cette partie du canton qui s'étend, parallèlement au lac de Neuchâtel, de Cheyres à Estavayer et au-delà, et surtout le coteau qui, à partir de ce village, se trouve dominé par les deux hameaux de Châbles et de Châtillon.

Qui n'a pas entendu parler du magnifique pavé de mosaïque qui se voyait jadis près de Cheyres?

„En 1778, raconte M. d'Epinay¹⁾, M. Castella de Villardin, qui en était bailli, en faisant remuer un champ près du village, du côté d'Yverdon, découvrit des pierres antiques, ce qui lui fit naître l'idée de fouiller plus profondément. Cette entreprise fut suivie du plus heureux succès. Il trouva un pavé de mosaïque parfaitement conservé. Les petites pièces de rapport dont cette mosaïque est composée, au nombre de plus de 800,000, ont environ 3 lignes de diamètre. L'effet en est très-agréable. Sans doute il formait le parquet d'une salle de musique, car on y voit Orphée attirant les animaux par l'harmonie de sa lyre. Un lion, un bouc, une chèvre, une biche, un cheval, un ours sont de la plus grande vérité.“

A l'époque où M. d'Epinay écrivait ces lignes, on pouvait à peine distinguer quelques vestiges de cet antique monument; aujourd'hui, il n'est malheureusement plus possible d'en retrouver la moindre trace.²⁾

On découvrit encore quelque temps après un second pavé, composé de petits cubes blancs et noirs de différentes dimensions, au centre duquel on lisait *Catoni*, sans doute le nom de l'artiste qui l'avait construit.

Plus tard et jusqu'à nos jours, de nombreuses et intéressantes trouvailles ont encore été faites à Cheyres et dans ses environs par plusieurs propriétaires de vignes et notamment par l'ancien curé de cette paroisse, qui ne nous a malheureusement jamais fait part de ses découvertes.

Non loin de Cheyres, sur la hauteur où est situé Châbles, on a trouvé à plusieurs reprises des médailles et des fragments de briques et de poteries romaines analogues à ceux qui se trouvent fréquemment à Font, à une demi-lieue d'Estavayer. Ce qui rend les découvertes faites à Font intéressantes au plus haut degré, c'est l'étonnante variété qu'elles offrent d'antiquités de tous les temps: des trois âges lacustres³⁾, de l'époque romaine, de l'époque burgunde, du moyen âge tout entier, le tout mêlé d'objets provenant des trois derniers siècles qui nous ont précédés. Ce

¹⁾ *Etrennes fribourgeoises* de 1806, p. 94.

²⁾ Levade, dans son *Dictionnaire du canton de Vaud*, p. 364, nous apprend que ce pavé avait 264 pieds carrés de surface.

³⁾ Voir *Nouvelles Etrennes fribourgeoises* de 1865, page 124.

phénomène n'a pas laissé d'attirer l'attention des archéologues, mais aucun n'a encore pu l'expliquer de manière à satisfaire entièrement notre curiosité.¹⁾

Il serait trop long de mentionner ici tout ce qui a été découvert sur chacun des points connus entre Yverdon, ou plutôt — pour ne parler que du sol fribourgeois — entre Cheyres et Avenches, c'est-à-dire tout le long de l'ancienne voie romaine qui, passant par Cheyres, Châbles, Montet, Payerne, etc., unissait les deux cités d'Eburodunum et d'Aventicum, tandis qu'une autre voie paraît avoir continué, de Châbles, dans la direction d'Estavayer. Je m'en tiendrai pour cette fois à un emplacement romain entièrement inconnu aux archéologues et que j'ai eu le plaisir d'explorer ces dernières années. Je veux parler de celui de Châtillon, hameau très-rapproché de Font, et, comme ce dernier, à une demi-lieue d'Estavayer.

Depuis longtemps déjà, mon attention s'était portée sur ce nom de *Châtillon* et, en même temps, sur les singulières dénominations par lesquelles les vigneron de l'endroit ont désigné de tout temps quelques-uns de leurs crus, comme la *Citadelle*, la *Villa*, *Sous-la-Villa*, etc.; aussi ma curiosité fut-elle vivement excitée, lorsqu'un jour M. B., instituteur et propriétaire à Châtillon, me fit voir différents objets recueillis dans sa vigne, tels que des tuiles et des débris de poterie et de marbre dont je reconnus avec lui l'origine romaine. Plus tard, à l'époque du défoncement des vignes, je me rendis sur les lieux, je mis plusieurs jours à parcourir le vignoble dans tous les sens, et, aidé des explications de M. B., voici ce que j'ai pu observer:

Les traces d'habitations romaines à Châtillon s'étendent sur près de six poses carrées de terrain consistant principalement en vignes. A l'époque où je les visitai, plusieurs de ces vignes étaient jonchées de débris de tuiles, de vases de terre cuite de toutes les nuances, de tables de marbre, de pavé de mosaïque, de plâtre enduit de rouge, de vert, de jaune, de bleu, le plus souvent d'une seule de ses couleurs, quelquefois de plusieurs réunies et formant différents dessins. Déjà en 1863, M. B. avait découvert, en fouillant sa vigne (mesurant 108 perches), un mur, de la brique, du charbon, de la poterie: en 1864 il trouva les mêmes débris et deux nouveaux murs; en 1865 et en 1866 — et c'est là la partie la plus intéressante de ces découvertes — il déterra tout un appareil de calorifère en carreaux de brique (vulg. *carrons*) de sept pouces et demi carrés sur deux pouces d'épaisseur. Ces carreaux formaient des piles composées de six chacune, s'élevant à trois pieds les unes des autres et disposées en forme de damier. Dans le même temps et sur le même morceau de vigne, les travaux de défoncement²⁾ amenèrent encore la découverte de deux murs, d'une sorte de corridor en tuiles plates, d'un pavé de gros cailloux, de quelques clefs romaines, d'une épingle en os de trois pouces de longueur, ressemblant exactement, pour la forme, aux épingles de l'âge du bronze de la même dimension; enfin quelques médailles et de nombreux débris de verre, de mosaïque, de plâtre, de brique, d'amphores et d'autres poteries, de marbre, d'ossements, etc. Enfin, tout récemment encore, M. B. découvrit d'assez curieux fragments de colonnes de différents ordres.

Tout porte à croire que le territoire de Châtillon, aussi bien que ceux de

¹⁾ Un pareil phénomène se retrouve à la station lacustre connue sous le nom de „*La Pierre-du-mariage*,“ entre Estavayer et Font.

²⁾ Le défoncement d'une vigne oblige de creuser le sol à 3 ou 4 pieds. C'est donc à cette profondeur que se sont trouvés les objets mentionnés ci-dessus.

Cheyres, de Châbles et de Font, est encore riche en antiquités romaines: il est impossible qu'avec leur prédilection pour les lacs, pour les hauteurs et en général pour la belle et riante nature, les Romains n'aient pas affectionné cette contrée et n'y aient pas laissé bien d'autres traces de leur séjour.

Cette prédilection des Romains pour les lacs nous est du reste prouvée par l'existence d'un assez grand nombre de localités, dont quelques-unes seulement ont conservé l'importance qu'elles avaient de leur temps. Il me suffira de mentionner *Arbor felix*, Arbon, voire même *Constantia*, sur le lac de Constance; *Turicum*, Zurich, sur celui de Zurich; *Genava*, Genève, *Lousonna*, Lausanne, *Vibiscum*, Vevey, *Noviodunum* (*colonia equestris*), Nyon, sur le Léman; *Aventicum*, Avenches, qui s'étendait jadis jusqu'au lac de Morat [?]; *Eburodunum*, Yverdon, sur le lac de Neuchâtel, etc. Il n'y a pas jusqu'au petit lac de Seedorf, réduit aujourd'hui à une demi-lieue de circonférence, qui paraît avoir attiré l'attention des Romains; et, à ce sujet, je signalerai une fort intéressante découverte faite assez récemment sur ce point.

A quelques minutes du lac, à 150 pas du bâtiment principal du domaine connu sous le nom de *la Maison-Rouge* et dans la direction de Pré, se trouve un monticule aujourd'hui à demi nivelé, composé en entier des débris d'une habitation romaine parfaitement analogue à celle qui a été découverte à Châtillon. Rien n'y manque: on y trouve des murs représentant des appartements de toutes les dimensions, des bains, des canaux, de la poterie, des tables de marbre, du plâtre, de la mosaïque, des débris de colonnes, des tuiles, etc. L'objet le plus intéressant qu'on y ait découvert jusqu'ici est le fut d'une colonne de marbre de l'ordre toscan, de quatre pieds et demi de hauteur. Ce marbre, d'un blanc jaunâtre, provient du Jura, aussi bien que toutes les tables de même matières trouvées soit ici, soit à Châtillon: c'est cette même espèce que nous employons fréquemment pour devantures sous le nom de *Pierre de Soleure*. Quant aux tuiles, que l'on retrouve surtout en abondance partout où il y a eu des Romains, il y en avait une telle quantité, que le propriétaire actuel du domaine en a déjà extrait une quarantaine de chariots, qui jonchent aujourd'hui les chemins vicinaux de la contrée. Les murs d'enceinte ont 4 pieds d'épaisseur; ceux de l'intérieur, 15 pouces environ. A en juger par leur dimension, l'habitation principale pouvait mesurer 200 pieds carrés.

L. GRANGIER.

5.

Alemannische Waffen.

(Siehe Taf. IV.)

In den letzten Monaten wurden wieder an zwei Orten unsers Cantons, nämlich zu Regensdorf und unterhalb des in der Gemeinde Trüllikon gelegenen Hofes *Langenmoos*, alemannische Gräber aufgedeckt. Die Gräber dieser Classe bestehen bei uns bald in einfachen Gruben, bald in regelmässig von Steinen eingefassten und mit einer oder zwei Steinplatten bedeckten Grabkammern, bei deren Bau aber niemals Mörtel angewendet erscheint, bald in Vertiefungen, die in den Molassesandstein eingehauen worden sind. Sie kommen sehr oft ganz vereinzelt oder paarweise auf Feldern oder Anhöhen, wo sie der Pflug aufwühlt, nicht so häufig reihenweise geordnet nach Art der jetzigen Kirchhöfe vor. Die Zahl der Einzelgräber ist so

gross, dass wir bei unsern antiquarischen Wanderungen in den letzten 35 Jahren in wenig Dörfer kamen, deren ältere Bewohner uns nicht von der Auffindung eines solchen Grabes in ihrer Gegend zu berichten wussten. Es ist wahrscheinlich, dass diese Bestattungen aus dem ersten oder den ersten Jahrhunderten der Besitznahme des Landes durch die Alemannen (Anfang des 5. Jahrhunderts) herkommen, während die grossen Beerdigungsplätze mit sogenannten Reihengräbern nachweisbar bis in das 8. und 9. Jahrhundert herabreichen und der christlichen Zeit angehören, wie aus dem Vorkommen merovingischer Münzen und christlicher Symbole hervorgeht.

Ein Theil dieser einzeln oder in Mehrzahl auftretenden Gräber enthält nur die Ueberreste des Bestatteten, ein anderer einen Körper mit mancherlei Beigaben, wie z. B. mit Waffen oder andern Geräthschaften und Schmucksachen der verschiedensten Art.

Die zwei in den oben genannten Localitäten entdeckten Gräber schlossen Gerippe von Männern in sich und enthielten das eine die Reste eines Schwertes, ein grosses Messer (Scramasax) mit Verzierungen, eine Lanzenspitze, eine Gürtelschnalle; das andere ebenso ein Schwert, ein grosses Messer (Scramasax), eine Gürtelschnalle.

Indem wir uns vorbehalten, in einer spätern Nummer eine Anzahl der unsern alemannischen Gräbern entworfenen Werkzeuge, Schmucksachen u. s. w. zur Kenntniss zu bringen, wollen wir in den nachfolgenden Zeilen die Angriffswaffen, welche die Gräber der Krieger uns darbieten, in's Auge fassen. Diese bestehen in dem langen zweischneidigen Schwert, dem langen Wurfspiess (angon), dem Speer, dem kurzen Wurfspiess, den Pfeilen, dem grossen Messer.

Das *grosse Schwert*, spatha, kommt in unsern Gräbern oft vor, fast immer in Begleitung des grossen Messers. Es ist in seiner ganzen Länge gemessen im Mittel 92 C. lang, wovon 80 C. auf die Klinge kommen. Diese ist 5 C. breit, in der Mitte bisweilen ausgekehlt, ziemlich spitzig. Die Angel endigt in einen Knopf von Eisen oder Bronze, der mässig breite Griff (10—10,5 C. lang) ist durch zwei Scheibchen von Eisen begrenzt. Die Scheide bestand inwendig aus Eichenholz, auswendig aus Leder, wie häufig vorhandene Reste anzeigen; der unterste Theil (Ortband) ist in einen Bronzestreifen eingefasst. Die einzige Verzierung dieser trefflich gearbeiteten Waffe befindet sich an dem Knopfe und an der ganz kurzen Parirstange. An dem 92,5 C. langen Schwerte von Langenmoos besteht jener aus ziemlich viel Zinn haltender hellgelber Bronze, und ist auf der einen Seite mit eingelegten schmalen Streifen von Gold, Silber und Kupfer, die neben einander oder kreuzweise über einander liegen, verziert. An einem mit dicker eiserner Wehr versehenem Exemplare ist die der Klinge zugewendete Fläche mit Silberblech bedeckt, das vermittelst durgehender Nägel festgehalten wird. Die beiden Aussenseiten sind durch eingelegte Silberfäden verziert. Taf. IV. Fig. F. und N.

Der *lange* mit Widerhaken versehene, von Agathias beschriebene *Wurfspiess* (angon) ist in unsern Gräbern eine Seltenheit. Wir besitzen aber ein ganz gut erhaltenes Exemplar, das ein Paar Stunden von Zürich, zu Engstringen im Limmatthale, gefunden und von Prof. Köchly in einem 1863 erschienenen Programme mit dem römischen Pilum, dessen Nachbildung es ist, verglichen und abgebildet worden ist. Dieses Exemplar besteht aus einer achtkantigen, etwa einen kleinen Finger starken Eisenstange von 97 C. Länge, an dem einen Ende mit einer vierkantigen, holzenartig gearbeiteten Spitze, an welcher auf zwei Seiten Reste von Widerhaken

sichtbar sind, am andern Ende in eine kurze, sich etwas erweiternde geschlitzte Dülle auslaufend, in welcher bei der Auffindung noch ein Theil des hölzernen Schaftes stak, und an welchem der Spiess mittelst eines Nietnagels und vielleicht einer Zwinge befestigt war. Taf. IV. Fig. G. und O.

Das *Speereisen* ist von sehr verschiedener Form und Länge. Bald ist die Dülle lang, das Blatt kurz, bald umgekehrt, bald ist das letztere breit, bald ganz schmal, wiederum ist es sehr stark gebaut, so dass der Querschnitt desselben eine Raute von 10—15 M. M. in der kürzern Diagonale bildet, oder es ist ganz dünn und platt. Ein 54 C. langes Exemplar der letztern Art in unserer Sammlung ist deshalb merkwürdig, weil sowohl am Rande als in der Mitte des Blattes als Verzierung Rinnen eingravirt sind. Taf. IV. Fig. H.

Als *Wurfspiesse*, die sich vom Speere wenig unterscheiden, werden gewöhnlich die kürzern, leichtern Eisen betrachtet, deren Form, wie bei dem vorigen, sehr verschieden ist. Das bei uns am häufigsten vorkommende Wurfspiesseisen ist 15 bis 20 C. lang, schön gearbeitet, weidenblattförmig, in der Mitte mit einem bis zum Ende fortlaufenden Grate. Taf. IV. Fig. I.

Was von der Form der Speereisen gesagt ist, gilt in ganz gleicher Weise von den *Pfeilspitzen*, von denen einige den römischen mit quadratischem, andere den mittelalterlichen mit rautenförmigem Querschnitte ähnlich sind. Zuweilen haben sie lange Widerhaken, wie ein in einem Grabe zu Rorbas (Cant. Zürich) gefundenes Exemplar zeigt. Siehe Taf. IV. Fig. K. K.

Aexte, die in angelsächsischen, fränkischen, burgundischen und auch alemannischen Ländern häufig sind, werden in *unsern* alemannischen Gräbern so selten angetroffen, dass mir diesseits des Rheins noch nicht eine einzige als Grabbeigabe vorgekommen ist, obwohl mit Ausnahme der gebogenen Taf. IV. Fig. M. alle Formen der in süddeutschen und französischen Museen vorhandenen Aexte auch bei uns auf Feldern und in Flüssen gefunden werden.

Das *grosse Messer* (Scramasax), das wir neben dem Schwerte hätten anführen können, ist in den Männergräbern eine der häufigsten Beigaben und wird auch sonst bei Erdarbeiten öfter gefunden. Man heisst es Scramasax, weil man ohne Zweifel mit Recht folgende Stellen bei Rorico (in Du Cange, Glossarium T. II, p. 694) „cultellos permaximos quos vulgariter scramasaxos nominamus“, bei Gregor von Tours „cultri validi“, „cultri ferrei“ und Gesta Francorum C. 35 „Habent scramasaxos“, auf dieses Messer bezieht. Taf. IV. Fig. L. und r.

Der Name Scramasax wird hergeleitet von sahs, Messer. Der erste Theil des Wortes wird etwas verschieden, gewöhnlich als mit escrime verwandt, gedeutet.¹⁾ Der Scramasax ist von der spatha ganz verschieden. Er ist einschneidig, spitzig, cultellus cum cuspidi, und einem Messer vollkommen ähnlich. Die Länge der Klinge wechselt bei unsern Exemplaren zwischen 25 und 38 C., die Breite zwischen 4, 2 und 5,5 C., die Dicke des Rückens zwischen 7 und 9 MM. Da dieses Messer mit beiden Händen geführt wird, ist sein Griff sehr lang, oft so lang, dass er in dieser Beziehung fast der Klinge gleichkommt. Wir geben hier einige Maasse von Scramasaxen, die in unserer Gegend zum Vorschein gekommen sind:

¹⁾ S. Graff's ah. Sprachschatz.

Klinge	32	C.	Angel	27	C.
"	34	C.	"	23	C.
"	38,5	C.	"	28	C.
"	34	C.	"	20	C.
"	33	C.	"	23	C.
"	34	C.	"	27,5	C.
"	37	C.	"	24	C. Messer von Langenmoos.

Die Angel hat immer eine bedeutende Stärke und an der Wurzel bis auf ein Paar Millimeter die Breite der Klinge. Der aus Eichenholz bestehende Griff fasst am einen Ende die Klinge ein und wird am andern wie an einer Sichel von der umgebogenen Spitze der Angel festgehalten. Meine Vermuthung (Mittheil. Bd. III. S. 88), dass der Griff vielleicht nur das Ende der Angel bedeckt habe, ist, wie mich die Untersuchung mehrerer Dutzend Exemplare belehrte, irrig. Der Stoff der Klinge ist an einem aus dem Walensee gezogenen trefflich erhaltenen Exemplare gut gehärteter Stahl. Auf der obern Hälfte der Klinge sind nicht bei allen, jedoch weitaus den meisten Exemplaren bald auf einer, mehrentheils aber beiden Seiten einen Millimeter tiefe Rinnen eingegraben, deren Lauf in einer einfachen oder Doppellinie die Form der Klinge beschreibt. F. q. q. Die Frage nach der Bedeutung dieser Rinnen hat mancherlei Vermuthungen hervorgerufen. Dass Fäden aus einem andern Metalle in dieselben eingelegt gewesen seien, wie ein berühmter englischer Archäolog annimmt, ist jedenfalls irrig, da nie eine Spur von Silber, Gold, Kupfer darin bemerkt wurde. Ferner werden diese Rinnen Blutrinnen geheissen — eine noch wunderlichere Hypothese. Die Ansicht, sie seien zur Aufnahme von Gift bestimmt gewesen, hat den Umstand für sich, dass Gregor von Tours VIII, 29 und IV, 46 meldet, man habe, um die durch die Waffe dem Feinde beigebrachte Wunde wirksamer zu machen, Gift in die Rinnen gestrichen. „Fredegundis duos cultros ferreos fieri praecepit quos etiam caraxari profundius (die Rinnen tiefer eingraviren) et veneno infici jusserat, scilicet ut si mortalis adsultus vitales non dissolveret fibras vel ipsa veneni infectio vitam possit velocius extorquere“ und „cum cultris validis quos vulgo scramasaxos vocant, infectis veneno, utraque latera ei feriunt“. Allein, wenn auch auf die Messer zuweilen Gift aufgetragen wurde, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass diese Rinnen, die sich auf fränkischen, burgundischen, alemannischen Messern in ganz gleicher Form zeigen, absichtlich zu diesem Zwecke gemacht worden sein sollten. Viel eher sind es blosse Verzierungen gleich den eingravirten Strichen auf bronzenen Messern, den Linien auf der oben angeführten Speerspitze und dem Flechtwerk nachahmenden Ornamente auf dem Messer von Regensdorf. Taf. IV. Fig. r.

Am meisten Schwierigkeit macht die Erklärung der Art des Gebrauches dieses Messers im Kriege. Man stelle sich einen mit *beiden Händen* dieses Messer, das so kurz wie ein Weidmesser oder ein Hirschfänger ist, haltenden und also vom Schilde entblösten Alemannen im Kampfe vor, gegenüber einem römischen Legionär oder irgend einem andern mit Schild und Speer oder Schwert bewaffneten Feind, und man wird der Behauptung der Waffenkundigen, dass das grosse Messer nicht nur nicht eine „arme terrible“, sondern ein durchaus unzulängliches Geräthe gewesen sei, beistimmen müssen. Wie konnte der Alemanne, der ja, wie die neben dem grossen Messer häufig vorkommenden Schildbuckel beweisen, mit dem Schilde ver-

sehen war, sich dieses zweihändigen Messers, das als Handbeil, als Faschinenmesser zum Wegräumen von Gesträuch u. s. w. ganz geeignet ist, als Angriffswaffe bedienen?

Noch müssen wir beifügen, dass weder wir noch andere Alterthumsforscher an diesen Messern je eine Spur einer Scheide bemerkten. F. K.

6.

Der Münzfund zu Wolsen, Cant. Zürich.

Am 9. April dieses Jahres erhielt ich von Herrn Pfarrer Esslinger in Obfelden, der sein Interesse an den Bestrebungen unsers Vereins schon oftmals bewiesen hat, und zu gleicher Zeit von Herrn Wachtmeister Bosshard in Ottenbach die Anzeige, dass zwei Tage vorher in dem zur Kirchgemeinde Obfelden gehörigen Dorfe *Wolsen* ein bedeutender Münzfund gemacht worden und von dem zum Vorschein gekommenen Gelde, wovon jeder Bericht Muster enthielt, noch ein beträchtlicher Theil vorhanden sei. Ich säumte nicht, in Begleitung unsers Conservators, Herrn Escher-Züblin, mich mittelst der Eisenbahn auf die 2½ Stunden von Zürich entlegene Fundstätte zu verfügen und den Rest des Schatzes für unsere Vereinssammlung zu erwerben.

Das aus etwa 30 Wohnhäusern bestehende Dorf Wolsen liegt in fruchtbarem Gelände zwischen der Reuss und dem Flüschen Jonen, hat eine anmuthige Lage und fleissige Bewohner, ist aber weder durch die Nähe eines Klosters oder Edelsitzes noch durch ein geschichtliches Ereigniss oder Alterthümer von früherer oder späterer Zeit allgemeiner bekannt.

Das Einzige, was sich hier als bemerkenswerth dem Alterthumsforscher darbietet, ist die Bauart der ältern Wohnungen, die für das Auge ebenso wohlgefällig, als für das Klima angemessen erscheint. Da diese Bauart, die älteste bekannte dieses Landestheiles, in raschem Verschwinden begriffen ist und die Wohnung, in welcher der Schatz lag, in dieser Weise construirt und ohne Zweifel von gleichem Alter mit dem Schatze war, sei es erlaubt, das Eigenthümliche derselben kurz zu bezeichnen.

Professor Gladbach in seinem vortrefflichen Werke über den schweizerischen Holzstyl unterscheidet drei Arten von Holzconstructions in unserm Lande, den Fachwerk-, Block-, und Bohlenbau. Es ist der letztere, der bei uns Flecklingbau geheissene Styl, dem die in Frage stehenden Wohnungen angehören. Bei einem solchen sind die 2—3 Fuss hohen Umfangsmauern des Erdgeschosses aus Findlingsteinen (Feldsteinen) von geringer Lagerhaftigkeit und unregelmässigen Bruchsteinen, an den Ecken aber mit grössern Findlingen und trefflichem Mörtel aufgeführt. An der Südseite beträgt die Dicke dieser Mauer etwa 1½', an der West- oder Wetterseite dagegen, wo dieselbe bis unter das Dach sich fortsetzt, 3'. Auf diesem steinernen Unterbau ruht ein Schwellrahmen von mächtigen Eichenstämmen, dessen Knotenpunkte mit Schlitzzapfen und Holznägeln verbunden sind. Auf den Rahmen sind die etwa 1½' starken Eckpfosten und die auf etwa 5' Distanz stehenden Zwischenpfosten eingesetzt. Die Zwischenräume zwischen denselben sind mit horizontalen, auf einander genieteten und in die Nuthen der Ständer eingeschobenen dicken Brettstücken, Bohlen, Flecklingen, ausgefüllt. Die Winkelverbindung der

verschiebbaren viereckigen Form ist durch Buge bewerkstelligt, die mit zahlreichen Zähnen auf Pfosten und Schwellen verplattet und mit hölzernen Nägeln befestigt sind.

Alle Wohnungen dieser Art sind ursprünglich mit Stroh eingedeckt gewesen.

Diese Bauweise, die, wie gesagt, die ursprüngliche dieser Gegend gewesen zu sein scheint, entspricht der ältesten bekannten und mit ihr grosse Aehnlichkeit zeigenden des Schwarzwaldes.

Es war ein Haus von der eben beschriebenen Art, welches der Eigenthümer, Heinrich Vollenweider, im März dieses Jahres niederzureissen begann, um ein steinernes an dessen Stelle aufzuführen. Ausser diesem Umbaue, bei dem sich ergab, dass das Haus weder eine Zerstörung durch Feuer, noch irgend welche Bauveränderungen je erfahren hatte, wurde eine Erweiterung des früher sehr kleinen Kellers und deshalb die Ausgrabung eines Theiles des ehemaligen Küchenraumes vorgenommen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung stiessen hier die Arbeiter zunächst beim Schüttstein, der am meisten betretenen Stelle des Hauses, kaum einen Fuss unter der Oberfläche des Bodens, welcher aus der natürlichen Erde ohne die bei uns übliche Belegung mit Backsteintafeln bestand, auf einen von einem Steine bedeckten urnenartigen, schwärzlichen, unglasirten Topf mit weiter Mündung, welcher, wie die Beschaffenheit der Ränder an den Scherben zeigt, schon längst in viele Stücke zerbrochen war und nun unter den Streichen der Hacke vollends zerstört wurde. Dieser Topf, der ursprünglich zur Aufbewahrung von Butter oder Honig diente, war bis zum Rande mit silbernen Pfennigen (Bracteaten) angefüllt, welche der einstige Besitzer in einem Stück Leinentuch, wovon sich im Grünsparüberzug mehrerer Münzen deutliche Abdrücke zeigen, in denselben hineingesetzt hatte. Diese wunderlichen werthlosen Rechenpfennige — denn als solche betrachteten sie die Arbeiter, weil sie anstatt rund viereckig waren und theilweise eine schwärzliche Farbe hatten — wurden zwar in einen Korb gesammelt, aber vor das Haus hingestellt, so dass jeder der Umstehenden oder Vorübergehenden nach dem Grade seiner Neugierde sich mit einer Prise oder einer Handvoll bedienen konnte und die Hälfte des Schatzes in wenigen Stunden sich in die Taschen der Dorfbewohner, alt und jung, verlor.

Bei unserm Eintreffen in Wolsen am 9. April betrug der noch bei dem Eigenthümer befindliche Vorrath nebst einer beträchtlichen Menge, welche Herr Pfarrer Esslinger schenkte und andere Personen uns übergaben, etwa 4000 Stück, und diese Zahl bildete nach zuverlässigen Angaben der bei der Hebung des Schatzes zugegen gewesenen Arbeiter jedenfalls nicht die Hälfte des Ganzen.

Bei Betrachtung dieses Münzfundes drängten sich natürlicher Weise zwei Fragen auf, nämlich, was für ein Ereigniss das Vergraben des Schatzes veranlasst habe, ferner, was für eine Person in dieser Gegend eine für jene Zeit so grosse Summe besitzen konnte. Ehe wir aber die Beantwortung dieser Fragen versuchen können, wird es nöthig sein, das Heer der vorliegenden Pfennige näher zu betrachten und zu ordnen.

Die vorliegenden Silberpfennige oder Bracteaten sind einseitig geprägte Blechschnitzel mit 4 Zacken, enthalten die ungemein schlecht ausgeführte Darstellung eines menschlichen Kopfes, oder eines Thieres, oder eines Wappens oder eines andern Gegenstandes, zuweilen eine kurze Inschrift, in schwachem Relief, und bilden

nach Herrn Dr. Meyer's Abhandlungen in Band I, III und XII unserer Mittheilungen das im 13. und 14. Jahrhundert in unsern Gegenden ausschliesslich cursirende Geld, welches aus einer Menge Münzstätten geistlicher Corporationen, Städte und Dynasten hervorging. Unser Vorrath vertheilt sich, wie sich aus dem Münzbilde ergibt, auf etwa 20 verschiedene Münzstätten, von denen wir die am stärksten vertretenen hier anführen.

Die Abtei Zürich mit dem Bildniss der Aebtissin und der Umschrift ZVRICH erscheint in 3 Varietäten in 1697 Stücken.

Die Abtei Zürich mit dem Kopf des S. Felix und der Umschrift TVREGVM in 39 Stücken.

Die Stadt Solothurn mit dem Kopf des S. Ursus und der Umschrift S. VRSVS in drei Varietäten, 645 Stücke.

Die Bischöfe von Basel mit dem Kopfe oder Brustbilde von Bischöfen nebst Kreuzen, Stäben, Kelchen in 6 Varietäten, 481 Stücke.

Die Stadt und Abtei St. Gallen mit Osterlamm und Kreuzfahne in mehreren Varietäten, 267 Stücke.

Die Grafen von Habsburg-Laufenburg mit ihrem Wappen, dem schreitenden Löwen, in 68 Stücken.

Die Stadt Schaffhausen mit Widder und Thurm in drei Varietäten, 31 Stücke.

Die Stadt Bern mit Bär und dem Kopf des S. Vincentius in 31 Stücken.

Das Kloster Einsiedeln mit Raben und Kreuz in 13 Stücken.

Die Stadt Zofingen mit dem Kopf des S. Mauricius und der Umschrift ZОВI in 6 Stücken.

Das Kloster Rheinau mit dem Lachse (der aber Ohren hat und eher einem Eberkopf gleicht — ohne Zweifel eine Helmzierde —) in 7 Stücken.

Eine ziemliche Zahl der nicht aufgezählten Münzen sind solche mit neuen Typen, die Herr Dr. Meyer untersuchen und bekannt machen wird, oder stammen aus fremden Münzstätten, wie Stadt Freiburg, Isny etc. her. Etwa 100 Stück sind nicht gut erhalten und darum nicht berücksichtigt worden. Wenn in diesem Verzeichnisse die Abtei Zürich am stärksten vertreten ist, so erklärt sich dieser Umstand genügend dadurch, dass der Fundort in deren Münzbanne lag. Die grosse Zahl der Basler und St. Gallerpfennige rührt von dem Verkehr zwischen Zürich und diesen Ortschaften her, die relativ bedeutende Zahl der Habsburg-Laufenburger-Münze von dem Einfluss der österreichischen Herrschaft, unter der die Gegend des Fundortes stand. Allein ganz unerklärlich ist die grosse Masse der Solothurner Münze, welche nicht auf dem Wege des Handels hieher gelangen konnte, und die ausserdem, wie wir gleich sehen werden, durch Verbote von dem zürcherischen Münzbezirk abgehalten war.

Rücksichtlich des Silbergehaltes der verschiedenen Sorten der angeführten Pfennige zeigt sich schon auf den ersten Blick ein merkbarer Unterschied. Reines Silber wurde nie verwendet, sondern in den verschiedenen Münzstätten bestimmt, wie viel Pfennige aus einer Mark geprägt werden sollten. Im Jahre 1238 mussten in der Münzstätte zu Zürich 588 Pfennige eine Mark wägen. Eine fortschreitende Verschlechterung der Münze ergibt sich daraus, dass der Silbergehalt immer geringer, der Kupfergehalt grösser wurde und die Mark sich zunehmend auf eine grössere Zahl Pfennige vertheilte.

Als die beste unter allen der uns zugekommenen Sorten erscheinen die nach Landolt am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts geprägten Münzen der Aebtissin von Zürich, nämlich die mit dem Brustbilde derselben, sowie auch die mit dem Kopfe des h. Felix. An diese schliessen sich die St. Galler- und Bernermünzen an. Von viel geringerem Werthe sind die Schaffhauser-, Einsiedler-, Zofinger-, Solothurner- und namentlich einige bischöflich-baslerische Pfennige. Herr Professor Städeler hat die Gefälligkeit gehabt eine vergleichende Analyse der zürcherischen und Solothurner Münzen vornehmen zu lassen, deren Ergebniss folgendes ist:

1) *Aebtissin Zürich* (mit dem Brustbilde derselben).

Das Gewicht der vier untersuchten Münzen betrug 0,317, 0,380, 0,383 und 0,384 Gramm; das Mittel der Wägungen also 0,366 Gramm. Sie bestanden aus

Silber	91, 2
Kupfer	8, 8
	100, 0

2) *Münzen von Solothurn mit Ursuskopf.*

Das Gewicht der 4 untersuchten Münzen betrug 0,322, 0,331, 0,398 und 0,400 Gr. im Mittel 0,363 Gramm. Sie bestanden aus:

Silber	85, 6
Kupfer	14, 4
	100, 0

Wenn also die verschiedenen Münzstätten bemüht waren, fremder Münze den Eintritt in den für ihre Münze gesetzlich bestimmten Münzkreis zu verwehren, weil ihnen durch diese Concurrenz Schaden erwuchs, so hatte diese Eifersucht darin ihre volle Berechtigung, dass häufig eine Münze von viel schlechterem Gehalt einwanderte. Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn im sogenannten Richtebrief von Zürich, der vom Jahre 1304 her stammt, die Münze von Solothurn ausser Kurs gesetzt wurde und wenn im Jahre 1335 und 1343 abermals Verbote erfolgten. Siehe Meyer in unseren Mittheilungen III., S. 46.

So wie der Silbergehalt ist auch das Gewicht, sowohl der Münzen der verschiedenen Münzstätten als der jeder speziellen Münzstätte, sehr ungleich. Herr Escher hat die in unsern Händen befindlichen Münzen abgewogen und aus dem Mittel das Gewicht derselben bestimmt.

Aebtissin mit ihrem Brustbild	100 Stück	38,— Gr.	Mittel	0,380.
„ „ Felixbild (Turegum)	20 „	7,25 „	„	0,362.
Ursus mit Stern über dem Haupt	100 „	32,50 „	„	0,325.
St. Gallen	50 „	16,55 „	„	0,331.
Laufenburg	30 „	10,05 „	„	0,335.
Schaffhausen	15 „	5,60 „	„	0,374.
Bern	20 „	7,00 „	„	0,350.
Bischof von Basel mit †	50 „	15,85 „	„	0,317.
„ „ „ „ 5bogiger Perleneinf.	50 „	17,76 „	„	0,355.
„ „ „ „ Buch	10 „	3,70 „	„	0,370.
„ „ „ „ Kelch	40 „	15,16 „	„	0,379.
„ „ „ „ Krummstab	40 „	15,01 „	„	0,375.

Das Gewicht der Pfennige derselben Sorte ist so schwankend, dass genau genommen unter hundert nicht ein halb Dutzend gleich schwer, oder wenn diess vorkommen sollte, ein blosser Zufall daran Schuld ist. Bei den Münzen der Aebtissin fanden wir Stücke von 0,45 und daneben von 0,30 Gr. Gewicht, bei den Solothurner solche von 0,40 und daneben von 0,27 Gr.

Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich auch bei den andern Münzsorten in gleichem Maasse. Die Ursache dieser Ungleichheit liegt offenbar in der Art ihrer Verfertigung, welche so unvollkommen war, dass wiederum unter hundert Stücken nicht zwei völlig die gleiche Form und Grösse haben. Was nämlich die Art der Prägung betrifft, so weiss man, dass dieselbe mittelst 10—12 CM. hoher pyramidalen stählerner Prägestöcke, deren in den Archiven von Zofingen und Zürich noch mehrere aufbewahrt werden, stattfand und zwar in der Weise, dass man das zugeschnittene Silberplättchen auf die Spitze des Stahlstockes, auf der die Matrice eingegraben war, hinlegte, ein Stück Leder darauf hielt und mittelst eines Hammerschlages die Prägung bewerkstelligte.

Diese Methode ist aber so unvollkommen, dass bei den Münzen, deren Bild etwas tiefer gestochen war, der Abdruck in weitaus den meisten Fällen stumpf ausfiel, ja dass unter vielen hundert Exemplaren, wie z. B. bei der Solothurnermünze, nicht zwei gefunden werden, die ein ganz gelungenes scharfes Relief zeigen.

Schwieriger ist die Ermittlung des Verfahrens, das man beim Zuschneiden der Blechstücke anwandte. An den Gebrauch einer Schablone ist nicht zu denken bei der Verschiedenheit der Umrisse. Eher ist das Zuschneiden mittelst einer Scheere bewirkt worden, wobei dann freilich eine ausserordentliche Fertigkeit des Arbeiters angenommen werden muss, der im Stande war aus dem ungleich dicken, durch den Hammer, nicht durch die Walze verfertigten Silberbleche das gehörige Gewicht so ziemlich zu treffen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Beantwortung der Frage zurück, wann und von wem dieses Geld vergraben worden sei.

Nach dem Urtheile der Sachkundigen ist es unmöglich, das Jahrzehend oder das Vierteljahrhundert ihrer Prägung mit völliger Bestimmtheit anzugeben und es kann nur im Allgemeinen aus der sehr geringen Qualität mehrerer der vorliegenden Sorten geschlossen werden, dass ein Theil der Pfennige in die spätere oder späteste Zeit ihrer Geltung herabreicht. Genauer ist das Datum ihres Erlöschens bekannt. Im 2. Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, bis zu welchem Zeitpunkt ihr Gebrauch sich erstreckt hat, wurde diese Sorte von Pfennigen durch eine neue Münzsorte verdrängt. Ein negativer Beweis, dass der Schatz vor dem dritten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts muss versenkt worden sein, scheint mir darin zu liegen, dass in demselben auch nicht eine einzige Münze der Stadt Luzern vorkommt, welchem Orte von Kaiser Sigismund im Jahr 1418 der Pfennigstempel verliehen wurde. Es muss also das Ereigniss, welches das Vergraben des Geldes veranlasste, in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts gehören. In diese Zeit fallen aber nur zwei kriegerische Vorgänge, welche die Gegend von Wolsen berührten oder möglicherweise hätten berühren können, nämlich der Zug des Erzherzogs Leopold im Jahre 1386 gegen die Eidgenossen und die Eroberung dieser Gegend im Jahre 1415 durch die Zürcher am Schlusse des Constanzerconcils. Die Gemeinde Ottenbach, welcher bis

vor kurzem das Dörfchen Wolsen einverleibt war, gehörte früher zu demjenigen Theile des sogenannten freien Amtes, der zwischen Reuss und Albis gelegen, ursprünglich Reichslehen, im Jahr 1282 von Rudolf von Habsburg bei seiner Thronbesteigung seinen Söhnen Albrecht und Friedrich übergeben wurde und bis 1415 unter österreichischer Herrschaft stand. Bei der ersten Begebenheit hatten die Bewohner dieser Gegend, auch wenn der Ueberfall, wie man anfangs glaubte, von Zürich aus stattgefunden hätte, als österreichische Unterthanen nichts zu befürchten, und der Schauplatz der Feindseligkeiten, welche dem Kriege vorangingen, lag überhaupt nicht in der Nähe. Viel eher ist an das für die Gegend so folgenreiche Ereigniss der Besitznahme des Landstriches durch die Zürcher im Jahr 1415 zu denken, welche indessen ohne allen Widerstand vor sich ging.

Es frägt sich nun, wie es möglich war, dass zu jener Zeit, in welcher baares Geld auf dem Lande so selten vorkam, ein Bauer über eine so ausserordentlich grosse Summe verfügen konnte. Nach unserer Vermuthung, auf die wir übrigens nicht das mindeste Gewicht legen, war die Person, welche in dem nahe an der Reichsstrasse, die von Ottenbach nach Affoltern führte, gelegenen Dorfe Wolsen den Schatz vergrub, ein österreichischer Beamter, der seiner Herrschaft treu die von ihm eingezogenen Gelder vor dem einrückenden Feinde in aller Eile in seiner Wohnung vergrub, und das Geheimniss dieser That bis in den Tod bewahrte. F.K.

7.

Ueber schweizerische Glasgemälde.

(Dazu Taf. VI.)

Oftmals sind es kleine unscheinbare Dinge und Launen, aus denen man auf den Charakter und die Besonderheiten eines Menschen schliessen kann, manchmal sogar mehr als aus den grossen und gewichtigen Handlungen, wo der Einzelne denn doch zum Entschlusse sich vorbereitet und zusammenrafft.

Wie diess von den Menschen gilt, so verhält es sich damit ähnlich in der Kunst, und zwar kann man das ganz speciell von derjenigen unseres Vaterlandes, der *Schweiz*, sagen.

Soll und darf überhaupt von einer Kunstgeschichte der Schweiz die Rede sein, so sind es jedenfalls nicht unsre Dome und Münster, die wir als Schöpfungen nationaler Grösse zu betrachten haben. Die Schweiz, von jeher allen Einflüssen von Ost und von West, von Süden und von Norden preisgegeben, war ein künstlerisches „Winkel-land“ von jeher und sie ist es noch heute. Neben dem burgtrotzigen Renaissancebau steht friedlich eine englisch-gothische Betkapelle, sieht man französische Miethcasernen, an denen eine herzbrechende Ornamentik so üppig wuchert, als wäre sie in Pappe gepresst. So war es schon im Mittelalter. Kaum gab es draussen in den Nachbarländern eine einzige Richtung, die nicht in unser Land hinübergespielt hätte. In der westlichen Schweiz gibt's Bauten mit urprimitiven Tonnengewölben, so ächt französisch, dass sie in Avignon oder in Arles stehen könnten; von Süden her erstreckt sich der Einfluss lombardischen Styles bis nach Chur, ja selbst bis Zürich; von Norden her weht eben so nachhaltig ein künstlerischer Zug aus

den deutschen Gauen, und so kreuzen sich seit Jahrhunderten die mannigfaltigsten Richtungen in unserm künstlerisch so viel und schwer geprüften Vaterlande.

Trotz dieser Strömungen, trotz dieser mannigfaltigen Anregungen, welche von Aussen her auf unsere Kunst eingewirkt haben, vielleicht aber auch gerade deshalb, hat das ganze Mittelalter keine einzige Schöpfung hinterlassen, welche nur annähernd die Popularität irgend eines der deutschen Dome erlangt hätte. Noch mehr — unsere bedeutendsten Bauten (wenige ausgenommen) stehen nicht nur hinsichtlich ihrer künstlerischen Haltung weit hinter den Schöpfungen des Auslandes zurück, sondern manche derselben können, im Lichte ihrer Zeit betrachtet, geradezu für künstlerische Anachronismen gelten: noch im Jahr 1853 hat man die Kirchen von Romainmotier, von Grandson und Payerne, Bauten frühestens aus dem XI. Jahrhunderte, für Monumente karolingischen, ja theilweise sogar merowingischen Styles ausgegeben; das Fortleben der Gothik lässt sich in der Schweiz bis in's XVII. Jahrhundert hinein verfolgen!

Vielleicht könnte man Aehnliches hinsichtlich der beiden Schwesterkünste, der Sculptur und der Malerei, feststellen. Zwar fehlt es an tüchtigen Arbeiten auch hier nicht, allein ihre Zahl ist doch verhältnissmässig gering, ihr Zusammenhang mit dem nationalen Leben lässt sich nur schwer ermitteln und — was noch viel schlimmer ist — zu einer Geschichte dieser Künste liegt hüben und drüben das Material haushoch unter den Actenstössen unserer Archive vergraben!

Man hat die Armuth der Schweiz an künstlerischen Denkmälern vielfach den Stürmen der Reformation zur Schuld gelegt. Jener bilderstürmende Puritanismus ist aber nicht allenthalben mit gleicher Heftigkeit und Nachhaltigkeit aufgetreten und es bleibt unbestritten, dass gerade diejenigen Gegenden, welche in ganz besonderem Masse davon verschont geblieben sind, um so mehr von der Perrükensucht des vorigen Jahrhunderts zu erdulden hatten: wo viel Geld und Selbstbewusstsein sind, da wird gebaut und herrscht in der Regel sehr wenig Pietät gegen die Werke der Vergangenheit, *es gilt diess auch ganz besonders von unsern Tagen* ¹⁾!

Man hat dann als den Feind der Kunst auch unsern „nüchternen praktischen Schweizerverstand“ ins Scheintreffen geführt. Es verhält sich damit ungefähr wie mit der Reformation; zwischen beiden Richtungen herrscht eine gewisse Wahlverwandtschaft, jede für sich und sie beide zusammen mögen manchmal der Kunst recht wehe gethan haben, aber der Schaden, den sie angerichtet, wiegt den mächtigen Aufschwung noch bei weitem nicht auf, den gerade das Zeitalter eines Holbein verkündigt.

Nicht jene grossen Werke, die man anderswo mit Klafferstangen misst, sondern die *kleinen*, mehr *handwerklichen Schöpfungen* sind es, welche in einer sogenannten Kunstgeschichte der Schweiz eine hervorragende Stellung einnehmen und behaupten würden. Dieselben wackeren Schweizer, die im Freiheitskampfe ihr Blut und Gut gewagt, dieselben zünftigen Meister, die manchmal gar derb auf ihren Stuben tagen mochten, mit einem Worte ein derber und nüchterner, aber dabei kerngesunder und solider Bürgerstand ist es, den wir als den Förderer unseres Besten, als den Träger unserer Kunst zu betrachten haben. Man gehe in die Rathhäuser und Zunftstuben,

¹⁾ Man hat in Zürich vor wenigen Jahren eine Anzahl stattlicher Brunnen entfernt, Arbeiten aus der besten Renaissancezeit, um welche uns füglich jede deutsche Stadt beneidet hätte!

in das stattliche Wohnhaus des Bürgers, ja selbst des Bauern, um das Vollgültigste zu sehen, was nicht das Mittelalter, wohl aber die ereignissvolle Zeit des XVI. Jahrhunderts geleistet hat, und man wird auch hier die besseren Traditionen zu einer Zeit noch am Leben finden, wo längst schon ein unheilvoller Krebschaden an dem grossen Gebäude der Kunst zu nagen begonnen hatte.

Wir verwahren uns, trotz dieser Erörterungen, gegen den Vorwurf der Einseitigkeit, es sind auch *diese* Dinge schon längst und von viel gewandter Feder behandelt worden; Lübke, um gleich den Trefflichsten zu nennen, hat es nicht verschmäht, selbst dem Kachelofen eine würdige Denkschrift zu stiften.

Zu denjenigen Kunstgattungen, worin in der Schweiz von jeher Treffliches geleistet worden ist, gehört auch die Kunst der *Glasmalerei*.

Aus der Schweiz, aus Zürich, datirt die erste Kunde von dieser Technik, die Schweiz hat sie am längsten bewahrt und am allerspätsten, kurz vor dem allgemeinen Thorschlusse künstlerischen Schaffens, auch hierin noch das Beste geleistet ¹⁾. Aber freilich, der Prophet gilt nichts in seinem Lande, und so hat man hunderte der schönsten Arbeiten eingestampft, zur Glashütte geführt ²⁾, oder, wenn man gnädiger verfahren wollte, dieselben in höchst zweifelhafter Gesellschaft auf Reisen geschickt. In der ganzen Schweiz gibt es keine einzige Sammlung von Glasgemälden, welche sich nur mit der einen in dem herzoglichen Parke zu Wörlitz bei Dessau messen könnte. Herr Vincent in Constanz besitzt ungefähr 4—500 Glasgemälde, darunter Arbeiten ersten Ranges, welche zu grossem Theile aus der Schweiz herkommen.

Schon im XV. Jahrhundert war eine entschiedene Wandlung in der Geschichte der Glasmalerei eingetreten. Sie lässt sich mit einem ähnlichen Vorgange auf dem Gebiete der eigentlichen Malerei vergleichen. Seit der Zeit der van Eycks hatte die Erfindung oder, besser gesagt, die systematische Anwendung der Oelfarben die Kunst von den herkömmlichen Banden befreit und durch die Kenntniss einer leichteren, flüssigeren Technik derselben völlig neue Bahnen eröffnet. Wie damit das profane Element Hand in Hand mit einer naturalistischen Auffassung der Dinge sich Bahn brach, so lässt sich etwas Aehnliches auf dem Gebiete der Glasmalerei constatiren.

Seit dem XV. Jahrhundert tritt — man erinnere sich der Glasgemälde im Berner Münster — das realistische Element entschieden in den Vordergrund und sprengt endlich alle diejenigen Schranken, welche bis dahin Pfosten und Maasswerk, Zwischenwände und Bögen, mit einem Worte die architektonische Gesetzmässigkeit vorgeschrieben hatte. Die ausführlichsten Scenen dehnen sich rücksichtslos über alle diese Zwischenglieder aus; kein Wunder wenn eine so völlig malerische Richtung, in demselben Maasse als sie neue Gedanken und neue Formen hervorbrachte, auch an Popularität gewann. Ungefähr um diese Zeit nimmt das profane Element zusehends überhand, die Glasmalerei verliert ihre Bedeutung als eine rein kirchliche und wird nunmehr vorherrschend, bald sogar ausschliesslich, zur *bürgerlichen Kunst*. Insbesondere ist es jetzt die heraldische Eitelkeit, welche diese Technik gleichsam

¹⁾ Vgl. Lübke, kunsthistorische Studien. Stuttgart 1869, S. 363 ff.

²⁾ Vgl. Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte 1867 S. 153 Note *. Die prächtigen Glasfenster im Kreuzgange von Wettingen befinden sich seit einigen Jahren in einem so bedenklichen Zustande, dass sie, wenn in Bälde keine Hülfe eintritt, unrettbar verloren sein werden. Diejenigen von Muri liegen bis zur Stunde zu Aarau in Kisten verpackt.

in ihren speciellen Sold genommen zu haben scheint. Man braucht nicht mehr in die Kirchen zu treten, um diese gewaltigen Cyklen zu sehen, durch welche die Sonnengluth in tausendfältigen Effecten ein feierliches Halbdunkel färbt, sondern es füllen sich immer mehr die Kreuzgänge und Zunftstuben, die Schützenhäuser und Rathssäle, ja selbst die Zimmer des bürgerlichen Wohnhauses mit förmlichen Gallerien der reizendsten Kabinetstücke. Es sind Stiftungen, in denen Freundschaft und Politik allerorts mit einander wetteifern, Arbeiten von ungleichem künstlerischem Werthe, die aber stets, als Kinder ihrer Zeit, bald breit und ausführlich, bald herzlich launig uns den Geist jener rührigen Epoche verkünden. Man möchte sie hierin wohl am ehesten mit den Miniaturen früherer Jahrhunderte vergleichen, die Stellung beider zur Kunst und zum Leben ist etwa dieselbe.

Es war schon längst meine Absicht, diesem Kunstzweige eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken; ich habe in diesem Sinne beschlossen, die noch vorhandenen Monumente möglichst vollständig zu inventarisiren und dabei mit einigen der nächst zugänglichen Cyklen zu beginnen. Vielleicht wird diese Kunde bald das Einzige sein, was auch von diesen noch übrig geblieben ist!

I.

Stein am Rhein (Ct. Schaffhausen)

bewahrt zwei Sammlungen von Glasgemälden. Die grössere befindet sich im *Schützenhause* im Riedt, etwa 10 Minuten oberhalb der Stadt, am Wege zur Veste Hohenklingen gelegen. Laut Mittheilungen an Ort und Stelle befanden sich die dortigen Glasmalereien ehemals in dem Rathhause der Stadt und sie wären bei einem Umbau desselben der Schützengesellschaft übergeben worden. Schöner und besser als an ihrer gegenwärtigen Stelle könnten diese Glasgemälde kaum untergebracht sein. Der geräumige Saal im obern Geschosse des Schützenhauses mit seinem Holzgetäfel und den niedrigen Fenstern, in denen die Gemälde zwischen runden Buckelscheiben eingefügt sind, bietet das ungetrübte Bild eines Innenraumes aus dem 16. Jahrhundert. Die 18 hier aufbewahrten Glasgemälde sind folgende: 1) HVGO. DE. LANDENBERG. DEI. GRACIA EPYSCOP. CONSTANCIENSIS. M. D. XVI. 2) Marcus. vō. knöringē. propst. zu. schinen. 1516 (Minuskelschrift); 3) HAINRIC, DE. MANDACH. ABBAS. RYNAVGENSIS. ANNO. M. D. XVI. 4) Michael vō gottes gnaden. apt. zu. schafhusen 1517. 5) DIE. STAT. ROTWYL. 6) DIE. STAT. WYL. 7) DIE. STAT. BRVGG. 8) DIE. STAT. BADEN. (sämmliche vier vom J. 1542); sodann 9) *Mellingen?* (ohne Namen, das Wappen zeigt eine rothe Kugel auf weissem Feld); 10) *Lenzburg?* (ohne Namen, Wappen: blaue Kugel auf weissem Felde); 11) *Aarberg?* (ohne Namen, Wappen: schwarzer Adler auf weissem Felde, darüber eine rothe Binde vgl. Taf. VI. Fig. 1.); 12) *Stein*; 13) *Mülhusen*; 14) *Keiserstul* (Inscription mit Minuskel-Buchstaben); 15) *Steckboren*; 16) Buchhorn (das heutige Friedrichshafen); sämmliche acht vom Jahre 1543; 17) Constanz (ohne Jahrszahl, etwa Ende des XVI. Jahrhunderts); 18) *Schaffhausen* 1590. Die Grösse dieser Scheiben ist stets die nämliche: sie beträgt durchschnittlich M. 0,48 Höhe zu M. 0,41 Breite.

Die ältesten Stiftungen, diejenigen der genannten Prälaten, sind den übrigen Glasgemälden hinsichtlich der Composition verwandt, nur dass hier jedesmal zwei Heilige statt der dort üblichen Landsknechte als Schildhalter figuriren. So stehen zu Seiten der vereinigten Wappen von Hohenlandenbergr und des Bisthums Constanz Maria mit dem Kinde und ein Bischof mit einem Kelche.¹⁾ Die Scheibe von Rheinau enthält drei Wappen, oben dasjenige des Stiftes, darunter das Mandach'sche und (heraldisch links) ein drittes, worauf ein „wachsendes“ Einhorn, weiss auf rothem Felde (von Rümlang?); zur Seite stehen S. Georg und St. Michael (?), ein bärtiger Mann, das Haupt mit dem Barett bedeckt, über der Rüstung trägt er einen langen grünen Rock, eine rothe Fahne ist das einzige Attribut. — Das Abtswappen von Schaffhausen steht zwischen S. Michael und S. Benedict, dasjenige des Probstes von Schönenbrunnen nimmt ohne Nebenfiguren die ganze Breite des Fensters ein. Was die Ausführung betrifft, so stehen hierin diese Geschenke geistlicher Herren allen übrigen Scheiben nach. Wohl möglich, dass diese nach allen Seiten hin so vielfach in Anspruch genommenen Geber ihre eigenen Hofmaler besaßen, die sodann rasch und handwerklich²⁾ den jedesmaligen Auftrag absolvirten. Der Styl ist zum Theil noch der herkömmliche gothische; so sind die Gewänder arg verknittert, in kleinlichen, unruhigen Falten gebrochen. Die Farbentechnik ist mehr als einmal roh und rüchig, das Roth ohne Gluth, das Schwarz verkohlt, die Umrisslinien sind plump und breit eher mit herkömmlicher Fertigkeit als mit Gefühl und Verständniss gezeichnet, die Architektur, mit zahlreichen Renaissance-Elementen vermischt, ist oft sehr bedenklich. Inful und Heiligengestalten mussten den frommen Beschauer für diesen Mangel an technischem Gehalte entschädigen.

Um so prächtiger sind dagegen die folgenden Städte-Scheiben, Arbeiten aus der blühendsten Renaissance-Zeit, die mehr als einmal den Einfluss eines Hans Holbein ahnen lassen. Für die besten halte ich diejenigen von Aarberg (Taf. VI. Fig. 1.), von Mellingen und von Bremgarten. Es folgen, in der Güte diesen ganz nahe stehend, die Scheiben von Rotwyl, Wyl, Mülhusen, Brugg, Baden, Steckboren und Buchhorn, sodann die sehr überladenen Glasgemälde mit den Wappen von Stein, von Keiserstul und von Constanz. Sie alle, die drei letzteren ausgenommen, sind wohl Arbeiten eines und desselben Meisters, dessen Name jedoch bei dem absoluten Mangel an Monogrammen vergeblich gesucht werden mag. Den Hintergrund für die Darstellungen bildet der bekannte Damast, der Grund ist roth, grün, blau, selten zart violett oder rosenroth gefärbt, darauf ist entweder schwarz oder etwas dunkler in der Localfarbe das herkömmliche Muster gemalt. Darauf stehen jedesmal zwei Reisige zu beiden Seiten des Wappens, gewöhnlich ein bärtiger, alter Haudegen und ein jugendlicher Landsknecht. Eine Säulen- oder Pfeilerarchitektur begrenzt die beiden Seiten, zuweilen nimmt eine solche auch die Mitte der Scheibe ein. Alles ist hier reich, lustig, üppig, die Säulen sind stark gebauht, mit Blättern, abenteuerlichsten Canellirungen und Medaillons geschmückt; Karyatiden, Atlanten, musici-

¹⁾ Bischof Conrad (vgl. Berichte der antiquar. Gesellschaft v. 1868 No. 3. S. 63.) mit der Spinne im Kelche.

²⁾ Es wird diese Annahme auch dadurch bestätigt, dass überall, wo Glasgemälde mit den Wappen des Bischofs von Hohen-Landenbergr und des betreffenden Abtes von Schaffhausen vorkommen, (z. B. bei Herrn Vincent in Constanz) Styl, Zeichnung und Farben genau dieselben Schwächen zeigen.

rende Engelknaben u. dgl. wachsen bald mehr, bald weniger motivirt aus dem candelaberartigen Stamme hervor. Die Capitäle gehören meistens der compositen Ordnung an; darauf ruht ein Flachbogen oder ein volutenförmig geschwungenes Gesimse, zuweilen auch ein Spitzgiebel, von welchem Kränze, Guirlanden oder Täfelchen mit der Jahreszahl herunterhängen. Auf der Scheibe der Stadt Steckborn ist von der einen Seite zu der andern eine Latte gelegt, darauf sitzen landsknechtisch gekleidet zwei niedliche Buben, der eine flötend, der andere trommelnd. Die mannigfaltigsten Darstellungen aus der biblischen, aus der römischen oder der vaterländischen Geschichte, als Vorbilder der Tapferkeit und Bürgertugend, füllen die oberen Eckräume. So sieht man auf der beiliegenden Tafel Mucius Scaevola, der statt den König Porsenna dessen Schreiber ersticht; vergeblich stürmt der Läufer dem königlichen Zelte zu, um hier durch rechtzeitige Kunde den Mord zu verhindern; gegenüber sieht man den unerschrockenen Römer, der seine Rechte über das glühende Kohlenbecken hält, indess Porsenna, über solchen Trotz entsetzt, zurückfährt; mächtige Feldschlangen und Schanzkörbe stimmen gar seltsam zu diesem römischen Drama. In ähnlicher Weise enthält die Scheibe von Lenzburg den Sturz des Marcus Curtius und den Kampf der Horatier und Curiatier. Anderswo sind an derselben Stelle ebenso ausführlich biblische Scenen behandelt: Simson im Kampfe mit dem Löwen und mit den Thorflügeln von Gaza auf der Scheibe von Mellingen; über dem spätern Wappen der Stadt Constanx erscheint Judith, die ihrer Magd das Haupt des Holofernes übergibt, im Hintergrunde ist das Lager mit riesigen Kanonen bewehrt, gegenüber ziehen die Beiden mit ihrer Beute der Stadt Bethulia entgegen, wo aber schon des Ueberwundenen Haupt auf einer langen Stange zum Fenster eines Palastes hinausgesteckt ist und die feindlichen Reiter bei solchem Anblick die Flucht ergreifen. Auf der Scheibe von Rottweil erscheint David, hier seine Schafheerde vor dem Bären schützend, auf den er gründlich genug mit einem Morgensterne dreinschlägt, dort kämpft er mit derselben Waffe gegen einen Löwen, aber die Taktik ist eine andere geworden, er steckt den Stiel des Morgensternes ganz unbarmherzig in den Rachen seines Gegners. Ebenso ansprechend tritt dieser Held in der Scheibe von Mülhausen auf: der kleine Sieger, ein Junge von etwa 7 Jahren, trägt dem thronenden Saul auf einer Stange das Riesenhaupt GOLIATH entgegen, ihm folgt ein langer Zug von jugendlichen Frauen, trommelnd, flötend, auf Geige und Harfe spielend. Die Versuchung Josephs, der aber standhaft dem Lotterbette der Potipharin entflieht, hat den Künstler bei Brugg begeistert. Vielleicht noch ansprechender als diese historischen Vorgänge sind diejenigen Scenen, welchen zeitgenössische Vorbilder zu Grunde liegen; dahin gehören die seit dem Beginn der Renaissance-Epoche so viel beliebten Scherze und Mummereien von Engelknaben (Putten); in manchen dieser Compositionen, die hier nur handwerklich und derb hingeworfen sind, erkennt man den kerngesunden Humor eines trefflichen Componisten. So tummeln sich (Probst von Schinen) kleine dicke Putten mit Speer, Bogen und Streitaxt bewaffnet auf wahren Lastpferden herum, allein sie gewahren mit Schrecken, dass diese einer so lieblichen Bürde nicht gewohnt sind; anderswo ziehen dieselben Helden es vor, den Dienst des Pferdes selbst zu versehen: nach Knabenweise reiten sie auf einander herum, oder sie ziehen sich auf Kissen, dennoch ritterlich turnirend oder ringend. Auf der Scheibe von Baden bewegt sich ein heftiger Kampf von nackten Reitern, die mit

Hirschgeweihen, Hörnern, Knochen und allerlei primitiven Waffen gegen einander anstürmen. Endlich haben auch die kriegesischen Ereignisse der damaligen Zeit mancherlei Eindrücke hinterlassen: zwei prächtige Landsknechte (Steckborn), hier etwas grösser gehalten, prallen voll Wuth mit eingelegten Lanzen gegen einander an, man erinnert sich dabei unmittelbar an den im Basler Museum aufbewahrten Entwurf zu einer Glasscheibe von Holbeins Hand. Grössere Schlachtenbilder nehmen den obern Theil der Glasgemälde von Stein, Wyl, Schaffhausen und Buchhorn ein; hier ist es ein Kampf mit dem Erbfeinde, den Türken, die natürlich in voller Flucht davon jagen.¹⁾ Von dem köstlichen Humor, der sich in den meisten dieser figürlichen Nebenscenen kundgibt, zeugen endlich die Bären, welche den Sockel der Scheiben von Wyl und Brugg schmücken: diese biedereren, lebendigen Thiere klettern zwischen goldenen Reifen auf und nieder, emsig eine günstige Position versuchend oder zufrieden und selbstgefällig sich schaukelnd (Taf. VI. Fig. 2 u. 3). Das Mittelbild mit den Wappen und den beiden Landsknechten zeichnet sich stets durch eine unübertreffliche Feinheit der Technik aus; Gluth und Kraft der Farben wetteifern mit der Feinheit der Zeichnung, in der das Stoffliche, als Pelz, Haare und Federn, mit einer fast mikroskopischen Sorgfalt durchgeführt ist. Trotzige, urkräftige Kerle, als ob sie aus Frundsbergs Lager ausgerissen und hier in Glas verwandelt worden wären, begleiten die Wappen. Ihre Bewegungen sind mannigfaltig, bald schreitend, bald leicht und ungezwungen aufgestellt, oder endlich mit stramm verschränkten Beinen paradirend. Die Köpfe sind voller Ausdruck: stolz blickt der eine zum Panner auf, während der andere mit Selbstbewusstsein die Schärfe seiner Streitaxt prüft; manche dieser Degen wären Holbeins würdig. Zweimal ist dann auch Freund Mutz der Dritte im Bunde (Lenzburg und Aarberg); er trägt hier ein Barett, dort einen Helm, Halskragen und Gelenkschienen schützen seinen Körper, um den Leib hängt das Schwert.

Die Technik steht wenigstens in den Scheiben aus den Jahren 1542 und 1543 auf ihrer vollen Höhe; es zeigt sich diess namentlich in dem harmonischen Verhältniss zwischen den glühenden Hauptfarben und den überaus zart gebrochenen Zwischentönen. Die nackten Theile, Kopf und Hände, sind stets weiss gehalten, die Haare entweder gelb oder schwarz. Später und schon ziemlich mittelmässig ausgeführt ist die Scheibe von Constanx: zwei sitzende Ritter halten den Reichsschild über dem Stadtwappen, der eine führt das Schwert, der andere hält den Reichsapfel, im Hintergrunde sieht man die Stadt Constanx. Die Scheibe der Stadt Schaffhausen vom Jahre 1590 zeigt vollends den Beginn des Verfalls; der Kampf, welcher den oberen Abschluss bildet, ist allzu gedrängt, die beiden Schildhalter sind widerlich aufgeputzt, die Farben schon matt und trübe.

Ein zweiter Cyklus von Glasgemälden befindet sich in der „*untern Zunft*“ zum *Kleeblatt*. Der Raum, in welchem diese kleine Gallerie aufbewahrt wird, ist leider fast ganz modernisirt, nur der stattliche alte Erker hoch überm Rheine ist noch erhalten geblieben. Es sieht da drinnen prächtig aus, wenn der Reflex der klaren

¹⁾ Ansprechend ist auf der Scheibe von Kaiserstuhl die Anspielung auf diesen Ortsnamen: dem ankommenden Kaiser wird unter pomphaften Ceremonien ein Thron (Stuhl) aufgerüstet.

Wogen bunt gefärbt an dem gothischen Sterngewölbe emporzittert. An den Fenstern des geräumigen Saales sind ringsum die Wappen der 13 alten Orte angebracht; sie alle stammen laut Inschrift aus dem Jahre 1542, ihre Grösse beträgt durchschnittlich M. 0,41 Höhe zu 0,30 Breite. Die Anordnung ist die nämliche wie bei den Städte-Scheiben im Schützenhause: aus dem bunten Damastgrunde tritt das Wappen mit den beiden landsknechtischen Schildhaltern hervor, der eine jugendlich, der andere ein alter Recke, dieser hält das Panner, jener gewöhnlich eine Hellpartie. Die Ausführung ist vorzüglich, eher noch feiner als die der Scheiben im Schützenhause, die architektonische Umrahmung insbesondere zeigt ruhigere Formen, ein bestimmteres, edles Maasshalten im Detail.

Die Scheiben von *Zürich* und *Bern* sind kreisrund, in der Mitte, nach herkömmlicher Anordnung, das doppelte Standeswappen unter dem Reichsschilde, zu beiden Seiten die Löwen als Wappenhalter von Zürich und Bern, das Ganze umgeben die Schilde der betreffenden Landvogteien. Die Löwen neben dem Zürcherwappen sind allzu verzerrt, fast affenartig in ihren Bewegungen, die Inschriften sind in Minuskelbuchstaben, alles ist sehr fleissig ausgeführt.

Die folgenden Scheiben zeigen die oben beschriebene Eintheilung: 3) *Luzern*, über den Wappen kämpfende Urner, die Feinde fliehen.

4) *Uri*, der jugendliche Schildhalter bläst ins Horn, oben Tells Apfelschuss.

5) *Schwyz*, rother Schild ohne Kreuz. Oben springt Tell aus dem Nachen (der See vollkommen ruhig). Gegenüber Gesslers Tod.

6) *Unterwalden*, Doppelwappen, rechts horizontal getheilter Schild, oben roth, unten weiss, linker Schild: weisser Schlüssel auf rothem Felde, oben Baumgarten, der den Wolfenschiess erschlägt, die Frau entzieht sich dem Anblick der blutigen Scene, indem sie zum Fenster hinausschaut, wo gegenüber in der Ferne Struth den Drachen erlegt.

7) *Zug*, oben wird der Junker von Wildenburg¹⁾, der eines Bauern Weib umarmt, von dem gekränkten Gatten mit einer Streitaxt erschlagen, rechts sieht man den Bauern einer Stadt zueilen, das Bein des Erschlagenen an einer Streitaxt auf der Schulter tragend.

8) *Glarus*, oben eine Schlacht.

9) *Basel*, einfacher Schild, statt des üblichen Reichswappens erhebt sich darüber der Basilisk. Oben sieht man rechts einen König, der im Tempel vor dem siebenarmigen Leuchter betet, gegenüber werden Feinde in die Flucht geschlagen, ein Engel, der mit gezücktem Schwerte in den Wolken erscheint, hilft den Verfolgern.

10) *Freiburg*, Schlacht. 11) *Solothurn*, Schlacht. Der eine Schildhalter (S. Ursus) geharnischt.

12) *Schaffhausen*, Judith verlässt unter dem Segen eines Priesters die Stadt Bethulia, ihr folgt eine Magd, die bereits mit dem Sacke versehen ist, gegenüber ist eben die bekannte Execution vollzogen worden.

13) *Appenzell*, oben die Inschrift JOSVE am XII CABYTEL; der siegreiche Josua steht auf einem Schlachtfelde, das mit königlichen Leichen bedeckt ist; gegenüber sieht man ein Lager.

¹⁾ Vgl. Berichte. 1868. No. 4. S. 78.

14) Wappen der Stadt *Stein* a. R. 1607 Monogramm A. S. Barok in der Composition, verkommen in der Technik.¹⁾

II.

Stammheim (Ct. Zürich).

Das grosse Doppeldorf mit seinen stattlichen Fachwerkhäusern von Grün umgeben stellt das ungetrübte Bild eines ländlichen Wohlstandes dar. Man fühlt sich hier endlich einmal abseits von dem Getriebe unserer Industrie, fern vom Rauche der Fabrikschlote wohl und heimisch. Das Gemeindehaus von Unterstammheim ist das Kleinod der Ortschaft. Hier pflegt sich noch heute, wie vor Jahrhunderten, der Bürger zum festlichen Trunke einzufinden, seine Hochzeit zu feiern, hier endlich tagt, umgeben von den farbenglänzenden Stiftungen der Altvordern, ein weiser Rath von Stammheim über Wohl und Wehe des engern Vaterlandes. Dieser Saal im oberen Geschosse des Gemeindehauses ist ein rechtes Denkmal der guten alten Zeit. Vor der braunen Tafelwand steht ein riesiger, bildgeschmückter Kachelofen: der Inschrift zufolge ist er im Jahre 1681 von dem Untervogt Jacob Christoffel Zeller und dem Landschreiber Johannes Ulrich gestiftet worden, eine recht brave Arbeit aus der berühmten Werkstätte der Pfau zu Winterthur.²⁾ Seinen Hauptreiz erhält dieser Innenraum durch die zahlreichen Glasgemälde, womit dessen sämtliche Fenster, theilweise auch die eines kleineren Nebengemaches ausgestattet sind. Die Zahl dieser Schildereien, welche vorzugsweise der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, dann aber auch späterer Zeit angehören, beläuft sich auf 26. Meist sind es die Wappen befreundeter Städte und Persönlichkeiten. Die Anordnung des Figürlichen ist meist dieselbe wie auf den Scheiben von Stein. In der Regel sind es zwei Figuren, welche zu Seiten des mittlern Wappens stehen; wenn Männer, so

¹⁾ Vor drei Jahren hat die löbliche Zunft „zum Klee“ eine Anzahl von Glasgemälden verkauft, weil diese angeblich in anderen Räumen des Hauses schlecht untergebracht, theils auch sehr beschädigt gewesen sein sollen. Laut Mittheilungen an Ort und Stelle waren diess folgende Stücke: 1) *Ablei S. Trudbert im Schwarzwald*, ohne Schildhalter, rechts Fürstenbergisches Wappen, darüber die Inful, links auf Schild und Helm ein Löwe mit dem Schwerte bewaffnet. 2) *Augustinerstift in Öhningen*, zwischen St. Peter und Paul das Wappen des Propstes Cd. Ruoff. 3) Wappen v. *Schinen*, zur Seite eine Dame als Schildhalterin. 4) Wappen v. *Hürus* mit Schildhalterin, 1521. 5) Wappen v. *Flaar* aus Constanz mit Schild haltender Dame. 6) Stadt *S. Gallen* 1542, Reichswappen über den beiden Stadtschilden, zu beiden Seiten Landsknechte mit Panner und Hellparte, oben eine Schlacht, meisterhafte Ausführung im Charakter der obigen Standesscheiben. 7) *Winterthur*, brillante gleichzeitige Arbeit, nunmehr im Besitze der Stadtbibliothek Winterthur. 8) *Frauenfeld*, gleichzeitige Arbeit von höchster Feinheit. Das Mittelstück nimmt über dem Stadtwappen eine figurenreiche Darstellung, die Erbauung des Schlosses Frauenfeld ein; die Umrahmung bilden 7 miniaturmässig ausgeführte Scenen, in denen höchst anziehend der bekannte Roman des Fräulein v. Kyburg geschildert wird. Diese Scheibe befindet sich nunmehr im Besitze des Herrn J. Vincent zu Constanz, Scheibe 4 und 5 in dem meinigen, No. 6 in dem des Herrn Winz zum Raben in Stein.

²⁾ Stammheim ist überhaupt sehr reich an solchen *Kachelöfen*, ich habe in den verschiedenen Häusern folgende vorgefunden: vier Oefen mit dem Monogramm A. P. (Abraham Pfau) und den Jahreszahlen 1679. 1681. 1682 (worauf zugleich E. P. 1681). 1687. Ferner ein Ofen E. E. 1703; ein anderer trägt die Jahreszahl 1707 ohne Monogramm, der jüngste mit Bildern geschmückte Kachelofen vom Jahre 1803 trägt die Inschrift „von mir gmacht Hans Ulrich Fridrich, Hafner in Mülheim“ und allerlei recht derbe Verse.

sind sie wehrhaft gekleidet, bald mit einer Hellpartie, bald mit einer schwerfälligen Hakenbüchse bewaffnet. Das Costüm ist nicht mehr dasjenige des flotten Landsknechtes, sondern es macht sich, zumal in der langschöössigen, knappanliegenden Jacke, etwas spanischer Einfluss geltend, auch das Barett nimmt eine nüchterne Form an und schrumpft allmählich zur Kappe zusammen. Zuweilen steht dem Manne die sorgliche Hausfrau zur Seite, ihm den gefüllten Pokal darbietend. Diese ansprechende Scene wird auf einem Ofen zu Stammheim durch folgende Verse erläutert:

Die Ehr, das Wehr gebürt dem Mann,
Dass er seim Hauss wol soll vorstan.
Das Wyb sey züchtig, fromm und still
Dem Mann ghorsam nach Gottes Will.

Den Hintergrund bildet bald der herkömmliche Damast, meistens, nicht eben zum Vortheile der Farbenharmonie, gelb, zuweilen auch eine fast blau in Blau gemalte Landschaft. Die umgebende Architektur zeigt den Charakter der Renaissance, die Motive sind dieselben wie auf den Steiner Glasgemälden, nur plumper und handwerklicher componirt. Wir führen die einzelnen Scheiben in chronologischer Reihenfolge auf:

1) „Von der stat Diesenhofen“, arg zerstört, aber tüchtig ausgeführt. Zwei prächtige Landsknechte mit Spiess und Hellpartie, der eine in Grün, der andere in Roth gekleidet, halten den städtischen Wappenschild. Zu beiden Seiten umrahmt eine hellrothe Säulenstellung das Bild, dazwischen füllt eine keck gezeichnete Landschaft den Hintergrund. Ein Flachbogen, worauf die Jahreszahl 1531, überspannt das Ganze, kräftiges, einfaches Blattwerk, ganz im Style der Zeit, ziert die Ecken. Höhe M. 0,43 Breite 0,33.

2) *Frauenfeld* (ohne Inschrift) mit der Jahreszahl 1533 auf einem Täfelchen, welches von dem bekrönenden Giebel herunterhängt. Auf violettem Damastgrunde halten zwei wilde Männer den grossen Schild mit dem bekannten Wappen. Die Architektur ist plump, zu beiden Seiten des Giebels sind in den obern Ecken Engel angebracht, der eine flötend, der andere trommelnd. M. 0,425 : 0,35.

3) Zürcher Standesscheibe vom J. 1533, kreisrund, bekannte Composition, die in Zeichnung und Farben meisterhaft ausgeführt ist. Durchmesser 0,39.

4) *Schaffhausen* (ohne Inschrift) 15 . 9, im Styl der Scheibe von Diessenhofen nahe verwandt; zwei Landsknechte, der eine mit dem Stadtpanner, stehen zu beiden Seiten der vereinigten Reichs- und Stadtwappen. Bunte, bauchige Säulenarchitektur, rothe mit Blättern und Masken geschmückte Voluten bilden den obern Abschluss. Die Darstellungen in den Ecken räthselhaft: rechts wird ein Mann auf einem Altare verbrannt, links sieht man wieder vor einer Stadt eine Gruppe erstaunter Zuschauer, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist aber zerstört. 0,45 : 0,41.

5) Jacob von der breyten Landenberg. 1549, neben dem Wappen steht der ritterlich geharnischte Donator. Auf dem gelben Damastgrunde über dem Wappen ist ein kleiner rother Schild mit weissem Kreuze angebracht, darunter sind Schwert und Streitkolben zwischen einem Fische und einem Falken (?) gekreuzt (wohl Zeichen ritterlicher Corporationen).¹⁾ Gute architektonische Einfassung mit musici-

¹⁾ Dieselben Zeichen wiederholen sich auf zwei Scheiben im Besitze des Herrn Vincent zu Constanx, die eine gestiftet von Hug David von Hohenlandenberg, die andere von Hug von Hallwyl. Beide stammen aus dem Jahre 1559. Aehnliche Zeichen sind neben den Ritterbildern in der sog. Agnes-Zelle im Kloter Königsfelden angebracht.

renden Engeln und andern Figuren, oben lebendig und sehr fein ausgeführt eine Hirschjagd mit dem Monogramme  M. 0,415 : 0,305.

6) Michel Meyer zu Winterdur 1550. Zur Seiten des Wappenschildes stehen Mann und Frau, diese eine „hochgeschürzte Maid“ mit dem Becher, jener landsknechtisch gekleidet mit einer Hakenbüchse in der Linken, die Rechte in die Seite gestemmt. Grund blau mit schwarzem Damast, der aber schon in phantastisches Blattwerk ausartet. Oben der nackte Hiob, der vor seinem brennenden Hause sitzt, neben ihm steht die Frau, gegenüber wenden sich die Freunde, das Haupt mit Judenhüten bedeckt, spottend von ihm ab. Die Ausführung ist keck aber handwerklich. 0,31 : 0,21.

7) Jokop Meyger von Winterdur, gleicher Styl. Neben dem Wappenschild steht ein schlotternder Greis mit federlosem Barett, einem kurzen rothen Rocke und Hosen, und schwarz und gelben Strümpfen. Die Rechte stützt er auf das Schwert, mit der Linken hält er sich mühsam an einer Heugabel aufrecht. Gelber Grund mit grauem Damast. Oben Jacob der von dem auf einem Throne sitzenden Isaak den Segen empfängt, zur Seite steht die Mutter mit dem Linsengerichte, im Hintergrund rennt Esau, von einem Hunde gefolgt und das Jagdhorn blasend, in rasender Eile dahin. Gegenüber das Traumbild der Himmelsleiter. 0,325 : 0,21.

8) Jacob Schellenberg vnd Lorenz Winmann 1550. Im Charakter den Steiner Zunftscheiben verwandt, jedoch derber und einfacher. Zur Seite der beiden Wappenschilder stehen die Stifter, jeder das Barett auf dem Haupt. Der eine ist geharnischt und hält einen Speer, der andere steckt in der landsknechtischen Pludertracht und trägt eine Hakenbüchse. Eine einfache Pilasterarchitektur, darüber zwei Flachbogen auf einer frei schwebenden Console bilden die Umrahmung; Grund grün mit grauem Damast. Oben links Lot, der mit seinen Töchtern Angesichts des brennenden Sodom zecht, rechts ein König (Salomon?), der vor einem Götzen, einem Affen auf dem Altare, betet, drei Weiber stürzen in den Tempel hinein. 0,32 : 0,215.

9) Bat . . . nno Domene (sic) 1550. Mann und Frau mit den beschriebenen Attributen, ersterer schon halb spanisch gekleidet. In dem landschaftlichen Hintergrund nimmt eine Tanne die ganze Höhe ein. Zwei schauerliche Engel mit Wappenschildern bilden die seitliche Füllung neben dem Giebel. 0,325 : 0,215.

10) Inschrift verblichen und unleserlich. 1537. Unter dem gekrönten Reichswappen steht (heraldisch) rechts der Zürichschild, links ein blauer Schild mit der Halbfigur des hl. Georg (Stein a. R.?), darunter endlich ein viertes Wappen: ein weisser Löwe mit einer Scheere und dem Buchstaben V auf blauem Felde. Rechts und links ein Landsknecht, weiss und schwarz gekleidet mit Hellparten bewehrt. Die Einfassung in Form eines Stichbogens bildet ein weisses Astwerk, darüber eine Schiessstätte im Freien, Landsknechte schiessen mit Büchsen nach den vor den „Hakenmauern“ aufgestellten Scheiben. 0,43 : 0,32.

11) HAN . STEFFEN . OWER . VND . CVONRADT . SVLGER. Ohne Jahreszahl, aber jedenfalls der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angehörig. Zwei Wappenschilder mit geharnischten Landsknechten; auf der Hellpartie des einen erkennt man den Zürichschild, der andere trägt eine Flinte. Grüne bauchige Säulen, zwei Bogen auf einer freischwebenden Console, darüber ein Medaillon mit Brustbild,

endlich ein Spitzgiebel bilden die Einfassung, Hintergrund rothbraun mit schwarzem Damast. Oben Belagerung, links spielen die Kanonen, rechts fährt ein Schiff voll Krieger gegen die Stadt. 0,415 : 0,35.

12) Johann stumpf pfarherr zu stammheim Anno 1543 und 1561 jar. Im Styl den vorigen Scheiben ähnlich, recht tüchtige Arbeit zumal hinsichtlich des architektonischen Beiwerks, das mit allerlei flotten Masken geschmückt ist. Ueber den drei Familienwappen des Stifters und seiner beiden Gattinnen (Stumpf, Brennwald und ein goldener Stern auf Blau) enthält ein Spruchband die Worte: „Der Her ist myn Sterke und min schilt uff in vertrut min Hertz“. Ueber der flachbogigen Bekrönung liest man auf einer Schrifttafel: „Wie lang hinkend Ir uf beid siiten, ist der Herr Gott so wandlend im nach, ist aber Baal so wandlend im nach.“ Es bezieht sich dieser Text auf seitliche Darstellungen aus der Geschichte Elias': der Prophet kniet vor einem Altar, der inmitten eines Teiches steht, die Corona gewahrt mit Staunen den Erfolg des Opfers, auf der andern Seite ist der Baalsdienst dargestellt, das Opfer will nicht brennen, das Volk flieht und die Priester, die hier als Mönche (!) dargestellt sind, werfen sich mit Geberden des Entsetzens zu Boden. 0,425 : 0,31.

13) Die Gmand zu Walttenligen. 1570. Rohe, bäurische Nachahmung der bessern Arbeiten aus dem Anfange des Jahrhunderts. Auf rothem Grunde steht das Ortswappen zwischen zwei Landsknechten, statt des Damastes herrscht schon ein wildverschlungenes Ornament von Schnüren oder Bändern. Oben ein pflügendes Viergespann. 0,425 : 0,33.

14) Die gselstha (sic) die Kilchengmant zu Wagenhusen. 1570. Genau dieselbe Anordnung und Ausführung. Neben dem Viergespanne sind Winzer in einem Weingarten beschäftigt.

Mit dem Ende des XVI. Jahrhunderts wird die Technik immer geringer, die Phantasie armseliger, die Gestalten sind nach typischen Regeln gezeichnet, die Ornamentik verliert an Kraft und Bewegung, die Architektur löst sich zum unnatürlichen, leblosen Gerüste von Säulen, von durchbrochenen Pfeilern, zu einem Ballaste von Guirlanden und Kränzen auf. Den Farben fehlt die Gluth, weil sich die verschiedenartigsten Nüancen auf einer und derselben Platte ausdehnen, so dass sie schliesslich zum schmutzigen Gemische zerrinnen. — Aus dieser Zeit stammen die beiden folgenden, nicht datirten Scheiben.

15) Hans Rudolff Kyburg A. D. 15 Lauater voght H Steinegg ANN . . . ¹⁾ Die Mitte nimmt das Lavatersche Wappen mit offenem Helme ein, vor den umgebenden Säulen stehen ein Weib mit Füllhorn und ein anderes mit zwei Kindern (caritas). Den obern Theil nimmt zwischen zwei kauernden Engeln eine Hirschjagd ein, fast genau derselben Scene auf No. 5. nachgeahmt. 0,40 : 0,30.

16) Wappen v. Stockar und von Goldenberg (Inscription zerstört). Baroke Säulenarchitektur mit figurirten Kapitälern, die Bekrönung bildet ein wahres Conglomerat von wunderlichen Voluten von Drachenköpfen und blattgeschwänzten Figuren, die

¹⁾ Statt des zerstörten Theils dieser Inschrift ist eine fremde eingefügt, auf welcher das Monogramm **HE.** zu lesen ist; die Inschrift, welche vielleicht einen Anhaltspunkt für die Lebenszeit

des Meisters bietet, heisst: Hans Kambly des Raths und Seckelmeister der Statt Zürich, und Regula Holzhalbin Syn Eegemachel.

daran herumklettern. — Oben links: Marcus Curtius in ächt spiessbürgerlicher Auffassung und gegenüber ähnlich die Heldenthat des Mucius Scävola. — Die Ausführung ist schlecht, die Technik sehr verkommen, nur die Wappen sind noch gut stylisirt. 0,40 : 0,28.

17) Eine dritte etwa gleichzeitige Scheibe mit dem Wappen von Stammheim zwischen zwei Landsknechten ist so arg zerstört, dass wir sie bloss der Vollständigkeit des Inventars wegen aufführen. Auf der verblichenen Inschrift sind nur die Worte „von Understammheim“ lesbar.

18) Hans Cunratt Bumann, disser Zytt Dächen des Steiner Capitels Und Pfarer Zu Stammheim, Und Margareta Brännwaldin Syn Egemachel sælig. Anno 1610. Vor dem landschaftlichen Hintergrunde stehen unter dem Reichswappen die beiden Schilde von Stein, rechts ein kecker Landsknecht, links ein bürgerlich gekleideter Schildhalter. Kleinere Schrifttäfelchen zur Seite der Inschrift enthalten die Worte: OPERA CARNIS. Offenbar sind die Werk des Fleisches. Gala. 5 Cap. und LAPSVS Wann der Lust empfangen hat, So gebirt er die Sünd. Iac. 1 Cap. Auf dem Flachbogen, welcher den obern Theil der Scheibe bekrönt, stehen die Inschriften: M. POPULIVS. LAENAS und K. ANTIOCHVS. EPIPHANES. Von den bezüglichen Eckbildern ist nur noch der Rest einer ausführlichen Lagerscene erhalten. Trotz des spätern Datums herrscht hier noch völlig der in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gebräuchliche Styl, gute ältere Vorbilder müssen hier gelegentlich noch einmal zur Nachahmung aufgefordert haben. 0,42 : 0,325.

19) Rudolph Zeller Burger zu Zürich und der Zit Schriber zu Stammheim Symon Ulrich zu nider stammheim. 1617. Unten innerhalb eines Kranzes das Zellersche Wappen, dessen Schild von einem Engel gehalten wird. Darüber die beiden Donatoren mit Pluderhosen, knapp anliegender Jacke und hohen Federhüten, der eine mit dem Jagdspeer, der andere mit Flinte und Luntstock versehen. Das Urtheil Salomonis füllt die oberen Ecken. Technik völlig verkommen, grün, gelb, violett, fleischroth, alle diese Farben auf einer Platte. 0,41 : 0,315.

20) Bernardus von Gottes Gnaden Appte dess Würdigen Gottshusses St. Gallen 1625. Das viergetheilte Wappen von einer stichbogigen Pavillon-Architektur umgeben, zwischen den Säulen und Pilastern die üblichen Putten und Fruchtgehänge, ausserdem zu beiden Seiten des Wappens S. Gallus und S. Otmar. Gewöhnliche Barokarbeit. 0,40 : 0,315.

21) Runde Standesscheibe von Zürich 1640. Das ganze Mittelstück mit einer reichen Farbenscala besteht aus einer einzigen Platte. Die Wappen der neu erworbenen Vogteien Wynfelden, Sax und Pfyn sind eigens unter dem Standeswappen angebracht. Um den Verfall der Technik zu erkennen, ist der Vergleich mit der Scheibe No. 3 sehr lehrreich.

Den Beschluss bilden No. 22 bis 26, fünf Glasgemälde, welche von Mitgliedern der Gemeinde selbst gestiftet worden zu sein schienen. Ihre Grösse beträgt durchschnittlich M. 0,40 : 0,31. Die älteste datirt vom Jahre 1570, das Alter der zweiten ist unbekannt, eine dritte, auf der das Zellersche Wappen obenan steht, enthält die Inschrift: Rudolph Zæller Schryber nnd Fendrich 1625, die beiden jüngsten stammen aus den Jahren 1635 und 1680. Die vier ersten Glasgemälde folgen ziemlich übereinstimmend der Composition der Scheibe vom Jahre 1570, wo tafeln-

um einen Tisch die Hohen der Gemeinde sitzen. Die Mahlzeit ist einfach und bescheiden, sie besteht aus Brodt und Wein. Oben wird ein Schwein geschlachtet. Auf den drei folgenden Scheiben hat sich die Mahlzeit copioser gestaltet, denn auf einem ungeheuren Teller prangen Schweinsrippchen, Schinken und Wurst, ein kleiner Junge fungirt als Page, unter den Versammelten sieht man einmal auch den Weibel; Trommler und Pfeifer, in die Zürcherischen Standesfarben gekleidet, begleiten das Symposium mit würdiger Musik. — Die letzte Scheibe (vom Jahre 1680) stellt die Festlichkeit auf ihrer höchsten Stufe dar. Die Theilnehmer sind wie auf den frühern Glasgemälden durch Nummern bezeichnet, welche sich auf die umgebenden Wappen beziehen. Die folgende Aufschrift enthält das Programm der Schenkung:

Zwölff Burger und getrüwe fründ,
Die Wir allhier mit Nammen sind,
Hand zur Gedechnuss gutter Ehren
Diesen Schildt hiehar thun verehren.
Gott wöll uns Frid und Sägen beschehren.

Und an Segen fehlt's wahrlich nicht:

Der Präsident Christoff Zeller, Undervogt, verlangt nach Wein, denn er ruft seinem gegenübersitzenden Collegen, dem Wachtmeister Ulrich, dass dieser ihm den gewichtigen Pokal hinübersende. Zellers Nachbar, der Landschryber Johannes Ulrich, der als pedantischer Büroakrate schon durch sein unvermeidliches Sammtmützchen gekennzeichnet ist, scheint sich denn fast über solchen Durst zu wundern, denn er flüstert geheimnissvoll mit seinem Nachbar dem Kirchenpfleger Symon Beringer. Auf der andern Ecke gehts dagegen wieder äusserst fröhlich zu: der Richter und Stubenwirth Hans Ulrich Frey scheint die Güte des Gerichtes zu kennen, er streckt fürsichtig die Hand nach dem grossen Schinken aus; neben ihm sind Adam Würth, Vierer und der St. Annapfleger Klein Jog Keller im Genusse des Guten schon so weit gediehen, dass sie sich brüderlich umarmen, Trommler und Pfeiffer hinter ihnen begleiten diese Liebesscene mit entsprechendem Takte. Zu dem Ganzen stimmt denn auch Bacchus, der oben in der Mitte auf dem Fasse sitzt und ein Champagner-Glas leert. Zu beiden Seiten, wo links ein Mann betend sitzt, rechts aber ein Liebespärchen unter einem Baume kost und ein Geiger nebenan auf seinem gewaltigen Bassinstrumente spielt, steht der Vers:

Allzeit Trurig ist beschwerlich
Allzeit fröhlich ist gefehrlich
Allzeit Fromm und Redlich
Das ist Rächt und Ehrlich.

Dr. J. R. RAHN.

Sitzungsprotokolle.

I.

5. December 1868.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Dr. MEYER'S Bericht: siehe „Berichte“ von 1868, p. 97, bei 2. Münzen.

Professor BURSIAN legt die als Geschenk eingegangenen „Berichte der archäologischen Gesellschaft in Berlin“ und das von derselben Gesellschaft zum 9. December 1868 herausgegebene 28. Winkelmann's-Programm vor, worin Professor E. HÜBNER über die *Augustusstue im Museum zu Berlin* handelt, und vergleicht diese mit der ähnlichen 1863 in Prima Porta bei Rom in einer Villa der Livia gefundenen, jetzt im vaticanischen Museum aufgestellten, von der eine Photographie vorgewiesen wird. Beide sind überlebensgross, die römische mehr realistisch und in höherem Alter, als die idealistisch-heroisch gehaltene zu Berlin. Die römische zeigt Spuren einer intensiv lebhaften Bemalung; besonders ist der Harnisch reich verziert mit einer ein vollständiges Ganze bildenden figürlichen Darstellung, welche insbesondere die unter Augustus erfolgte Anerkennung der Herrschaft Rom's im Westen und Osten, bei den Kelten und Parthern, verherrlicht.

Siehe Heft I, N. 3.

II.

12. December 1868.

Vortragender: Herr Professor SCHRADER, als Gast in der Gesellschaft anwesend, hatte die Güte, derselben einen Vortrag über *die Keilinschriften der in ihrer Sammlung befindlichen assyrischen Denkmäler* zu halten.

Eine Einleitung beschäftigte sich mit dem Wesen der Keilschrift überhaupt, stellte fest, dass die Basis für deren Entzifferung nunmehr eine durchaus solide sei, und betonte insbesondere auch die derselben sich entgegenstellenden Schwierigkeiten. Die Existenz einer Reihe von dreisprachigen, sogenannten achämenidischen Inschriften, z. B. in Susa, Persepolis, Behistun, ist die Bedingung zur Lesung der verschiedenen Keilschriften, von denen die uns interessirende die dritte auf diesen triglotten Inschriften ist. Der Hannoveraner Grotefend begann mit dem Studium der ersten unter den dreien, das heisst des altpersischen Textes, einer reinen Buchstabenschrift mit vierzig Zeichen. Hierauf bauten besonders Burnouf und Lassen auf der so gewonnenen Basis behufs Erkennung der zweiten und dritten Schrift weiter fort. Was nun die dritte Schrift, die assyrisch-babylonische, die also nicht, wie die erste, einer indogermanischen, sondern einer semitischen Sprache angehört, betrifft, so waren hier die sich entgegenwerfenden und zu überwindenden Mühseligkeiten enorm. Einmal ist diese Schrift keine Buchstaben-, sondern eine Sylbenschrift; eine fernere Schwierigkeit ist der polyphone Charakter der Schrift, dass nämlich mehrere Lautwerthe Einem Zeichen zukommen können; ferner besitzt diese Schrift auch Ideogramme, lediglich begriffliche Zeichen; dazu kömmt, dass die Zeichen phonetischen und ideographischen Charakter neben einander haben können, dass die polyphonen und ideographischen Zeichen mitunter nur auf ein folgendes Wort, gleichsam als Zeigefinger, hindeuten sollen; endlich fehlt es auch nicht, dass diese Schrift der Eigenthümlichkeit sich erfreut, dass Zeichengruppen auch einen rein ideographischen Werth haben, so bei häufig gebrauchten

Eigennamen. Da ist es nun unschätzbar, dass im Palaste Sardanapal's VI. von Layard Syllabarien gefunden wurden — einige solche hatte, neben anderen Keilschriftproben, zum Theil von unseren Stücken, der Vortragende zur Erläuterung copirt —, d. h. Täfelchen sowohl zur Erklärung des polyphonen Charakters der Schrift, als zur Enträthselung der Ideogramme und der zusammengesetzten ideographischen Zeichen. Auch die Vergleichung mit den phonetisch geschriebenen Parallelinschriften musste natürlich bei Ideogrammen von Vortheil sein, ebenso die oft überraschende Aehnlichkeit mit dem Hebräischen. — Unsere Keilinschriften auf dem Antiquarium sind nun theils von assyrischer, theils von babylonischer Keilschrift, d. h. von Variationen der dritten Schrift auf den dreisprachigen Inschriften: die erste derselben hat einen cursiven, die zweite einen archaistischen, einen Bildcharakter, und die erste ist aus der zweiten zusammengesunken. Den Charakter der assyrischen Schrift zeigen von unseren Denkmälern die drei grossen Corridorinschriften und zwei auf Backsteinen, den der babylonischen sechs Backsteininschriften. Von den letzteren ist eine dreizeilige undeutlich und bis auf den Stadtnamen Babylon nicht lesbar. Eine sechszeilige dagegen lautet übersetzt: „Nabukudruzzur, König von Babylon, Wiederhersteller des Hauses der Verehrung, Sohn des Nabupalussur, Königs von Babylon. Ich.“ Auch die fünf anderen Inschriften sind von Nebukadnezar. Von den ninivitischen Inschriften gab der Vortragende ebenfalls Uebersetzungsproben mit Erläuterungen. Alle sind sie Inschriften eines Salmanassar, nicht des bekannten, sondern des um die Mitte des IX. Jahrhunderts lebenden, von dem der sechs Fuss hohe Obelisk aus schwarzem Basalte stammt, auf dem König Hasael von Damask und König Jehu von Samaria genannt sind, sowie des Vaters dieses Salmanassar's, des Sardanapal, der um 900 lebte und von dem insbesondere die grossen Corridorinschriften in unserer Sammlung herrühren, wie schon Herr Grivel richtig erkannte. Aus der grossen lithographisch nachgebildeten Inschrift theilte der Vortragende das Stück mit, wo von der Gründung Süd-Ninive's die Rede ist: „Die Stadt Chalah, die uralte, die Salmanassar, König von Assur, der Grosse, der vor mir wandelte, erbaute (c. 1300), verödete; ich (d. h. Sardanapal) errichtete sie von Neuem (c. 900)“. Es ist dieses das Chalah der Genesis X. 11, 12.

III.

19. December 1868.

Vortragender: Professor OSENBRÜGGEN.

Derselbe las seinen zum Abdrucke im „Jahrbuch des Schweizer. Alpenclub. V.“ bestimmten Aufsatz über *Alpensagen* vor.

Vorweisungen von Dr. KELLER.

Geschenke von Herrn Julius Meili in Hinweil wurden vorgewiesen (ein *persisches Manuscript*, eine officiële, bis auf die neueste Zeit nachgetragene *Karte des Kaukasus*, eine Anzahl *Abdrücke sassanidischer Münzen*); ferner zwei der Gesellschaft gehörende *Glasgemälde von 1698* (früher im Hause der Gesellschaft der Bogenschützen), das eine das Wappen der Zunft von Zimmerleuten, das andere dasjenige der Zunft zum Kameel darstellend.

IV.

26. December 1868.¹⁾

Vortragender: Dr. KINKEL.

Derselbe spricht über *die Geschichte der Vasenmalerei bei den Griechen* und legt zugleich einige Vasengemälde vor, welche den Mythos von den Töchtern des Pelias betreffen. Nach einer kurzen Uebersicht über die in der Schweiz vorhandenen Sammlungen (Basel, Bern, St. Gallen, Zürich) geht der Vortragende auf sein specielles Thema über. Der Zeitraum, innerhalb dessen die Fabrication der in unsern Museen vorhandenen griechischen bemalten Vasen vor sich gegangen ist, zerfällt

¹⁾ Der Actuar abwesend; die Mittheilungen über die Sitzung nach gütigen Aufzeichnungen des Vortragenden und Herrn Professor Kinkel's.

in vier Stylperioden, die jetzt sehr scharf von einander unterschieden werden können. In der ersten Periode finden wir braunrothe Figuren auf meist hellgelbem Grunde; dargestellt sind ausser Arabesken und Pflanzenornamenten vorzugsweise Raubthiere und fabelhafte Thiergestalten, auch Kämpfe. Die antiquarische Sammlung auf der Wasserkirche besitzt drei kleinere Exemplare von dieser Gattung. Die zweite Periode, deren Anfang sich chronologisch nicht genau feststellen lässt, reicht bis gegen 450 vor Chr. und ist durch Gefässe vertreten, auf denen schwarze Figuren auf rothem Grunde aufgetragen sind. Der Kreis der dargestellten Gegenstände wird erweitert: wir finden zahlreiche Göttervereine, Heroenscenen und Kämpfe. Namentlich werden die durch das Epos gangbar gewordenen Mythen ausgebeutet. Auch das tägliche Leben wird schon berücksichtigt. Auch aus dieser Periode sind einige Vasen auf dem Antiquarium vorhanden. Die dritte Periode beginnt zur Zeit der ersten grossen Kunstblüthe Athen's im perikleischen Zeitalter und reicht bis in das dritte Jahrhundert vor Chr. Man erhält jetzt rothe Figuren auf schwarzem Grunde. Die Gebundenheit der frühern Epoche schwindet; die Formen werden flüssiger. Die Technik ist ausgezeichnet. Innerhalb der Periode sind jedoch grosse Stylverschiedenheiten bemerkbar, indem schliesslich eine gewisse Weichlichkeit der Formen und Flüchtigkeit der Zeichnung einreisst. Der Vortragende entwickelte kurz die Gründe, die es sicher stellen, dass die Fabrication der Vasen aus diesen drei Perioden nach Griechenland gehört. Länger verweilte derselbe bei der vierten und letzten Classe von Vasen, die sich auf Unteritalien beschränkt und einen ganz besondern Charakter beansprucht. Sehr auffallend sind die fremdartigen Elemente, welche die Malereien dieser Epoche von denjenigen der frühern Zeit scharf trennen. Diese wurden im Einzelnen hervorgehoben und besprochen. Flüchtigkeit, Mangel an künstlerischem Ernst, Sinken der Technik und Unterordnung unter die herrschende Mode sind die hauptsächlichsten Kennzeichen. Anstatt des Epos erscheint jetzt die griechische Tragödie als die Hauptunterlage der Darstellungen. Dieser letzten Periode der griechischen Vasenmalerei gehört die grosse Mehrzahl der Vasen auf der Wasserkirche an. — Sodann entwickelte der Vortragende den Mythos von den Töchtern des Pelias und deren Berückung durch Medea, legte die Vasenbilder vor, welche denselben illustriren (Gerhard auserlesene Vasenbilder, Taf. 157, 1. 3. Museo Gregoriano II. 82. 1. Tischbein Hamiltonische Vasen II. Taf. 7), erwähnte andere noch nicht abgebildete, und fügte schliesslich das hierher gehörende sog. lateranensische Relief (Böttiger Amalthea, I. Taf. 4) bei.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Professor BURSIAN weist Helbig's italienisch geschriebene Publication (nebst Photographie) über einen kürzlich zu Rom bei einem Steinmetzen durch Bildhauer Steinhäuser entdeckten Herakleskopf mit restaurirter Nase und oberer Hälfte des Schädels vor; derselbe rühmt den weniger peinlich hervorgehobenen Ausdruck des Mühseligen an diesem Kopfe und stellt ihn über den des farnesischen Herakles.

Derselbe theilt folgendes Curiosum mit: „Im ersten Heft meiner Schrift über Aventicum (Mittheilungen der antiq. Gesellschaft, Bd. XVI, Abth. I., Heft 1, S. 12. Anm. 1) habe ich aus dem Manuscript des Architecten Parent die Notiz beigebracht, dass die Bewohner von Avenches glaubten, die Hauptwasserleitung des alten Aventicum sei bestimmt gewesen, Wein aus der Gegend von Lavaux in Metallröhren nach dieser Stadt zu leiten. Eine ganz ähnliche, bis ins 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück zu verfolgende Sage knüpft sich, wie ich aus der sorgfältigen Schrift von C. A. Eick über die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln (Bonn 1867. S. 5) entnehme, an diese römische Wasserleitung der Rheinlande: man glaubte, dieselbe habe den Zweck gehabt, den Bewohnern der Colonia Agrippinensis Wein von Trier her zuzuführen — Sagen, welche beweisen, wie wenig das Volk im Mittelalter und bis auf die neuesten Zeiten herab die Bedeutung und den Werth reichlichen und gesunden Trinkwassers zu würdigen wusste.“

Siehe Heft I, 13.

Siehe Heft I, 14.

Siehe Heft I, 2.

V.

9. Januar 1869.

Vortragender: Professor LASIUS.

Derselbe hielt einen durch Zeichnungen und Vorweisungen in instructivster Weise erläuterten Vortrag über die *italienische Gothik*, speciell über die von ihm im Sommer 1868 besichtigten Bauten

Oberitalien's, unter Berufung auf Lübke's Behandlung des Thema's in den Mittheilungen der Wiener Centralcommission von 1860 und mit Vergleichung dieser südalpinischen mit der deutschen Gothik. Nach einem Blicke auf die dem oberen Italien eigene, daselbst in der romanischen Bauperiode der Gothik vorangegangene, mehr den nordischen Bauten, als denen des übrigen Italien, sich anschliessende Ausbildung der gewölbten Basilika im speciell sogenannten lombardischen Stile und nachdem constatirt worden, dass noch rein romanische Anlagen auch im Anfange des 13. Jahrhunderts vorkommen, ging der Vortragende auf die erste gothisch erbaute Kirche, die von San Francesco zu Assisi, über und betonte den Einfluss des Franciscanerordens auf die Ausbreitung des nordisch-gothischen Stiles in Italien. Doch bildet zwischen den Bauten die Linie des Po eine unterscheidende Trennung, indem die nördlich gelegenen in ihrer Anlage den Cistercienserkirchen entsprechen, während die südlichen den directen französischen Einfluss aufweisen. Die Kirche San Francesco in Bologna, mit der durch Hereinziehung der Stütze des Seitenschiffes behufs Bildung einer Zwischenrippe erzielten Zerlegung des bisherigen Kreuzgewölbes in sechs Felder, besonders aber auch mit dem polygonen Chorschluss, wird als Beispiel einer solchen südpadanischen Kirche vorgeführt. Darauf ging der Vortragende nach einer einlässlichen bis in die altchristliche Baukunst zurückgreifenden technischen Erörterung (über das in der Sophienkirche zuerst angewandte, von den Italienern bis in die Renaissance beibehaltene Princip der Verankerung einerseits, das System der Widerlager auf der anderen Seite) auf die nordisch-gothische Constructionsweise als solche über, als deren Kern das auf Verankerung verzichtende Balancirsystem zwischen den auf relativ dünnen Stützen ruhenden Gewölben und den entgegenwirkenden, gegen die Strebebögen als Widerlagsmauern gespannten Strebebögen bezeichnet wurde. Als Paradeigma hievon bot sich das unruhig zackige Strebesystem des Cölner Domes dar, wo das Kirchengebäude zum Glashaus mit unbedeutenden Wandflächen geworden, wo Alles in dem verticalen Principe aufgeht. Wie anders in San Petronio in Bologna, welchen italienisch-gothischen Bau der Vortragende mit Cöln in Parallele setzte. Dem Klima des Südens entsprechend, sind da die Fenster klein, die Wandflächen gross — die Malerei braucht sich da nicht in die Fenster zu flüchten —; das Mittelschiff von San Petronio ist 120' hoch gegen die 145' von Cöln; das Mittelschiff zu San Petronio hat quadratische Gewölbefelder, 19,10 Meter jede Seite, gegen die Rechtecke von Cöln mit 14,90 Breite und 7,72 Länge; Capellen treten in Bologna an die Stelle des zweiten Seitenschiffes. Der Gegensatz zwischen dem Schmalen, Hohen des Ganzen, den langen, schlanken Linien in Cöln und dem Weiten, Breiten, Lagernden in Bologna, dort rascher Rhythmus, hier langsame Intervalle, sprang geradezu in die Augen, als der Vortragende durch Zeichnung eines theilweisen Langschnittes beider Kirchen einen Durchblick aus dem Mittelschiff gegen die Seitenschiffe aus beiden Bauten ermöglichte. Eine Schilderung insbesondere der San Petronio ziemlich gleichzeitigen, ebenfalls am Ausgange des 14. Jahrhunderts gegründeten Kirche der Certosa zu Pavia, ferner der dem nordischen Stile sich nähernden gothischen Theile des Domes von Como behält sich der Vortragende für ein anderes Mal vor.

VI.

16. Januar 1869.

Vortragender: Dr. CALMBERG.

Der Vortrag behandelte *die Sage vom wüthenden oder wilden Heere*, die in Mittel- und Nord-Europa — der Sagenforscher Rochholz redet von 101 Localisirungen allein im Aargau — allgemein verbreitet ist. Zuerst verfolgte er die Geschichte der Sage und unterschied dabei drei Hauptmomente. Der erste ist die germanisch-heidnische Zeit, wo das Volk den Gottheiten die von ihm vernommenen und ihm unerklärlichen Töne zuschrieb: Wuotan selbst durchreitet das Land und die Göttin Holda fährt auf ihrem Wagen einher. In die zweite Periode gelangen wir mit dem Uebergange in das Christenthum, wo es den Missionären am Herzen liegen musste, die von ihnen in der Einbildungskraft des Volkes zu bekämpfenden altererbten Gottheiten dadurch möglichst zu discreditiren, dass sie sie zu Dämonen stempelten: da fing man an im Heere Wuotan's ein wüthendes Heer und in der Holda die böse Frau Holle, mit dem treuen Eckart als Warner zur Seite, wie sie Göthe's Gedicht uns zeigt, zu erblicken; während der Holle in Mitteldeutschland der Hörselberg bei Eisenach als Wohn-

sitz angewiesen wird, erscheint in Süddeutschland in derselben Stellung die Berahta oder Berchta als Spukwesen. Waren die Träger der Sage einmal böse Geister geworden, so lag es in dritter Linie nahe, als solche den Göttern die Seelen böser Menschen zu substituieren, welche nächtlich ruhelos herumziehend den Angst erregenden Lärm verursachten: diese Stufe ist in Bürger's Ballade poetisch ausgedrückt. Der Hackelbärend in Westfalen war ein Jäger, der nicht einmal Sonntags aussetzte (in Braunschweig erscheint statt seiner der Hans von Hackelberg, einst herzoglicher Oberjägermeister, und ihn begleitet die frühere Nonne Tutosel als Eule); im Hessischen sitzt bei Cassel, im Gudinsberg, der beim dortigen Volke infolge des schmalkaldischen Krieges nicht beliebte Karl V. als Karle Quintes, der allerdings in diesem Berge schon Karl den Grossen als Vorgänger hatte; u. s. f. Aus Frankreich, besonders von den Küsten des Kanales, aus England, wo König Artus, aus Dänemark, wo König Waldemar, aber auch Christian II., als wilde Jäger figuriren, besonders aber auch aus der Schweiz (die Rottthaler, der Tüerst u. s. f.) führte der Vortragende Beispiele an und knüpfte daran die Erwähnung von Nachahmungen des wilden Heeres in Maskenscherzen des Volkes, z. B. der Entlibuch'schen Posterlijagd. Zuletzt frug er nach den Tönen, auf deren Vernehmen die Sage beruht, und findet als solche Musik und Hundegebell, wie er im Walde Lierchen unweit Lauterbach in Oberhessen mit mehreren Gefährten vor mehreren Jahren selbst wahrzunehmen die Gelegenheit hatte, und wie auch von andern glaubwürdigen Zeugen in der Nähe von Gedern in Oberhessen beobachtet wurde. Was nun ist die Entstehung dieser Klänge, welche der Berichterstatter seiner Zeit nicht heimzuweisen wusste, weil Musik, wie Hunde an jenem Frühlingsvormittag dem Walde Lierchen ferne waren? Ein Mecklenburg'scher Naturforscher erkannte als Ursache von ähnlichen unerwarteten Klängen das Fliegen einer Heerde wilder Gänse, englische Reisende am Sinaï den Flugsand, ein Zürcher auf der Glarner Sandalp den Luftzug durch losgelöste Schieferstücke. Eine Fata Morgana auf akustischem Gebiete, ein Herüberklingen aus fernerer Punkten, also im Lierchen etwa von einer Musik aus Fulda, dürfte vorliegen.

VII.

23. Januar 1869.

Mittheilungen und Vorweisungen verschiedener Art füllten den Abend aus.

Siehe Heft I, 5.

Professor BURSIAAN legt 24 von Herrn Dr. Clement aus St-Aubin eingesandte *Bronzestatuetten* vor. Dieselben sind von sehr verschiedenem Kunstwerthe, auch nach der Ansicht des Referenten nicht sämmtlich ächt. — Eine Anzahl davon gehört in die Reihe jener besonders in Gallien häufigen, kaum mehr für menschliche Figuren zu erkennenden Göttertypen, nach römischen Mustern verfertigt, mehrere davon mit Dornen zum Aufstecken auf Holz. Die Benennung der einzelnen Figuren kann sich nur auf Vermuthungen aus den zum Theil sehr mangelhaften Beigaben stützen, etwa aus einer Keule, aus dem Ansätze eines Bogens, aus der Anfügung eines Schwertes. Fast durchgängig scheinen die Figuren die von den Galliern besonders viel verehrten Gottheiten Mars und Hercules darzustellen; doch findet sich unter diesen Bronzen auch die keltische Imitation eines Vertumnus. Zwei römische Nachahmungen ägyptischer Typen zeigen Isis mit Horus und Harpokrates. Weiter aber sind in dieser Sammlung auch einige römische Stücke, zum Theil von wirklicher Schönheit. Obenan steht ein nackter an einen Baumstamm sich lehrender Jüngling, wohl Hermes als Vorsteher der Palästra, vielleicht auch irgend ein Sieger in gymnastischen Spielen. Sicher ächt und sehr hübsch ist ferner eine bekleidete männliche Gestalt mit einer Schiffermütze, an der das sorgfältig behandelte Gewand hervorzuheben ist, vielleicht ein Dioskur, oder auch die Darstellung eines Schiffers. Nennenswerth sind weiter zwei Thierfiguren, ein Adler auf einer Kugel, das römische Legionszeichen im Kleinen, und ein Pferdekopf, der bestimmt war, als Zierde oben an einem Gegenstande angebracht zu werden. Eine männliche Figur, durch das allzu hoch hinauf geraffte Gewand als Priapus sich kennzeichnend und durch diese Hervorhebung des Unanständigen und weiter durch eine auf dem Rücken angebrachte Inschrift aus Zeichen verschiedener Alphabete als Amulet sich erweisend, ist ziemlich roh behandelt, nicht ausser allem Zweifel. Dasselbe ist der Fall in noch höherem Grade bei den Figuren einer nackten tanzenden Frau mit eigenthümlicher Haarbehandlung, eines Kriegers und eines Satyr's. Sicher modern sind endlich zwei ganz unbekleidete weibliche Figuren. — Ein mittelalterliches Stück ist ein Crucifixus von geschmiedetem Eisen, dem jedoch das Kreuz fehlt, von geringer Bedeutung.

Siehe Heft I, 8 und 9.

VIII.

6. Februar 1869.

Vortragender: Dr. KELLER.

Derselbe sprach über *das älteste Wasserfahrzeug*, den Einbaum, unter Vorweisung von Tafeln mit sachbezüglichen Abbildungen. Ausgehend von einer Schrift des Raffaello Foresi über die Steinzeit auf der Insel Elba, wornach auf dem eisenreichen Elba Steinwerkzeuge vor eisernen im Gebrauch waren, und zwar grösstentheils solche aus auf der Insel nicht vorkommendem Quarz, und wornach auf der Insel Pianosa Stücke von dem erst in Süditalien anzutreffenden Obsidian und auf Elba und Pianosa Abfälle als Beweise der an Ort und Stelle gemachten Bearbeitung gefunden worden sind, und weiter darauf fussend, dass neben den nahe am Ufer bei Zürich in den „Dünnenen“ (tinières, tènes) befindlichen Pfahlbauten andere auf natürlichen und etwas erhöhten oder ganz durch die Kunst geschaffenen Inseln, auf sogen. Steinbergen ruhen, betont der Vortragende, dass Schifffahrt schon in sehr früher Zeit muss stattgefunden haben. Nach dem Floss, dem Brett muss nun der Einbaum das erste Fahrzeug gewesen sein. Die Pfahlbauten sind die Stätte, in der sich solche ursprüngliche Nachen bis heute erhielten, und in erster Linie ist hier der der Steinzeit angehörende, 1862 in Robenhausen gefundene, 12' lang, 1½' breit, 5" tief, aus einer der Länge nach gespaltenen Eiche bestehend, zu nennen. Grösser, 25' lang, tiefer und mehr Personen fassend, einem Brunnentroge entsprechend, mit stumpfen Enden, ist der im Schlamme beim Nidauer Steinberge liegende, und etwa 50' lang, am oberen Ende 4' breit ist der schon in der Pfahlbautenzeit infolge übergrosser Belastung gesunkene Einbaum bei der Petersinsel; noch fünf weitere Einbäume entdeckte besonders Troyon im Genfer- und Neuchatellersee. Zwei verschiedene Formen zeigen diese schweizerischen Einbäume: entweder geschweift wie ein Weberschiffchen, oder geradlinig, ähnlich einem Brunnentroge; theils mit Stangen, theils mit Rudern wurden sie bewegt. Nach einer vergleichenden Uebersicht der ähnlichen Funde im Norden, in Frankreich, auf Grossbritannien, wobei sich ergab, dass die sogenannten Coracles, sehr alte, aber anders construirte Kähne in Irland, noch vor 150 Jahren im Gebrauch waren und auf dem Severn es noch jetzt sind, ging der Vortragende auf unsere noch im Gebrauch befindlichen schweizerischen Einbäume über¹⁾. Eine erste Erwähnung derselben findet sich im Anfange des 14. Jahrhunderts im Hofrechte von Wangen (Kothing's Rechtsquellen von Schwyz). Cysat redet zwei Male von „Eichbäumen“, wie die Einbäume von Eichen bald hiessen zum Unterschied von denjenigen von Tannen, deren schon einer in jenem Hofrechte erscheint. Jetzt existiren nur noch Einbäume, die ebenfalls immer rascher verschwinden, auf den Seen von Aegeri, Zug, Luzern, Sempach; unser See hat sie seit den 80er Jahren nicht mehr. Culturhistorisch interessante Notizen von Herrn Lieut. Jthen in Zug über die Einbäume des Aegerisees (vgl. oben S. 33) schlossen sich weiter an. Instrumente zum Aushöhlen, wie solche aus Tahiti und Java vorgewiesen wurden, fand man in unseren Pfahlbauten nicht.

Vorweisungen.

Derselbe weist vor: den vom Grafen Enzenberg aus Innsbruck eingesandten *Gipsabguss eines bei Brixlegg im Unterinnthale gefundenen Sandsteinbildwerkes*, mit vier Seiten, worauf sehr rohe menschliche Figuren —; *Thon-, Eisenstücke, terra sigillata*, von Herrn Director Wegmann geschenkt, neulichst gefunden beim *Zuchthaus*, wo eine sicher römische, im Bogen gegen das Rennwegthor sich hinziehende Mauer ausgegraben wurde —; von Herrn Jthen in Zug eingesandte *Pfahlbaugesenstände aus Zug*, besonders die dort vertretenen von unseren etwas verschiedenen Steinarten, und die diesem Pfahlbau eigenthümlichen weichen durchbohrten Steine.

IX.

13. Februar 1869.

Vorweisungen und Vortrag.**Vortragender: Professor BURSIAN.**

Die *Gipsabgüsse der archäologischen Sammlung von sieben Stücken des reichen Silberfundes von Hildesheim* wurden vorgewiesen und erklärt und dabei als Einleitung einige Blicke auf die Art

1) In einem „Monoxyton“ fuhr Professor Bursian in den Lagunen von Missolunghi am Ausflusse des Acheloos.

und Weise der Entdeckung (am 7. October 1868, am westlichen Fusse des Galgenberges bei Hildesheim, die Finder preussische Soldaten, der reine Silberwerth 800 Friedrichd'ors) geworfen. Die Experten aus Göttingen, die die jetzt im Berliner Museum aufbewahrten Fundstücke prüften, widerlegten die ursprüngliche Ansicht, dass Kunstwerke der Renaissancezeit vorlägen, und stellten den antiken Ursprung des ganzen Fundes fest. Dafür sprechen nicht nur die auf den meisten Gefässen befindlichen punctirten Inschriften, theils Gewichtsbezeichnungen nach römischer Weise, theils Fabrikantennamen, sondern vor allem die durchaus antiken Gegenstände der Darstellungen und der Stil, welcher eine von der Renaissance nicht erreichte Freiheit sowohl in den Gestalten, als auch in der Gewandung zeigt. Die Technik ist eine kühne, die Figuren theilweise frei heraustretend, meist getrieben, bis zu grosser Dünne gehämmert. Der Vortragende setzt alle Stücke in die beste Zeit der römischen Kunst, die augusteische. Die vorliegenden Abgüsse nun sind genommen von folgenden Stücken: — 1) drei Viertheile eines grossen Mischgefässes, mit reichster Ornamentirung, besonders reizend die Art und Weise der Vertheilung der leichten eleganten Verzierungen über die Rundung hin: reiches Rankenwerk belebt durch kleine Genrescenen, allerlei Wasserthiere, Vögel, Fische, Polypen, und dazwischen kleine Knaben, diese Bestien bekämpfend, fangend; alles behandelt mit einer zierlichen spielenden Leichtigkeit, welche der mächtigeren Ornamentik auf den Prunkgefässen der Funde in der Krim abgeht; — 2) und 3) zwei Trinkgefässe, mit und ohne Henkel, gleichfalls ornamentirt, jenes auf den zwei durch die Henkel begrenzten Feldern je drei Masken auf ausgespannten Löwenhäuten, mit Symbolen des Dionysos- und des Kybelecultes, dieses ebenfalls auf zwei von Priaposstatuen eingerahmten Hälften eine reiche Ornamentik, die aus gleichen Symbolen reich mit landschaftlichem Hintergrunde componirt ist, zeigend; — 4) bis 7) Schalen, die nenseite mit fast freiem Relief und deshalb wohl eher Schaustücke, als von unmittelbar praktischer Verwendbarkeit: die erste die auf einem Felsen sitzende, durch den Pflugsterz, den sie mit der Rechten hält, als Ergane characterisirte Athene zeigend, auch das reiche Ornament der höchsten Kunststufe entsprechend, auf der zweiten in stark realistischer Behandlung ein grosser derber Knabenhkopf, durch die zwei gepackten Schlangen als Herakles characterisirt, auf der dritten und vierten Schale sich entsprechend eine edle Frau mit weitem Gewand und einer Thurmkrone (die phrygische Kybele) und ein Jünglingskopf, nach den Symbolen (phrygische Mütze, Mondsichel) der phrygische Mondgott, Men, Deus Lunus, vielleicht auch, entsprechend dem römischen Synkretismus, der Attis. -- Was schliesslich die Frage nach der Art und Weise angeht, wie der Schatz nach Hildesheim gekommen sei, so überlässt der Vortragende diesen weiten Jagdgrund den Hypothesenmachern.

X.

20. Februar 1869.

Vortragender: Dr. GSELL-FELS.

Derselbe sprach über *die neuen Ausgrabungen auf dem Palatin* und erläuterte insbesondere den ersten Theil seines Vortrages durch einen von ihm nach im Frühjahr 1868 an Ort und Stelle gemachten Aufnahmen entworfenen Plan. — Nach einem raschen Ueberblick der Lage und der Geschichte des Palatin, der Gründungsstätte Rom's, erst Sitz der Altstadt, dann der Neuadeligen, endlich der kaiserlichen Hofburg, geht der Vortragende auf sein specielles Thema über. Der Umstand, dass der Glanz der letztgenannten Bauten die gründlichste Verwüstung gerade dieses Theiles von Rom in den Stürmen des Mittelalters herbeiführte, macht den Palatin, den nunmehr an noch bestehenden Resten des Alterthums ärmsten Hügel Rom's, zu einem vornehmlichen Arbeitsplatz der topographischen Archäologie. An zwei Stellen des Palatin werden Ausgrabungen ausgeführt, an der Nordseite in den Orti Farnesiani, nach dem Aussterben der männlichen Linie der Farnese von 1731 an 130 Jahre Eigenthum der Bourbons von Neapel, nun Napoleon's III., durch den Kaiser der Franzosen, am Südrand dagegen durch den Papst. Zwischen beiden Arbeitsstätten liegt ein französisches Nonnenkloster, wohl auf der Stätte des augusteischen Apollotempels und Palastes; unzugänglich, wie es ist, schneidet es den Hügel in der Mitte entzwei und zwingt dessen Besucher, auf zwei gesonderten Wegen denselben zu besteigen. — Zunächst machen wir die Runde auf den Ausgrabungen Napoleon's, die unter der trefflichen Leitung des Architekten und Archäologen, Cavaliere Pietro Rosa, stehen und durch Tafeln mit den von den Oertlichkeiten redenden Stellen antiker Schriftsteller

an Ort und Stelle illustriert sind. Von den einzelnen Entdeckungen, die wir auf unserm links vom Eingange beginnenden, durch Südwest nach Nordost zur rechten Seite desselben zurückkehrenden Wege antreffen, sind hervorzuheben: — 1) gleich zuerst die topographische Sicherstellung der Porta Mugionis (Porta vetus Palatii, wovon ein Pfeiler gefunden) und des bei derselben liegenden Vereinigungsplatzes der Nova Via mit der Sacra Via, von welchen dann jene durch die Porta ansteigend als Rampe (clivus) zum Berge führte — ; 2) an dieser Summa Nova Via deutliche Reste der Substructionen des Tempels des Jupiter Stator — ; 3) zwischen der Porta Mugionis und den Kaiserpalästen als Substructionen des jetzigen Weges Reste der Befestigung der ältesten Stadt, der sogen. Roma Quadrata, welches Viereck, das die Nordhälfte des Palatin einnahm, von der südlichen durch ein später ausgefülltes Thal getrennt war, nun beinahe in seiner ganzen Ausdehnung verfolgbar ist — ; 4) bis zum Rande des Westabhanges sich hinziehend die Reste des Kaiserpalastes der Flavii, des prachtvollen Domitian'schen Marmorbaues, in seinen wichtigsten Theilen noch ziemlich zu reconstituiren: ein breiter Vorplatz mit Säulenhallen als Atrium, dahinter drei Räume, das Lararium majus (die Hauscapelle), der imposante Thronsaal, schon 1720 - 26 durch Bianchini ausgegraben, die Basilica Jovis (der Gerichtssaal), weiter hinter dem Thronsaale das Peristylum, eine gewaltige Säulenhalle, ferner die Jovis Coenatio, ein grosser Speisesaal, und noch ein Raum, vielleicht Ballspiel-saal u. s. f.; Alles von mächtiger Weiträumigkeit, z. B. das Peristylum von 32,400 □' Flächenraum; dann unterirdische Räume aus der Zeit der Republik, und die Akademie — ; 5) die Arena des Tempels des Jupiter Victor, die Reste des Tempels selbst und seine Substructionen; die Stelle des Romulushauses, das Auguratorium und der Tiberiuspalast — ; 6) an der Nordwestspitze des Palatins der Clivus Victoriae, die Basaltpflasterstrasse von der Porta Romana auf die Hügelhöhe — ; 7) die Reste des Caligulabaues hoch über dem Forum, dabei ein mächtiger Pfeiler von den Substructionen der Brücke, die Caligula nach dem Capitol hin schlagen liess. — Die päpstlichen Ausgrabungen besuchend, finden wir besonders — 1) links vom Eingange den Altar der „Wenn-Gottheit“ (Sei Deus), in dessen Nähe wieder ein Stück der erwähnten ältesten Stadtmauer, auch eine mit dem Namen des Lupercal belegte Höhle, — 2) rechts Reste der Palastgesindewohnungen, wo u. a. an der Wand als hingekritzte Zeichnung das berühmte Bild des Gekreuzigten mit dem Eselskopfe gefunden wurde, — 3) die seit 1866 ausgegrabenen Reste des Palastes des Commodus und Septimius Severus. — Der Inhalt der sowohl in den farnesischen Gärten, als hier angelegten Museen, die gefundenen Verzierungen insbesondere der Palastbauten durch Sculptur und Malerei, waren bei den einzelnen Stellen des Vortrages erwähnt, auch die prachtvollen Aussichten nicht vergessen worden, welche der Besucher dieser Reste der alten Weltstadt über das stets noch in seinem Totaleindruck unvergessliche Rom hin geniesst.

Als **ordentliche Mitglieder** wurden vom Anfang des Berichtsjahres bis Ende Mai 1869 neu aufgenommen:

- | | |
|-------------------------------------|---------------------------------|
| 1) a. Stadtrath Hirzel- von Escher. | 4) Kaufmann Rottmayr-Nüscheler. |
| 2) Buchhändler Staub-Steiger. | 5) Privatdocent Dr. Gsell-Fels. |
| 3) Musiker Nordmann. | 6) Kaufmann E. Ochsner. |
| 7) Privatdocent Dr. Fehr. | |

Erklärung von Tafel IV.

Das älteste Fahrzeug.

- A. Einbaum auf dem Aegerisee von der Seite gesehen.
 B. " " " " " oben gesehen.
 a. Fischbehälter, Gransen oder Graussen genannt.
 b. Der vordere Schnorz.
 c. Der hintere Schnorz, mit Sitzbrett.
 d. Der Fahrhengst.
 e. Der Ziehhengst.
 f. Ruder.

- g. Querstehende Handhabe, Schwibeln genannt.
 h. Strien oder Strichen.
 i. Schuefi oder Schöpfer.
 C. Obere Ansicht des Einbaums auf dem Luzernersee.
 D. Seitenansicht " " " " "
 E. Längenschnitt " " " " "
 k. Querschnitt " " " " "
 l. Angesetztes Brett.
 m. Fischbehälter.
 s. Ovale Löcher zum Anfassen des Bootes, wenn es auf das Land gezogen wird.

Allemannische Angriffswaffen.

- F. Grosses Schwert, Spathen, von Langenmoos.
 n. Griffknopf desselben nat. Gr.
 G. Langes Speereisen. Angon von Engstringen.
 o. Angonspitze in nat. Gr.
 H. Lanzenspitze mit eingegrabenen Rinnen von Glattfelden.
 p. Eingegrabene Rinnen auf derselben.
 I. Wurfspiesseisen von Regensdorf.
 K. Zwei Pfeilspitzen vom Entibühl oder Enzenbühl bei Zürich.
 L. Grosses Messer (Scramasax) von Wesen.
 q. Eingegrabene Rinnen in demselben.
 r. Klinge eines grossen Messers mit eingegrabenen Verzierungen von Regensdorf.
 M. Axt aus einem allemannischen Grabe.

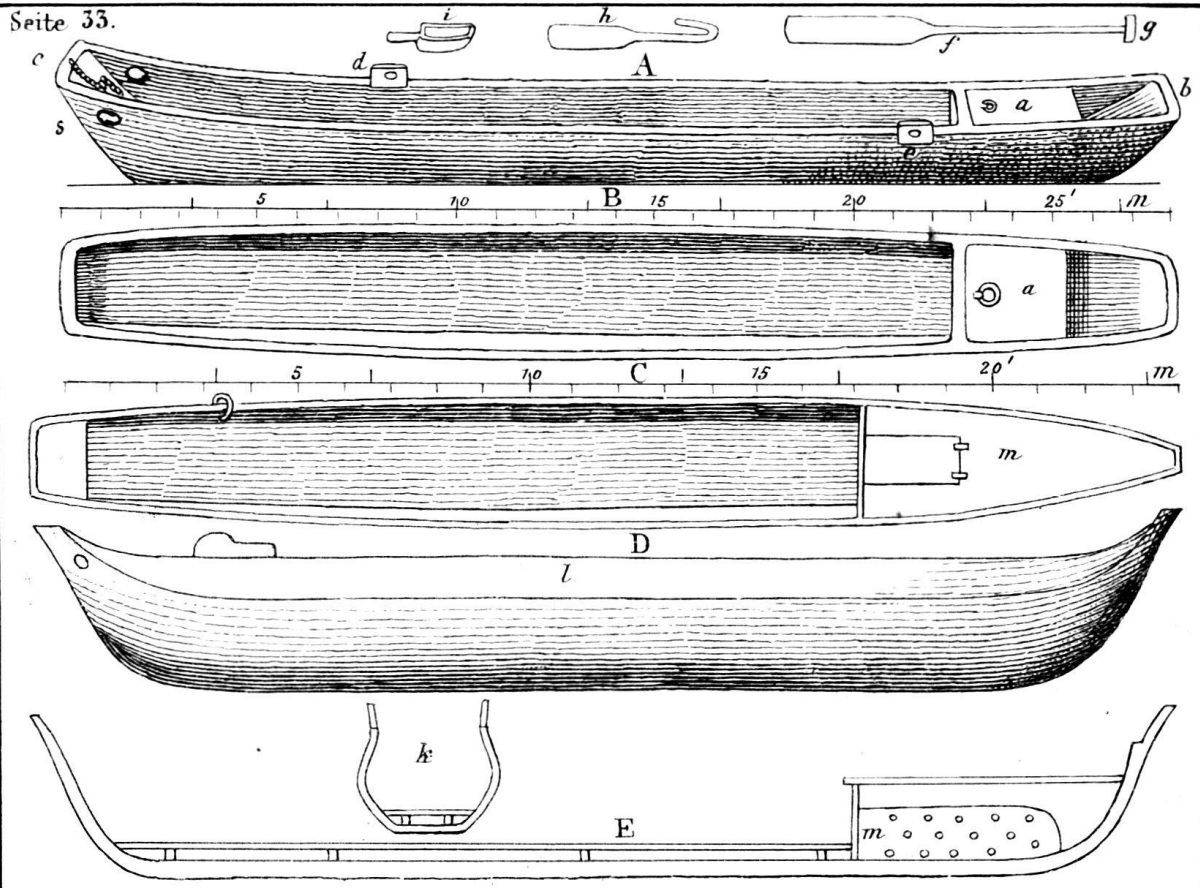
Erratum. Auf Seite 20 Linie 8 von unten in No. 1 bittet man folgenden sinnstörenden Druckfehler zu berichtigen: das in Anführungszeichen eingeschlossene Wort soll heissen „Hag“ anstatt „Jag“. In der gleichen Nummer steht in Art. 12 (p. 26 ff.) mehrmals § statt S.

Bücherschau

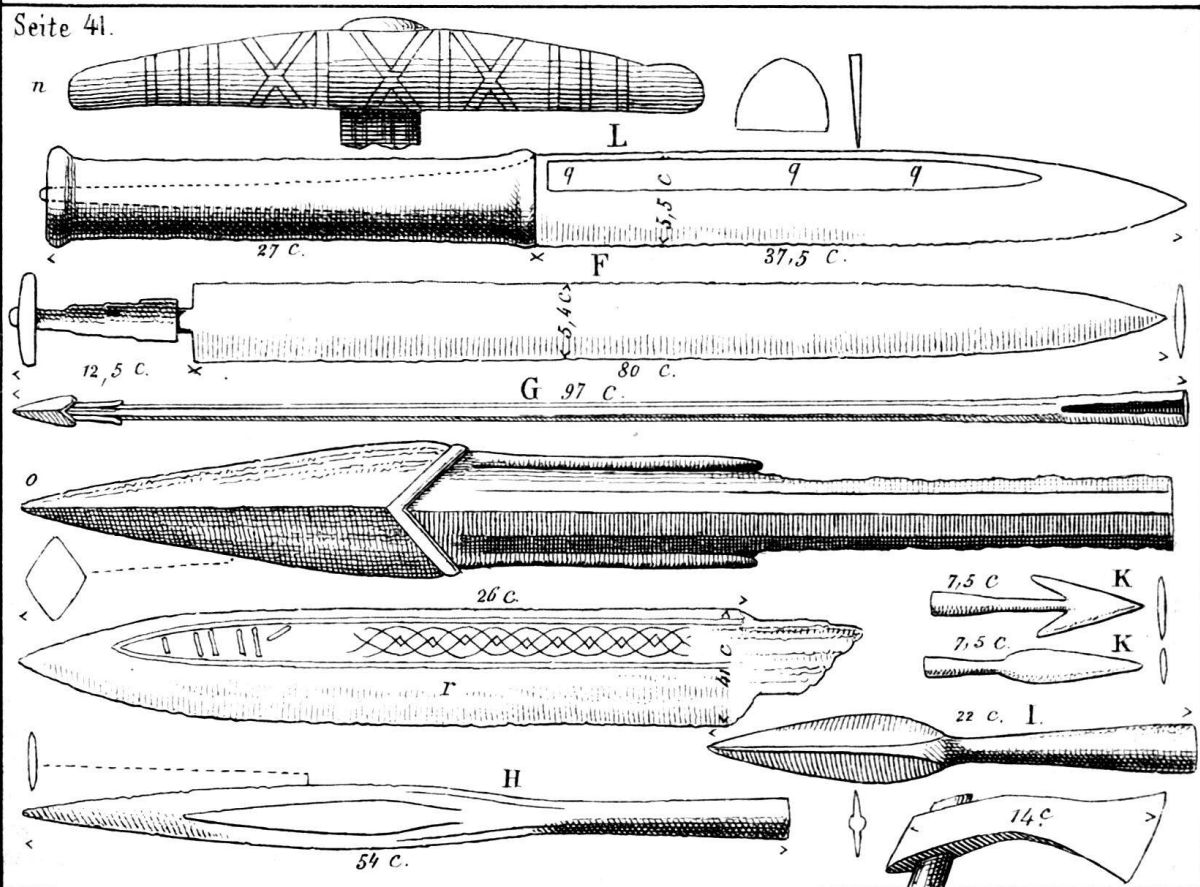
des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

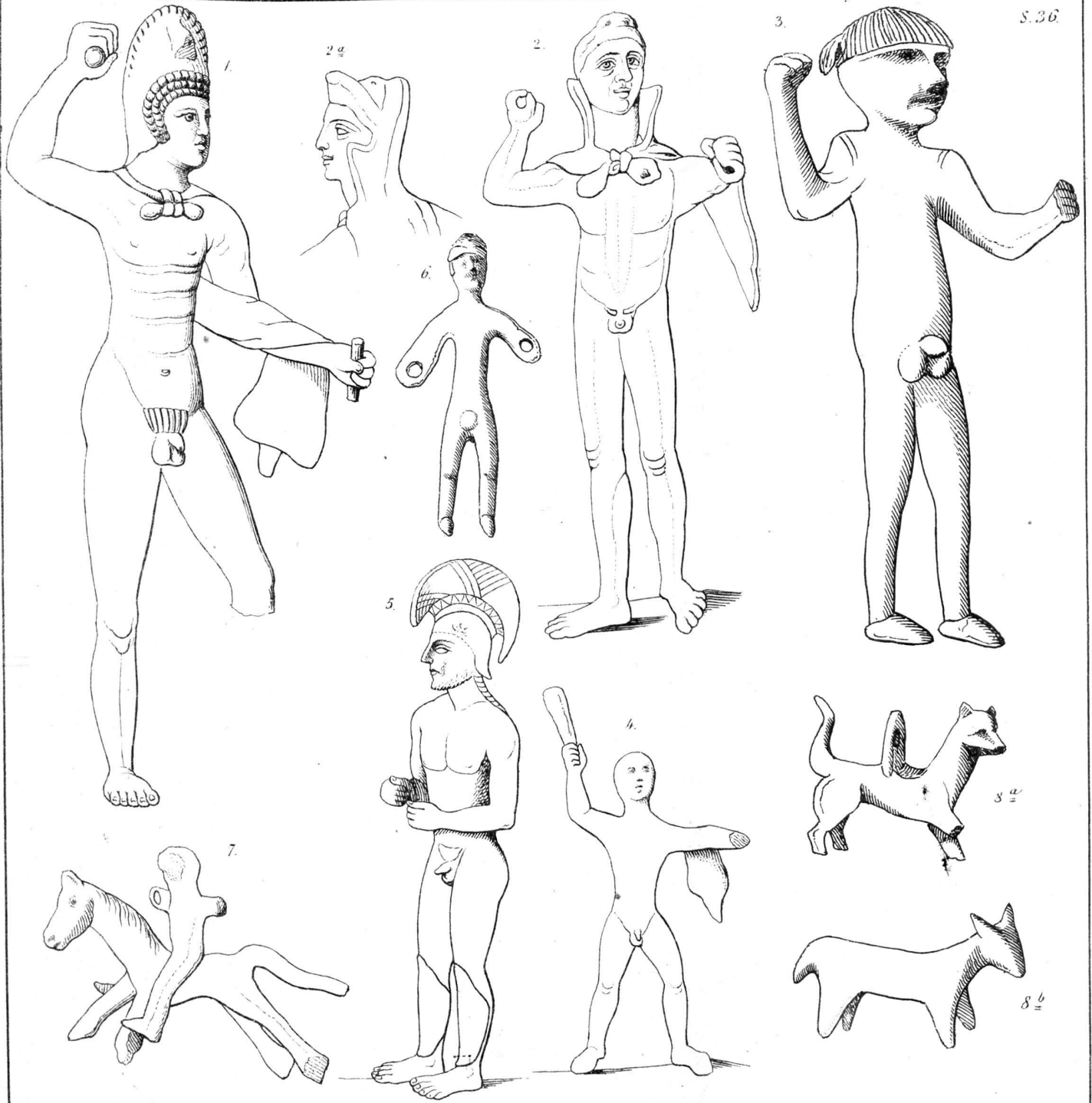
- Liebenau, Dr. H. v.,** hundert Urkunden zur Geschichte der Königin Agnes, Wittve von Ungarn, 1288—1364. Regensburg 1860 (XII. 192 S.) gr. 8.
Grangier, L. prof., Etrennes fribourgeoises 1869. pag. 96—101. Archéologie. Des traces d'habitations romaines dans le canton de Fribourg et spécialement sur les rives fribourgeoises du lac de Neuchâtel. Fribourg 1869. 8.
Lefroy, Major-General, R. A., F. R. S., Notes on the Contents of some of the Armouries in the Swiss arsenals. (Archaeological Journal n. 98. 1868. p. 138—144.)
Hagen, Dr. Herm., Privatdocent an der Universität Bern, Antike und mittelalterliche Räthselpoesie. Mit Benutzung noch nicht veröffentlichter Quellen aus den Handschriften zu Bern und Einsiedeln. Biel 1869. 8.
Thioly, F., Documents sur les époques du Renne et de la Pierre polie dans les environs de Genève. Genève 1869.
Geschichtsfreund, der. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 24r Band. Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1869. 8.
Finlay, Georg. παρατηρήσεις ἐπὶ τῆς ἐν Ἑλβετῖα καὶ Ἑλλάδι προϊστορικῆς ἀρχαιο-
 λογίας. Ἐν Ἀθῆναις. 1869. 8.

Seite 33.



Seite 41.

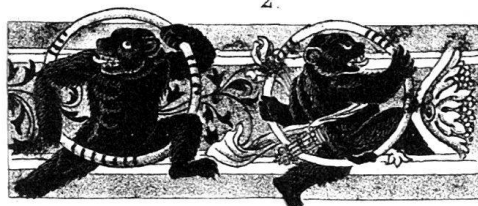






$\frac{1}{3}$

2.



$\frac{1}{2}$

3.



$\frac{1}{2}$



ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 3.

ZÜRICH.

OCTOBER 1869.

INHALT: 22. Römische Trümmer bei Bonigen, K. Solothurn, von B. Wyss. S. 73. — 23. Camp et tour d'observation dans la vallée de Laufen, par A. Quiquerez. S. 74. — 24. Alemannische Gräber in Rorschach von Dr. H. Wartmann. S. 74. — 25. Der St. Meinrads-Stein im Grütli, K. Zug, von P. A. H. S. 75. — 26. Bilder von St. Jakob, dem ältern. S. 76. — 27. Bracteatenfund zu Wolsen, K. Zürich, von Dr. H. Meyer. S. 77. — 28. Inschrift zu Königsfelden im Aargau, von Dr. F. Keller. S. 81. — 29. Grabstein von Mettmenstetten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, von H. Zeller. S. 82. — 30. Hölzerner Trog mit Schnitzwerk, von Dr. J. R. Rahn. S. 83. — Sitzungsprotokolle, von Dr. G. Meyer von Knonau. S. 84.

22.

Römische Trümmer bei Bonigen, Ctn. Solothurn.

Vor 40—50 Jahren schon kannte die Schuljugend von Bonigen einen Spielplatz, wo eine Menge von Mauerresten und Ziegelstücken die Knaben zu Bau- und Zerstörungsversuchen herausforderte. Der alte Schulmeister, der um die Bedeutung jener Ueberbleibsel oft befragt wurde, liess seine jungen Forscher im Glauben, dass an der Stelle ihres Dörfchens die Kirche einer grossen Stadt gestanden habe, welche der Sage nach vom Fusse des *Born* bis nach *Fulenbach* hinaufreichte.¹⁾ Alle Bürger von Bonigen kannten den merkwürdigen Hügel mit seinen Scherben, aber nicht Einer hatte ein Verlangen den Platz genauer zu untersuchen. Dieses Frühjahr erst, als durch Urbarisirung des seit undenklichen Zeiten mit Wald bedeckten Hügels neuerdings eine Menge Ziegel und Steine, an denen die Hand des Maurers erkennbar war, zu Tage gefördert wurden, schenkten die Ortsbewohner der Sache mehr Aufmerksamkeit und die Gebrüder Wyss, Gastgeber zu St. Urs und Victor, hoben einzelne wohlerhaltene Stücke auf und stellten sie in ihrer Gaststube zu Jedermanns Einsicht hin.

Was die Lage des Fundortes betrifft, so ist zu bemerken, dass von Südwest her parallel mit dem Ufer der Aare und etwa 12—1500' von diesem Flusse entfernt, eine wellenförmige Erhebung nach Nordost läuft und dicht beim Dörfchen endigt. Auf dem östlichen Vorsprunge dieses Hügels, einem Punkt, der eine freie Aussicht darbietet, etwa 200' über dem Niveau der Aare, stand das Gebäude, dessen noch deutlich vorhandene Mauern auf einen viereckigen Bau von 60—80' im Geviert, mit

¹⁾ Volksglaube ist, dass das alte *Fridau* eine Stadt von grosser Ausdehnung gewesen sei.



der Vorderseite nach Südost gewendet, schliessen lassen. Auf der Fundstätte wird eine Menge römischer Flach- und Hohlziegel ausgegraben. Die hier aufgehobenen Münzen sind leider verschleudert worden. Ein auf der Nordseite zu dem Hügel, auf dem die Ruinen sich befinden, durch eine Schlucht hinaufführender Weg, trägt den seltsamen Namen Bettelweg.

BERNHARD WYSS, Lehrer in Solothurn.

23.

Camp et tour d'observation dans la Vallée de Laufon.

Nous avons encore trouvé ces jours derniers les traces d'un camp romain entre Laufon et Zwingen, dominant de très-près l'ancienne voie d'Aventicum à Raurica, par les vallées de la Byrse, et ayant vue sur tout le bassin de Laufon où florissaient tant de Villa et dont les montagnes environnantes étaient hérissées de camps et de castels. La forme de ce camp n'était pas régulière; ses retranchements très peu apparents avaient les contours d'un plateau bordé de pentes rapides de trois côtés. On y a trouvé de nombreuses monnaies romaines du 1er siècle et surtout de Vespasien. Un tombeau en dalles ou pierres plates brutes ne contenait que des cendres et des charbons. Ce camp s'appelle Katel, châtel, nom si caractéristique et surtout intéressant à retrouver dans une contrée allemande, parce qu'il indique la persistance de la population et de la nomenclature gallo-romaine.

A l'angle nord-est de la même vallée, sur la colline rocheuse du Kurisberg, se détachant de la chaîne du Blauenberg, pour former le contrefort de Pfeffingen, nous avons encore découvert l'emplacement d'un castellum romain, consistant en une tour carrée, avec fossés profonds taillés dans le roc. Ce fort appartient au système de défense de cette chaîne du Jura et en particulier à la protection de l'Heerstrass, Heerweg, ou antique voie militaire qui traversait ce col de montagne. On en voit encore trois ou quatre traces parallèles, creusées dans le sol marneux de ce terrain et n'ayant qu'une largeur d'environ deux mètres.

A. QUIQUEREZ.

24.

Alemannische Gräber in Rorschach.

Bei Gelegenheit der Anlage neuer Wege und Ausebnungen, welche in den ersten Tagen des verflossenen Monats Mai Herr Louis Danielis im Hofe der Curanstalt Seehof vornehmen liess, kamen wenige Fuss tief in dem sandigen, gegen den See zu sanft abfallenden Boden eine Anzahl Knochen zum Vorschein, die etwa zwölf menschlichen Gerippen angehört haben mögen. Nur ein Paar dieser Gerippe lagen in einer Einfassung von unbehauenen Steinen, die meisten in freier Erde. Von Beigaben wurden Waffen von Eisen und Bronzeschmuck gefunden, aber keinerlei Scherben von Thon- oder Glasgeschirr, auch keine Kohlen, oder andere Spuren eines Verbrennungsprocesses. An Bronzegegenständen wurden aufgehoben: Zwei Armringe

von weiblichen Skeletten von einfacher aber gefälliger Form mit eingeritzten Linienverzierungen, drei grosse Ohrringe, theilweise mit ähnlichen Verzierungen, zwei kleinere Schnallen mit dazu gehörigen Beschlägen, eine sehr spitzige dreieckige Zunge, offenbar auch Theil eines Beschläges; an Eisengegenständen zwei Schwerter, ein Dolch oder Messer, eine solide Schnalle. Alle diese Dinge haben vollkommen entsprechende Abbildungen in den Tafeln zu den Schleitheimer Ausgrabungen. — Sämmtliche Fundstücke sind von Herrn Danielis mit seltener Bereitwilligkeit dem historischen Verein von St. Gallen übergeben worden.

Dr. H. WARTMANN.

25.

Der St. Meinrads-Stein im Grüth, Kanton Zug.

Wenige Minuten vom Dörfchen Allenwinden an der Strasse von Zug nach Aegeri, in einer Gegend, wo die Lorze über wirres Gestein mit Getöse nach den Niederungen treibt und im Munde des Volkes der tosende Bach heisst, liegt einer kleinen Kapelle angelagert der St. Meinrads-Stein, ein Kalkblock mit Spathadern, von circa 15 Fuss Mächtigkeit, welcher eine mit der Strasse parallel laufende Höhlung hat, gross genug, dass das Knie des grössten Mannes durch dasselbe gezogen werden kann, eine Uebung, welche die frommen Pilger beiderlei Geschlechts auch heut zu Tage noch aus Pietät häufig verrichten. Dieser Stein soll schon zu des heiligen Meinrads Zeiten daselbst gelegen und dieser fromme Einsiedler jedesmal bei seinen häufigen Wanderungen in dieser Gegend (denn der Sage nach wurde er von einer wohlhabenden Zuger Frau vielfach unterstützt) seine Knie, eines nach dem andern durch diese Höhlung gezogen haben, wodurch dem Stein die Weihe ertheilt und die Kraft verliehen worden, die frommen Pilger nach Einsiedeln, welche die genannten Verrichtungen andächtig begehen, von vielen Leiden zu heilen und sie für ihre immer mühsamer werdende Reise neu zu stärken.

Kalkblöcke von solcher Mächtigkeit kommen im Canton Zug nur selten vor und gehören sämmtlich zur Classe der Findlinge. Gewöhnlich hält man den St. Meinradsstein für einen keltischen Opferstein, woraus sich die auf die christlichen Zeiten übergegangene Verehrung, der dann der fromme Einsiedler die höhere Weihe verliehen, einigermassen erklären lässt.

Hier geschieht dieses Steines desswegen Erwähnung, weil nach den Mittheilungen des Herrn Quiquerez im Märzheft des Anzeigers, ähnliche Steine nicht nur im bernischen Grandval, sondern auch im Departement Ober-Loire vorkommen, welche dem heil. Martin oder Germain, dem Stellvertreter Wodans, geweiht sind.

P. A. H.

26.

Bilder von St. Jakob, dem ältern.

(Uebersetzung einer Notiz im Archäological-Journal Nr. 102, p. 179).

Fig. 1 und 2 auf Taf. VII. sind Abbildungen von zwei kleinen Statuetten in Gagat, welche den heiligen Jakob, den ältern, in dem Gewande eines Pilgers darstellen. Diese in der Schweiz gefundenen Gegenstände wurden ohne Zweifel als *signacula* einem Pilger übergeben, welcher irgend einen bekannten Schrein dieses Heiligen besucht hatte. Im Juni des verflossenen Jahres hatte der gelehrte Conventuale im Kloster Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtsorte in der Schweiz, die Gefälligkeit, Herrn Dr. Keller die beiden kleinen Bilder zur Einsicht zu schicken. Nach Dr. K's Angabe halten die Mineralogen von Zürich das Material, aus dem sie bestehen, für englische Cannel Coal oder Gagat, welcher in vielen Theilen Europas aber nicht in der Schweiz vorkommt. Das *grössere* der hier abgebildeten *Signacula* wurde bei der Kapelle der aussätzigen Pilgrime zu Einsiedeln gefunden, wo es mehrere Fuss tief im Torfe begraben lag. St. Jakob der ältere wurde bekanntlich als Schutzheiliger von den Aussätzigen verehrt, wesshalb in der Schweiz die zur Aufnahme und Pflege der letztern errichteten Hospitäler gewöhnlich St. Jakob's Siechenhäuser genannt werden. Dr. K. berichtet, dass nach der Ansicht einiger Antiquare die vorliegenden Bildchen für Pilger gemacht und von Aussätzigen als eine Art Amulet getragen wurden, während nach dem Dafürhalten anderer dieselben von England oder vielleicht von St. Jago de Compostella herstammen. Das *kleinere* Bild ist nur 35^{mm} hoch und 14^{mm} breit. Bei diesem sowohl als bei dem grösseren sind unterhalb der Schultern durchgehende Löcher angebracht, um dieselben als Abzeichen an die Kleider zu befestigen. Das allgemeine Aussehen und Gewand ist bei beiden Bildern völlig dasselbe. Der Heilige erscheint in seiner gewöhnlichen Tracht als Pilgrim mit der Esclavine angethan und mit dem über den Kopf herabfallenden Hute, dessen vorderer Rand aufgekrämpt und mit einer Muschel besetzt ist; in seiner rechten Hand trägt er den Bourdon oder Pilgerstab, woran ein Haken befestigt ist, der zum Aufhängen der dreieckigen Reisetasche dient; in der linken hält er ein Buch, ohne Zweifel das Evangelium, welches ihn als Apostel bezeichnet. Das auf beiden Seiten herabhängende Haar ist wie der Bart in parallele Locken geordnet. Die Füsse sind beschuhet. Die Kamm- oder St. Jakobsmuschel wurde hauptsächlich von dem Schreine des St. Jago de Compostella von den Pilgern mitgebracht. Piers Plowman erwähnt ausdrücklich der „Muscheln von Galicien“ und mehrere Päbste gewährten den Erzbischöfen dieser Stadt die Befugniss alle Personen in den Kirchenbann zu thun, welche anderswo solche Muscheln den Pilgern verkaufen würden. St. Jago de Compostella geniesst gegenwärtig noch hoher Verehrung. In Herrn Roach-Smith's Sammlung von Londoner Alterthümern, welche jetzt dem britischen Museum einverleibt ist, findet sich eine in Silber gefasste Schale von Gagat, ohne Zweifel ein Pilgerzeichen, worüber im Cataloge bemerkt ist, dass kleine Bilder des Heiligen aus Gagat häufig angetroffen werden, da dieses Material dort in Ueberfluss vorhanden sei. In dem Journal von Gemälden und Sculpturen, die

der Maria, verwittweten Königin von Ungarn (1558), gehörten, sind verzeichnet: Un Sainet Jacques de Jayet (Gagat) mis sur un pied de meisme: Ung petit ymaige d'ambre de Saint Jehan etc.

Nach Dr. K's Angabe sind einige schweizerische Alterthumsforscher der Meinung, dass diese zu Einsiedeln aufbewahrten Bilder aus englischem Material (cannel coal) verfertigt seien. Der Gagat von Britannien war allerdings schon in sehr früher Zeit bekannt und geschätzt, wie wir aus Solinus, Plinius und andern alten Schriftstellern erfahren. Gegenstände aus Gagat oder den verschiedenen Sorten der cannel coal kommen in England unter britischen und römischen Alterthumsresten, sowie durch das ganze Mittelalter herab zum Vorschein. Es scheint, dass die nordöstlichen Küsten, namentlich Whitby den Hauptbedarf dieses Stoffes lieferten. Indessen lässt sich in der Behandlung und Ausarbeitung der vorliegenden Dinge keine Eigenthümlichkeit, die auf England hinweist, entdecken. Gagat wird ebenso massenweise von St. Coulombe in Frankreich und anderen Orten im Département de l'Aude bezogen, wohin er, wie Professor Maskelyne angibt, von Andalusien gebracht wird. Noch im verflossenen Jahrhundert fanden dort in der Herstellung von Schmucksachen aus Gagat 1200 Menschen Beschäftigung, der Werth derselben machte ein jährliches Einkommen von 180,000 Frk. aus. Der aragonische Gagat (Azabache in Spanien) übertraf den französischen, aber der Zufluss aus dem ehemaligen Languedoc war bedeutend. Zu Chalabre und anderswo im Departement der Aude sind Stücke von 15 $\bar{w}$ Gewicht ausgegraben worden. Man darf daher annehmen, dass der Süden Frankreichs oder Spanien die merkwürdigen eben besprochenen Bilder zur Vertheilung an die Pilger lieferte.

27.

Bracteatenfund zu Wolsen, Kt. Zürich.

(S. Tafel VIII. 1—16.)

Dieses Jar ist für Freunde und Sammler süddeutscher Bracteaten sehr günstig, denn seit vielen Jaren wurden nicht so viele bedeutende Funde dieser Sorte mittelalterlicher Münzen (XIII. u. XIV. Jarh.) gemacht, wie im gegenwärtigen. Im Februar wurden zu Ueberlingen Bracteaten der Münzstätten am Bodensee und der Abtei St. Gallen in ganz vorzüglicher Erhaltung entdeckt, andere zu Freiburg im Breisgau, im April wurde im Kanton Zürich bei *Wolsen*, nahe bei der Reuss, beim Abbrechen eines Hauses ein Topf mit mehr als 4000 Stücken aufgefunden, worüber bereits in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift von Herrn Dr. F. Keller gesprochen wurde. Endlich ist ein Fund zu erwähnen, der jüngst, nicht weit von Donaueschingen, gemacht wurde, der etwa 1000 Bracteaten enthält und zwar Solothurner und Zofinger in grosser Zal, und ausserdem noch Zürcher, Schaffhauser, St. Galler und Constanzer, wie mir Hr. B. v. Pfaffenhofen berichtete.

Ueber den merkwürdigen Fund zu Wolsen will ich hier noch einiges berichten und namentlich sämmtliche Varietäten, soweit sie zu meiner Kenntniss gelangten, aufzählen. Einige derselben sind auf Tafel VIII, 1—16 abgebildet.

1) *Zürcherbracteaten.*

Sie sind viereckig, haben einen hohen Rand, aber keinen Perlenrand.

1. ZVRICH, zwei Köpfe, Felix und Regula, oben ein Kreuz. Taf. VIII, 7.

2. ZVRICH, Kopf des h. Felix en face, oben ein Stern. Diese beiden Sorten sind nur in wenigen Exemplaren vorhanden, sie gehören zu den ältern Münzprägungen des 13. Jahrhunderts und sind sehr selten.

3. TVREGVM, Kopf des h. Felix links hin. Diese Varietät ist ziemlich zahlreich vorhanden und ist die vorzüglichste Münzsorte im ganzen Fund, sowol dem Gehalt nach als auch in der Art der Ausprägung.

4. ZVRICH, Kopf der Aebtissin mit dem Schleier en face. Mehr als die Hälfte des ganzen Fundes besteht aus dieser Geldsorte, die im 14. Jahrhundert und vielleicht auch noch im Anfang des 15. Jahrhunderts geschlagen wurde.

2) *Baslerbracteaten.*

Es sind acht Varietäten der Münzen der baselschen Bischöfe vorhanden, von denen einige in sehr grosser Zal, andere nur in 1 Exemplar sich finden. Eine Sorte war bis jetzt unbekannt.

1. Kopf des Bischofs mit der mitra bicornis bedeckt, linkshin, zwischen den Buchstaben H S (Henricus) oben ein Ring. (Abgeb. in meinem Buche *Bracteaten der Schweiz* 1845 auf Taf. 2. 135).

2. Kopf des Bischofs en face zwischen 2 Bischofstäben (1 Ex. abgeb. Taf. VIII, 3.)

3. Brustbild en face, mit der Mitra bedekt, beide Hände emporhebend und zwei Kugeln, auf welchen das christliche Kreuz steht, tragend. Ueber dem Kopf ist ein Zeichen, das einem griechischen Omega gleicht und auf mittelalterlichen Münzen oft sich findet, wie z. B. auf einem Solidus des Bischofs Heinrich II. von Cur (1180 bis 1193).¹⁾ Dieser Bracteate ist nur in 1 Exemplar vorhanden und so weit meine Kenntniss reicht, unbekannt. Er gleicht in der äusseren Form den Baselschen und ich habe ihn daher unter diese eingereiht. Abgeb. Taf. VIII, 5.

4. Brustbild des Bischofes mit der Mitra bicornis, linkshin, zwischen zwei langen Kreuzen.

5. Brustbild en face zwischen zwei Kelchen.

6. Brustbild en face, in der Rechten den Bischofstab, in der Linken das Evangelienbuch erhebend. Taf. VIII, 1.

7. Kopf en face mit der Mitra bedeckt, umgeben von 5 Halbkreisen.

8. Kopf mit der Mitra bicornis bedeckt, rechtshin, zur Rechten ist ein Krummstab. Nr. 4 bis 8 sind in grosser Zal vorhanden.

3) *Soloturn.*

1. S. VRSVS, Kopf des heiligen Ursus, linkshin, oben ein Kreuz. (Ist nur in 2 Exemplaren vorhanden.) Taf. VIII, 9.

2. VRSVS, Kopf des Heiligen linkshin, oben ein Stern. (Ist in mehr als 600 Stücken vorhanden.)

3. VRSVS, Kopf linkshin, aber ohne Stern. Diese Münzen sind, wie im ersten

¹⁾ Trachsel Monnaies de l'Evêché de Coire in Revue num. 1868.

Berichte bemerkt wurde, leichter an Gewicht, als die übrigen in diesem Funde befindlichen Bracteaten und sehr roh ausgeprägt.

4) *Bern.*

Viereckig, mit Perlenrand. Ein linkshin schreitender Bär, oberhalb ist der Kopf des h. Vincentius en face. Abgeb. Taf. I, 44. *Bracteaten der Schweiz*. 1845.

5) *Zofingen.*

Aus der österreichischen Münzstätte zu Zofingen ist eine einzige Sorte vorhanden. Z. O. V. I. männlicher Kopf (h. Mauritius) en face.

6) *Laufenburg.*

1. Löwe mit offenem Rachen, starken Krallen und gekrümmtem Schweif, linkshin.
2. Löwe wie oben, rechtshin, nur in 1 Exemplar. Taf. VIII, 13.
3. Löwe, linkshin, den Kopf aufwärts gerichtet, Taf. VIII, 15.
4. Ein stehender Löwe mit einem in einen Blumenbüschel endigenden Schweif, rechtshin. (Abgebildet auf Taf. III, 195. *Bracteaten der Schweiz* 1845.)

Früher wurde diese Münze unter die bernischen eingereiht, allein das Thier gleicht weniger dem Bären als dem Löwen und kann daher den laufenburgischen zugezählt werden.

Die Zeichnung ist leider auf den Bracteaten oft so schlecht, dass es schwer hält, den Typus richtig zu erkennen.

7) *Schaffhausen.*

1. Schaf aus dem Turm herausschreitend, linkshin. Diese Sorte ist in grosser Zahl vorhanden.

2. Das Schaf schreitet rechtshin neben einem Turm. Nur 1 Ex. ist vorhanden. (Abgeb. Taf. II, 87. *Bracteaten der Schweiz* 1845).

8) *St. Gallen.*

1. Viereckig mit Perlenrand. Ein Lamm, mit Heiligenschein umgeben, linkshin schreitend, zurückblickend nach dem Kreuz. Taf. VIII, 8.

2. Lamm wie oben rückwärts blickend, aber nach einer Kreuzfahne.

Beide Sorten sind zahlreich vorhanden.

9) *Einsiedeln.*

Es ist zwar keine Nachricht vorhanden, dass die Abtei Einsiedeln das Münzrecht besass oder je ein solches ausgeübt habe, aber der Typus eines in der Schweiz häufigen Bracteaten stimmt so sehr mit dem Wappen dieser Abtei überein, dass man dieselben ihr zuschreiben darf, bis bessere Belehrung uns dargeboten wird. Es gibt manche Abtei oder Stadt, von welcher Münzen vorhanden sind, über deren Münzrecht keine urkundliche Nachricht heutzutage erhalten ist.

1. Viereckig, mit hohem Rand. Ein Vogel (der Rabe des h. Meinrad?), linkshin, oben ein Kreuz (abgeb. Taf. VIII, 6.)

2. Ein Vogel linkshin und oben ein Stern.

3. In grobem Perlenrand ein Vogel, linkshin und oben ebenfalls ein Stern. Ob

dieser Bracteate in die gleiche Münzstätte gehört mit den beiden vorhergehenden, ist ungewiss. Abgeb. Taf. VIII, 4.

10) *Bracteaten der Herren von Helfenstein (in Württemberg).*

Es ist mir unbekannt, in welcher Münzstätte die Herren von Helfenstein ihren Bedarf ausprägen liessen; warscheinlich geschah dieses in einer nicht weit von der Schweiz entfernten Münzstätte, denn es sind in den meisten schweizerischen Münzfunden auch einige Stücke dieser Art beigemischt. Das Wappen ist ein Elefant, indem der Name Helfenstein als Helefantenstein gedeutet wurde. Sie gehören, wie die Form und der Gehalt beweist, in das 13. oder 14. Jahrhundert, gleich wie die übrigen Münzen dieses Fundes.

1. Elefant mit einem Turm auf dem Rücken, rechtshin schreitend. (Abgebildet Taf. VIII, 2.) Binder (Münzg. von Würtemb. p. 358) führt auch einige Bracteaten von Helfenstein an, auf denen der Elefant ohne den Turm sich befindet, aber der Buchstabe H beigefügt ist.

Unbekannte.

1. Viereckig mit grobem Perlenrand. Ein männlicher Kopf (ein Heiliger?) linkshin, äusserst roh. 20 Ex. Abg. Taf. VIII, 14.

2. Viereckig mit hohem Perlenrand, ein männlicher Kopf mit Perlendiadem linkshin, zwischen S-S, oberhalb und unterhalb des Kopfes ein Stern. Abg. Taf. VIII, 11.

Was bedeuten die Buchstaben S - S?

Auf vielen Bracteaten war es leicht möglich die aus zwei Buchstaben bestehende Aufschrift zu entziffern. B A (Basel) Z O (Zofingen) S O (Sonthofen) Z V (Zürich) F R (Freiburg) N O (Novum Castrum) V I (Villingen) L O V und L A (Laufenburg) R I (Rinow Rheinau). Auf andern wird der Name eines Heiligen oder eines Bischofs bezeichnet, so z. B. werden auf baselschen Bracteaten drei Bischöfe durch H S, P E, I O bezeichnet, Heinricus, Peter, Ioannes. Auf einem Walliser steht S T Sanctus Theodulus. Auf unserem Br. steht S - S, ich weiss nicht, welche Münzstätte oder welcher Heilige dadurch bezeichnet wird. Der Kopf ist dem h. Ursus auf Soloturner Bracteaten ähnlich.

4. Rund mit grobem Perlenrand. Kopf en face mit starken Locken, zwischen Stern und Kreuz. Abg. Taf. VIII, 10.

5. Rund mit Perlenrand, Kopf en face wie oben, zwischen zwei Kreuzen. Abg. Taf. VIII, 12.

Beide gehören der gleichen Münzstätte an, und haben mit elsassischen Münzen grosse Aehnlichkeit. Sie sind nur in 1 Ex. vorhanden.

6. Ein *Drachenkopf* oder *Löwenkopf* als Helmzierde, der Mund ist weit geöffnet und zeigt lange spitzige Zähne, unten am Hals ist ein Stern. Abg. Taf. VIII, 16.

Dieser Bracteate ist in etwa 20 Exemplaren vorhanden, ein einziges aber ist deutlich und zeigt den beschriebenen Kopf.

Auch früher war dieser Bracteate bekannt (abg. Taf. III, 173. *Bracteaten der Schweiz 1845*. Vgl. *Denare und Bract. der Schweiz 1858 p. 77*) allein der Typus

wurde nicht erkannt, sondern wurde als Fisch, als Rheinlachs gedeutet und der Abtei Rheinau beigelegt.

Helmzierden sind die Typen vieler Münzen. Die Bracteaten von Zofingen, Laufenburg und Neuenburg sind Zeugen hiefür. Vielleicht gehört auch dieser nach Laufenburg.

7. Rund mit Perlenrand, ein Adler en face mit ausgebreiteten Flügeln, nur der Kopf ist rechtshin gewendet.

Viele Städte haben diesen Typus, es ist warscheinlich, dass der vorliegende nach Freiburg im Br. gehört.

8. Stern mit sechs Radien und ein Punct zwischen jedem. Dieser Bracteate ist in 3 Varietäten vorhanden, in ungefähr 30 Exemplaren. Beyschlag (*Münzgeschichte v. Augsburg* p. 107) teilt diese Bracteaten der Stadt Isny zu und auch Grote scheint mit dieser Ansicht einverstanden (*Münzstudien* Nr. XVI. p. 81).

H. MEYER.

28.

Inschrift zu Königsfelden im Aargau.¹⁾

Im verflossenen August war ich bemüht, mit Herrn Glasmaler Pfyffer von Luzern die im Chore der ehemaligen Klosterkirche zu Königsfelden an den Gewölbrrippen in bunter Bemalung angebrachten Blattverzierungen nebst den dortigen Schlusssteinen zu zeichnen. Als ich, um die über dem Fronaltar befindliche Querrippe zu beleuchten, vermittelst eines Spiegels, das in den Chor einfallende Sonnenlicht aufzufing und nach dieser Stelle reflectirte, sahen wir zu unserer Ueberraschung, neben dem Schlussstein, auf dessen unterer Seite der Salvator Mundi in Relief vorgestellt ist, neben den Blätterornamenten aus dem blauen Grunde einige vergoldete Buchstaben hervortreten, die bisher völlig unbeachtet geblieben, selbst von dem Pförtner, der seit bald 20 Jahren die Merkwürdigkeiten dieser Kirche erklärt, nie bemerkt worden waren. Die durch den Schlussstein, an dessen Seite der Reichsadler ange malt ist, getrennten, in schöner verzierter Majuskel ausgeführten Worte lauten: REX ALBERTVS. Sie sind auf Taf. VIII., Fig. 18, abgebildet. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Chroniken wurde die Kirche zu Königsfelden an der Stelle errichtet, wo die Ermordung König Albrechts, dessen Leichnam man erst nach dem benachbarten Städtchen Brugg, dann nach dem Cistercienserkloster Wettingen, endlich nach Speyer brachte, stattgefunden hatte²⁾. Für die Angabe Tschudi's, dass

¹⁾ Wir erlauben uns hier unsern verehrten Lesern anzuzeigen, dass in nächster Zeit das fünfte Heft der gemalten Chorfenster von Königsfelden erscheinen wird. „Das Kloster Königsfelden geschichtlich dargestellt von Theodor v. Liebenau, kunstgeschichtlich von Professor Lübke“ bildet einen Theil der von der antiquarischen Gesellschaft unternommenen Bekanntmachung der Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz und schliesst sich an die in unsern Mittheilungen (Bd. XI u. XVI) erschienene Beschreibung der Veste Habsburg von General von Krieg und der Geschichte der Burg-feste Kyburg von Pupikofer an.

²⁾ „In loco occisionis solempne monasterium Kuingesvelt est constructum“: Matthiae Nüwenburg. Chron. „In loco quo interfectus est monasterium solempne in brevi constructum est“: Vitoduran.

„die Königin Elssbeth den Fronaltar der Kirche an das Ort setzen liess, da der König todt gelegen was“ scheint die Auffindung der angeführten Inschrift eine Bestätigung zu sein. F. K.

29.

Ueber einen Grabstein aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts.

Die Kirche des im Knonaueraamt gelegenen Dorfes Mettmenstetten kann als Muster einer einfachen gothischen Dorfkirche betrachtet werden.

Sowohl der mit gothischen Kreuzgewölben versehene, wahrscheinlich gegen Ende des 15ten Jahrhunderts erbaute Chor, als das flachgedeckte Schiff der Kirche, dessen Decke, reich geschnitzt, mit Arabesken, Sprüchen und Heiligenfiguren geziert, inschriftlich aus dem Jahr 1521 stammt, zeugen bei aller Einfachheit von dem guten Geschmack ihres Erbauers, und als der Glanz der leider seit der französischen Revolution abhanden gekommenen Glasgemälde aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts (die wahrscheinlich den von Maschwanden stammenden, auf der Wasserkirche befindlichen sehr ähnlich waren), sich noch mit der polychromen Pracht der Decke vereinigte, muss das Innere des Gotteshauses ein recht freundliches Bild gewährt haben.

Eine kürzlich vorgenommene Restauration dieser Kirche förderte das bisher durch Chorstühle verdeckte Grabmahl eines Geistlichen an der nördlichen Chorwand zu Tage, welches mit dem Bildniss des Verstorbenen und mit folgender Inschrift versehen ist:

Johannes keller de velwen tegitur saxo Hoc decanus et plebanus metmastet-
tensis Vir pietate nulli secundus justitie cultor et maximus
ultor 1499. 6 die mai.

Wir haben somit das Bild des dortigen Leutpriesters und Dekans Johannes Keller vor uns, der nach gütiger Mittheilung des Herrn Rechenschreiber Nüscheler im 15ten Jahrhundert öfters urkundlich erscheint und zwar:

1459 als Pfarrverweser zu Mettmenstetten,

1462 als Leutpriester zu Mettmenstetten und Kammerer des Kapitels Bremgarten,

1478, 1488 als Dekan,

1493 als Leutpriester und 1499 als Leutpriester und Dekan.

Er scheint der Grabschrift nach aus dem thurgauischen Dorfe Felwen (1 Stunde östlich von Frauenfeld) zu stammen, muss ein angesehener Mann gewesen sein und darf wohl als Erbauer der jetzigen Kirche in Mettmenstetten betrachtet werden, wenigstens des Chores, besonders da auch zwei der Glocken, die Marienglocke von 1498, und die kleinste von 1483 aus seiner Amtszeit stammen.

Aus dem Namen „plebanus“ „Leutpriester“, der auch urkundlich vorkommt, scheint hervorzugehen, dass Mettmenstetten eine Expositur der Abtei Kappel war, da er sonst wohl „rector“ titulirt wäre.

Das Material des Grabsteins, der eine Länge von 5' 8", eine Breite 3' — 5" hat, ist ein feinkörniger grauer Sandstein. Die 5' hohe Gestalt des Dekans ist trefflich in starkem Relief gearbeitet, besonders der Kopf, unzweifelhaft porträtgetreu,

der dem Bildner alle Ehre macht. Der Dekan ist in voller Messkleidung dargestellt, die, noch nicht so steif wie gegenwärtig, reiche Falten wirft; er segnet den Abendmahlskelch, den er in der linken Hand trägt, mit der Rechten. Ueber den linken Arm hängt der manipulus und unter der Messachel blicken noch die Enden der Stola mit den Fransen hervor.

Oben zur Rechten des Kopfes befindet sich das Wappen Kellers (auf einem geschälten Ast sitzt eine Taube, die ein Kleeblatt im Schnabel trägt), links ein Spruchband mit der später aufgemalten Legende „o mors“. Ueber beiden füllt gothisches Blattwerk die Ecken ab.

Dieses Monument, wohl eines der schönsten im schweizerischen Theile des ehemaligen Bisthums Constanx, leider im 17ten Jahrhundert bei Aufstellung der Chorstühle ziemlich beschädigt, zeigt Spuren von Bemalung, und zwar scheinen Mütze und Obergewand roth, das Untergewand weiss, der Kelch gelb, Gesicht und Hände natürlich bemalt gewesen zu sein. Beim Wappen ist nur noch die gelbe Farbe des Asts und des Schnabels der Taube erkenntlich. Das gothische Blattwerk prangte in grün.

Wir geben auf Tafel VII. 3 eine Abbildung des von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich erworbenen und in der Wasserkirche aufgestellten Denkmals.

H. ZELLER.

30.

Hölzerner Trog mit Schnitzwerk.

Dazu Fig. 17 auf Taf. VIII.

Aus Ebmatingen, bei Maur, Ct. Zürich, ist unlängst durch Herrn Feilträger Müller dahier, ein grosser hölzerner Trog acquirirt und sodann nach Paris verkauft worden. Die Vorderfronte, ohne Deckel, m. 1, 83 lang und m. 0, 53 hoch, ist in ganzer Ausdehnung mit Schnitzereien geziert, die der Reihe nach in 6 Compartimente, jedes von reichem gothischem Maasswerke bekrönt, gefasst sind. Die beiden äussersten Abtheilungen enthalten verschlungene Rankenornamente, wovon namentlich diejenigen links sehr flott und lebendig gezeichnet sind. Es folgen einander gegenüber Simson und Delila höchst originell im Costüme des XV. Jahrhunderts, und S. Hieronymus mit dem Löwen, die beiden mittleren Abtheilungen enthalten endlich zwei Wappen nebst begleitenden Figuren, hier ein zierlicher Geck, in bürgerlichem Gewande, dort ein gewappneter Fahnenträger. Das eine Wappen (ein brennender Pfahl) könnte dasjenige der zürcherischen Familien Brändli, Kienast oder, wenn in höherer Gesellschaft zu suchen, das der ausgestorbenen Brandis sein, für das andere (eine Fischotter mit ihrer Beute im Rachen) weist das Wappenbuch des ausgestorbenen Adels von Zürich (Taf. 14) entsprechendes nur in den Wappen der von Ottikon auf. Wie der Trog, so ist auch der Deckel ebenfalls nur vorne mit Schnitzereien geziert; ein wellenförmiges Blattwerk schmückt die Leiste. Das Schloss mit seinen Ornamenten ist ein Meisterstück gothischen Handwerkes. Bei der Seltenheit solcher Arbeiten und des Umstandes, dass die, übrigens arg zerstörte, Truhe für alle Zukunft dem heimatlichen Boden entrissen ist, mag es gerechtfertigt erscheinen, denselben durch beifolgende Tafel¹⁾ ein Andenken zu stiften.

Dr. J. R. RAHN.

1) Die Zeichnung ist im Maassstab von $\frac{1}{10}$ nat. Grösse ausgeführt.

Sitzungsprotokolle.

XI.

6. März 1869.

Vortragender: Professor LASIUS.

Derselbe gab eine von zahlreichen Vorweisungen begleitete *Fortsetzung seines Vortrages* (vom 9. Januar) über *italienische Gothik*. — Zuerst seinen Blick auf Mailand wendend, zeigte er, dass der dortige Dom, entsprechend dem Ursprung seiner Architekten, einen mehr deutschen, von den meisten italienischen gothischen Bauten abweichenden Charakter habe, und ging dann auf die gleichzeitige, ebenfalls am Ende des 14. Jahrhunderts begonnene Kirche der Certosa bei Pavia über. Dieser Glanzpunkt der Kunstthätigkeit der Lombardei in dieser Epoche hat in seiner Anlage starke Erinnerungen an die lombardischen Bauten der romanischen Zeit; daneben aber finden sich nicht minder starke Anklänge an die Kirchen des Nordens in der Uebergangszeit, z. B. die Mittelrippe in den Kreuzgewölben, die Betonung der Apsiden bei den Armen des Querschiffes und im Chore, nach Art des kleeblattartigen Chorschlusses rheinischer Bauten, z. B. von St. Aposteln in Cöln. Der Vortragende gab eine eingehende Schilderung des Eindruckes, welchen die grossartige Gesamtanlage der Certosa mit ihrer Ausführung bis ins Einzelne auf den Besucher macht. Ein anderes hervorragendes norditalienisches Gebäude ist der Dom zu Como, dessen Langhaus dem Ende des 14. Jahrhunderts entstammt, während der Chor bis in den Beginn des 16. hineinreicht. Das Merkwürdige an diesem Baue ist, wie sich im Grundplane ein nordischer Einfluss deutlichst verräth. Der Anfang des Langhauses weist nämlich eine viel engere Pfeilerstellung auf, die von Travée zu Travée, dem italienischen Princip gerecht werdend, successive sich erweitert; wie beim Mailänder Dome, schimmert bei der Façade des Domes von Como die Schiffeintheilung des Innern klar durch, in Mailand mit den Capellen in fünf, in Como in drei Abtheilungen. Die Choranlage zu Como, bei dessen Dom im Aeussern allerdings der Charakter des Centralbaues schon dominirt, wo aber doch noch ein Uebergang von den ältern Theilen her vorhanden ist, bildet das Mittelstück zwischen der Certosa und der weiterhin beschriebenen Kirche Sta. Maria delle Grazie zu Mailand, wo nun das gothische Langhaus von dem Bramante'schen Chor, einem völligen centralen Kuppelbau — ein grosses Quadrat mit drei grossen Apsiden — auf's schlagendste sich unterscheidet. Aehnliche interessante Verbindungen von Gothik und Renaissance findet man in dem kleinen Centralbau des Michelozzo zu Mailand. Die Kirche von Busto Arsizio zwischen diesem und dem Langensee und die schon ganz Frührenaissance-Charakter verrathende Madonnakirche bei Tirano schliessen sich daran an. Einen völligen Sprung aus der romanischen Bauweise über die Gothik hinüber gleich in die Renaissance ist z. B. in Madonna della Croce bei Crema wahrzunehmen. — So zeigen diese verschiedenen Bauten der Lombardei, von den gothisirenden romanischen Formen von Chiaravalle an durch die phantastische Gothik mancher Theile der Certosa hindurch bis auf die grosse Kuppel von St. Maria delle Grazie eine vollständige Entwicklungsgeschichte der Architektur aus dem spätern Mittelalter in die neuere Zeit hinüber.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Siehe Heft I, 5.

Dr. KELLER weist *Gegenstände aus dem Pfahlbau von Nussdorf* am Ueberlingersee vor, und zwar Präparate aus Flachs, einen Kornquetscher, ein Paar Steinbeile, also Gegenstände aus der eigentlichen Steinzeit.

XII.

13. März 1869.

Vortragender: Professor VOLKMAR.

Derselbe brachte einen *Beitrag zur Geographie Palästina's*, und zwar speciell zur Erklärung der Stellen der synoptischen Evangelien (Mark. V, 1–20, Luk. VIII, 26–39, Matth. VIII, 28–34), wo von der Befreiung eines Besessenen gesprochen und gesagt wird, dass die bösen Geister in eine Heerde Säue gefahren seien und diese von der Höhe eines steil abfallenden Berges in das galiläische Meer sich gestürzt habe. Ueber die Localität, wo das geschah, herrscht nun in den Evangelien eine scheinbar unheilbare, entsetzliche Verwirrung, indem nach den jetzigen Texten Matthäus vom Lande der Gergesener, Markus und Lukas aber von dem der Gadarener sprechen, während doch Gergesa geographisch unauffindbar schien, Gadara durch die tiefe Schlucht des Hieromak vom See von Tiberias getrennt ist. Eine Revision der Aussagen der ältesten Gewährsmänner einer- und derjenigen der ältesten Texte andererseits, von dem Vortragenden vorgenommen, ergab: erstlich, dass das früheste Zeugniß, das des Origenes von um 230, für „Gergesa“ lautet, wie denn auch Eusebius im Anfange des 4. Jahrhunderts von einem Orte Gergesa gegenüber Tiberias am Ostufer des Sees spricht; zweitens, dass der Befund der vornehmlich auch durch das studium conformitatis verworrenen Handschriften durchaus für die für Markus beglaubigte älteste Lesart *χωρὰν τῶν Γερασινῶν* als die älteste und beste überhaupt lautet, was zwar abermals Schwierigkeiten bietet, weil Gerasa der östliche Grenzort Peräa's gegen Arabien ist, also seine Lage abermals nicht stimmt. — Dennoch haben wir hier den Schlüssel zu diesen Räthseln. Der amerikanische Missionär W. M. Thompson, der sehr gewissenhafte Verfasser des Buches: *The Land and the Book* (New-York 1859), fand nämlich am Ostufer des Sees auf einem *κρημνός* die deutlich vorhandenen Spuren einer Stadt, Namens „Kersa“ oder „Gersa“. Aus dem ursprünglichen reduplirten Namen Gergas-Gergersa wurde Gerasa, des leichtern Aussprechens wegen, und dieses Gerasa am See hat Markus mit eigenen Augen gesehen, während Matthäus' Conjectur Gadara als Verschlimmbesserung anzusehen ist; zu Origenes' Zeit war die ältere vollere Form Gergesa wieder eingetreten. — Die Autoritäten des Markus als des ältesten Textes, des Origenes als verlässlichen Berichterstatters sind glänzend gerechtfertigt.

Vorweisungen.

Siehe Heft I, 7.

Dr. KELLER wies eine sehr schöne von Herrn H. Zeller, Mitglied der Gesellschaft, für deren Sammlungen erworbene *bronzene Haftnadel aus dem Torfmoore von Wangen* vor und knüpfte daran eine von Worsaae's Erklärung derartiger Funde aus Cultuszwecken abweichende Erörterung: nach seiner Ansicht sind dieses, sowie andere nicht zerbrochene, sondern wohl erhaltene Bronze-geräthe dadurch in die Sümpfe gerathen, dass die Bevölkerung in solchen ihre Refugien hatte, wie es z. B. Tac. Ann. I. c. 59, Cäsar bell. Gall. VI. c. 34 beschreiben.

XIII.

20. März 1869.

Vortragender: Oberrichter Dr. SCHNEIDER.

Der Vortragende sprach über *den Aufstand im Kanton Zürich von 1646 und die Quellen zur Geschichte desselben*. — Anknüpfend daran, dass ein Manuscript über das bezeichnete Ereigniß sich in der Canzlei des Notariatskreises Riesbach fand, verbreitet sich der Vortragende zuerst über die Entstehung des Institutes der Landschreiber. An die Stelle der alten symbolischen Handlung der Auflassung war die gerichtliche Fertigung der Veräusserungen von Liegenschaften getreten; bald aber geschah diese vor dem Schreiber des Gerichtes, wo dann die Besiegung durch den Vorsteher desselben hinzukam; allein bis zur Entstehung förmlicher Canzleien, eigentlicher Grundprotokolle dauerte es noch längere Zeit, und auch als dies, nachdem vorher bedeutende Schwankungen und Unregelmässigkeiten stattgefunden, endlich von 1620 an begonnen worden, geschahen anfangs die Eintragungen noch sehr lückenhaft und ungenügend. — Auf sein speciellcs Thema selbst übergehend,

gab der Vortragende hierauf einen Ueberblick der Geschichte des Ereignisses und des Verlaufes der einzelnen Begebenheiten desselben, wobei er vornehmlich auch auf die Erörterung der treibenden Ursachen und die Charakterisirung der Hauptpersonen Gewicht legte. Dabei hatte er zumeist den östlichen Schauplatz des Aufstandes, die Ufer des Zürichsees und besonders die Herrschaft Wädenswyl, weniger dagegen den westlichen, das Amt Knonau, im Auge. Dem Ausbruche des Aufstandes gingen Beschwerden vorherrschend materieller Art, über die ausgeschriebene Vermögenssteuer, voran; aber besonders schwierig wurde die Sachlage durch die missverständene Auffassung der Burgrechtsurkunde, welche 1342 Zürich und die Johannitercommende Wädenswyl zwischen sich aufgerichtet, indem nämlich die Wädenswyler nun das Zürcher Bürgerrecht zu haben glaubten. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, auf der einen Seite als Vertreter der Obrigkeit, der 1646 im 31. Lebensjahre, also in der Fülle seiner Kraft, stehende Hans Konrad Grebel, Landvogt zu Wädenswyl, welcher sich in seiner schwierigen Stellung ausgezeichnet bewährte, auf der andern als das Haupt der Aufständischen, der durch sein Amt einflussreiche Weibel Gattiker von Wädenswyl. Nach einer Darstellung des Endes des Aufstandes, der Unterwerfungsszenen auf der Eidmatt den 22. September, gab der Vortragende schliesslich noch eine Uebersicht der Quellen, unter denen hauptsächlich die archivalischen von Wichtigkeit sind, darunter die Correspondenz Grebel's mit dem damaligen Bürgermeister Salomon Hirzel, das vorher besprochene Heft, welches in Riesbach liegt und, zumeist von dem damaligen Unterschreiber Hans Kaspar Hirzel, Sohn des Bürgermeisters, Concepte zu Missiven u. dgl. enthält, u. s. f.

XIV.

3. April 1869.¹⁾

Vortragender: Professor OSENBRÜGGEN.

Derselbe theilte seine seither in Bd. II. seiner „*Wanderstudien aus der Schweiz*“ pp. 285 bis 307 abgedruckte Schilderung von *Reisen alter Zürcher* (im 18. Jahrhundert, aus ungedruckten Reisebeschreibungen auf der Stadtbibliothek) mit.

XV.

10. April 1869.

Vortragender: Dr. GSELL-FELS.

Der Vortragende begann unter Vorlage von Bildern der päpstlichen Chromolithographie, Plänen und Handzeichnungen, seine Mittheilungen, betreffend die *neuesten Forschungen über die Katakomben in Rom*. — Nach einer Kritik des bisher Geleisteten und einem einleitenden Hinblick auf die Idee, welche den von den Christen der ersten vier Jahrhunderte in der römischen Campagna in Form unterirdischer Stollen und Kammern ausgegrabenen Gräften zu Grunde liegt: — die christliche Gemeinde will in diesen gemeinsamen grossen Todtenstätten, wie diese erst von den Christen in solcher Vereinigung angelegten unterirdischen Bestattungsplätze genannt werden dürfen, ihrer Auferstehung entgegensehen — geht der Vortragende auf die Anlage der Katakomben über. Diese ist eine durchaus planmässige; auch ist die ältere Annahme, die Katakomben seien nur Erweiterungen verlassener Pozzolangruben, durch die neueren Untersuchungen ganz widerlegt. In geometrisch bemessenen Grundstücken fand die Ausgrabung zuerst von kleineren Kernen, isolirt von einander, statt; erst später wuchsen, wo es die Bodenverhältnisse erlaubten, grössere Ganze durch Vereinigung mehrerer solcher Kerne zusammen. Der Eingang war bei den ersten Anlagen ein öffentlich sichtbarer, auf breiten Treppen, da die christlichen Gräfte, gleich den heidnischen, unter privatrechtlichem Schutze standen. Hervorgegangen, wie das bei einigen Cömeterien bereits nachgewiesen ist, aus den Bestattungsplätzen reicher Christen, welchen Privatgräbern zunächst die christlichen Brüder an-

¹⁾ In dieser und der nächstfolgenden Sitzung war der Actuar abwesend; der Bericht über die letztere ein Auszug aus der vom Herrn Vortragenden gütigst mitgetheilten schriftlichen Arbeit.

geschlossen wurden, sind die Katakomben in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts Besitz der christlichen Gemeinde selbst unter geistlichem Vorstande geworden, welche Gemeinde sich dann dem Gesetze gegenüber als Begräbnissverein legitimiren konnte; die Kaiser anerkannten den Besitz solcher Cömeterien auf den Namen der „ecclesia fratrum“; ein jedes erhielt sein besonderes Collegium von „fossore“ mit geistlicher Organisation. Was nun die Terrainverhältnisse anbetrifft, so eignete sich gerade der römische Boden vorzüglich zu einer grossen Entwicklung dieser unterirdischen Ausgrabungen, indem der vulkanische Tuff, der den grösseren Theil desselben bildet, verschiedene Dichtigkeitsgrade hat und der Körnertuff die drei Bedingungen für Katakomben (Solidität, genügende Weichheit, Absorption der Feuchtigkeit) in sich vereinigt zeigt; die von den Römern zum Bauen benutzten Tuffarten dagegen, Steintuff und Pozzolanerde, haben diese erforderlichen Eigenschaften nicht. Entsprechend diesen Bedingungen, ist das ganze Tiberthal von den Katakomben ausgeschlossen und enthalten die Hügel des rechten Ufers nur sehr wenige Katakomben; anders ist das auf dem linken Ufer, und hier bot das Gebiet zwischen der Via Latina, Appia und Ardeatina das weiteste Feld dar. Auf das System der Katakomben übergehend, hebt der Vortragende insbesondere folgende Merkmale hervor: die ausserordentliche Enge der Wege, in deren senkrechte Wände auf beiden Seiten in der Form langgezogener Rechtecke die Behälter für die Leichen (loculi), bisweilen bis zu sieben horizontale Züge übereinander, eingegraben sind; das Vorhandensein von zahlreichen, die Gänge unterbrechenden Grabkammern (cubicula), deren Zahl, Grösse und Bauweise je nach Epoche und Zweck eine verschiedene ist, häufig mit einem ansehnlicheren Grab an der Hinterwand, eine rechteckige Lade oder ein freier Sarkophag in viereckiger loculusartiger Nische, oder von einem Arcosolium überragt; u. s. f. — Der Vortragende unterscheidet einen dreifachen Fortschritt in der Katakombenanlage: 1) einstöckige mit mehr breiten als hohen Gängen, nicht sehr geräumigen Kammern; 2) gesteigerte Oekonomie des Raumes wegen Vermehrung der Gemeinde, und dabei complicirter Grundplan, engere aber höhere Gänge, grössere und zahlreichere Capellen und Luftschachte, u. s. f.: Alles eine grössere Gewandtheit der Arbeiter voraussetzend (architektonisch lässt sich eine Reihenfolge von Kapellenformen nachweisen, welche sehr bedeutungsvoll für die Entwicklung des christlichen Kirchenbaues sind); 3) die Zeit des Freibaus, sich kennzeichnend durch die Unabhängigkeit der Gänge von geometrisch bestimmten Grundstücken, durch das Anbringen von Luftschächten — diese überhaupt hier häufiger und in Kaminform — über den Kreuzungen der Gänge, durch den schärferen Unterschied von Prachtgrüften und armseligen Labyrinthen, endlich auch durch die Anzeichen des Verlassens der Katakomben als Gräberstätten. — Zuletzt verbreitet sich der Vortragende über die Geschichte der Katakomben im engeren Sinne. Die ältesten Katakomben reichen vor das Ende 1. Jahrhunderts (die ältesten Inschriften von 107 u. 110); dieselben verrathen sich durch classischen Styl der Fresken, Decorationen in Stuck, Kammern ohne Loculi, Nischen für Sarkophage, classische Namen in den Inschriften. Die erste kirchliche Verwaltung der Cömeterien findet sich 197 documentirt. Bedeutende Erweiterungen folgten im 3. Jahrhundert; die erste tief eingreifende Massregel auch gegen dieses Stück des christlichen Cultus fällt mit der Diocletian'schen Verfolgung zusammen: erst Miltiades, zugleich dann der letzte in den Katakomben beigesetzte Papst († 314), erhielt 311 mit dem übrigen Confiscirten auch die Cömeterien zurück. Eine nochmalige kurze, aber glänzende Epoche für die Katakomben fällt unter Papst Damasus (366–384), der die Märtyrerverehrung zu seiner Hauptaufgabe machte; aber schon mit dem Anfange des 5. Jahrhunderts hören die unterirdischen Bestattungen völlig auf. Es folgten die Heimsuchungen Rom's in der Völkerwanderung, und als seit der Mitte des 8. Jahrhunderts vollends die Ausräumung der Reliquien aus den Cömeterien begann, war die gänzliche Verödung der Katakomben gegeben. Seit dem 15. Jahrhundert regte sich das Interesse für dieselben wieder mehr; allein erst Antonio Bosio († 1629), Procurator des Malteserordens, ward der „Columbus der Katakomben“. Erst die allerneueste Zeit freilich brachte in den Brüdern de Rossi (Roma sotterranea cristiana, Bd. I. II., 1864 u. 67) die wahren wissenschaftlichen Entdecker dieser für die Geschichte der Kirche und der Kunst so hoch interessanten Gräberstädte.

XVI.

17. April 1869.

Vortragender: Dr. MEYER VON KNONAU.

Derselbe suchte eine Schilderung seines kürzlich unternommenen *Besuches des Odilienberges* (bei Barr im Elsass, Dep. Bas-Rhin) und *der antiquarisch und kunstgeschichtlich merkwürdigen Monumente desselben* zu geben. — Mittelst der Zweigeisenbahn von Strassburg über Molsheim nach Barr, welche am Fuss des Odilienberges endigt, nunmehr leicht erreichbar, ist der Odilienberg (833 Meter ü. M., 682 über dem Boden des Strassburger Münsters) wegen seiner Lage am Ostrande des „Wasgaues“ (Vosegus, Vosagus: *s* vor *g* — wesshalb also „Vogesens“?), hoch über der Rheinebene, schon um seines Panoramas willen des Besuches werth, ganz abgesehen von seiner reichen historischen Vergangenheit. — In eine vormittelalterliche Epoche führen den Besucher des Berges die zum Theil noch ziemlich gut erhaltenen Reste von Befestigungen, welche das Plateau des Berges zu einem Refugium grössten Umfanges in Verbindung mit der Natur gestalten halfen, zu einer Zufluchtsstätte, deren Ursprung zwar jedenfalls in die vorrömische Epoche hinaufreicht, welche aber die Römer wohl von den Kelten übernommen haben. Zum Theil der natürliche Fels, welcher insbesondere an der Südseite, im Mennelstein, Schaffstein, Wachstein, imposante, von der Natur geschaffene Bastionen zeigt, zum Theil eine ohne Mörtel erstellte und, wo nicht ganze Felsstücke für die Breite ausreichten, durch gewaltige Eichenzapfen, die nun allerdings längst weggemodert sind, in ihren einzelnen Stücken gefestigte Mauer von 1 bis 2 Meter Dicke, an vielen Stellen noch jetzt 3 Meter Höhe, umschliessen zusammen, fast auf der ganzen Strecke noch verfolgbar, in einer Längenentwicklung von $2\frac{1}{4}$ Stunden einen Raum von einem Quadratkilometer: die Hauptlängenausdehnung desselben ist, nach den gegebenen Naturbedingungen, eine süd-nördliche, mit zwei an den beiden engsten Hälsen des lang gestreckten Complexes angebrachten ost-westlichen Transversalmauern, so dass also das Ganze in drei Theile zerfällt: die Mitte, auf der das Kloster liegt, südlich das Plateau der Bloss mit dem Mennelstein als südlichster Spitze, auf der andern Seite das bis zu den Ruinen am Hagelschloss reichende nördliche Stück. — Die mittelalterliche und neuere Geschichte des Berges knüpft an das in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts im Elsass auftauchende Geschlecht alamannischer Herzöge, an die Ethiconen, an, mit welchen die ältesten Geschichten vieler elsässischer Stiftungen durch die Legenden in Verbindung gebracht werden. Wie eine im Kreuzgange des jetzigen Klosters noch existirende, wenn auch ziemlich beschädigte romanische Sculptur andeutet — ein sitzender Mann (ETICHO DUX) übergibt an eine stehende weibliche Figur ein Buch —, knüpft die Legende von der h. Odilia, die zum grösseren Theile nur sehr schlecht und spät bezeugt ist, die Anfänge der klösterlichen Ansiedlung auf dem Odilienberg (monasterium Hohenberg) an die Ausstattung der Herzogstochter Odilia durch ihren Vater Ethico (eine zweite Sculptur daneben zeigt einen Bischof, LEUDEG (arius), den Leodegar, als mütterlichen Verwandten der Odilia; eine dritte stellt, so viel der Vortragende bei schlechtem Lichte zu erkennen glaubte — vgl. dagegen Friedrich: Kirchengesch. Deutschlands, Bd. II. p. 523 n. 1626 — Maria mit dem Kinde, von Engeln getragen, vor); als ziemlich sicher lässt sich als Odilia's Todesjahr das Jahr 720 ansetzen. Der Vortragende gab eine rasche Uebersicht der vielen wechselnden, meist trüben Schicksale des Klosters bis auf die Gegenwart hinunter, wo es, Eigenthum der Diöcese Strassburg, von gastfreundlichen Nonnen vom dritten Orden des h. Franciscus bewohnt ist, welche den Besucher des Berges trefflich zu verpflegen verstehen, falls er nicht, wie die gedruckte Hausordnung sich ausdrückt, zu „den Leuten“ gehört, „deren Gewohnheit es ist, sich überall unordentlich zu betragen“ („diesen sagen wir“ — heisst es da weiter — : „Ihr gehört nicht an diesen Platz!“). Am Schlusse knüpfte er eine cursorische Schilderung der fünf grössten Theile der entwickelten romanischen Epoche angehörenden kirchlichen Räume an, welche im Kloster vorhanden sind: dieselben haben sich trotz der vielen Zerstörungen im Ganzen wohl erhalten, und es verdient besonders die Mittelsäule der h. Kreuzcapelle mit ihrer reichen spätromanischen Ornamentik (statt des Eckblattes je zwei aufwärts gestreckte Hände mit von den vier geschlossenen Fingern sich lösenden abwärts geneigten Daumen; das reiche Bänderwerk des Capitäls an den vier Ecken in ein menschliches Gesicht auslaufend) volle Beachtung. — Auch die Kirche des unweit Barr liegenden Städtchens Andlau hat sehr bemerkenswerthe Sculpturen (Kampfszenen, Thiere, z. B. ein Elephant mit Thurm, ein Kameel mit Reiter, u. s. f.) aus einer vielleicht etwas frühern Zeit der romanischen Epoche an den Horizontalfriesen, welche den Thurmbau an der Westseite in zwei Geschosse theilen.

XVII.

24. April 1869.

Vorweisungen und Mittheilungen.

Professor BURSIAN legte die Tafeln von zwei neuen Lieferungen des Prachtwerkes: *Compte-rendu de la commission impériale archéologique: 1865, 1866*, das auf Kosten der russischen Regierung erscheint, vor (vgl. den Vortrag desselben vom 12. Januar 1867). Auch in diesen Heften sind die *antiken Kunstgegenstände* aus dem an dergleichen Fundstücken enorm reichen *südlichen Russland*, vornehmlich den Umgebungen von Kertsch, von besonderem Interesse. Die zwei Male sechs Tafeln zeigen Abbildungen von sehr verschiedenen Objecten: Schmucksachen von Gold, Bronzearbeiten, Elfenbeinfiguren, Stücke von Terracotta, weiter verschiedene Partien von einem hölzernen Sarkophag, geschnittene Steine, ganz vornehmlich aber auch Vasenbilder. Von diesen Gegenständen hob der Vortragende besonders folgende hervor. Unter den Goldzierden befindet sich ein Kalathos mit reichem Ornamente und einer figürlichen Darstellung (Skythen mit Greifen kämpfend), weiter ein Haarschmuck in Form eines Schabeisens, und mehrere kleinere Stücke, worunter ein Paar Ohrringe, mit grossen sculptirten Medaillons. Eine interessante Bronzearbeit ist der Deckel einer Spiegelkapsel, auf dem die Umarmung von Aphrodite und Eros. Einer der geschnittenen Steine, einen Reiher mit erhobenem Beine darstellend, zeigt den schon aus jenem frühern Vortrage bekannten Künstlernamen Dexamenos. Höchst selten, leider aber stark beschädigt, sind die Elfenbeinfiguren, die zur Verzierung eines hölzernen Sarkophages dienten und von denen einzelne deutliche Anklänge an die Niobidengruppe aufweisen. Ebenfalls fragmentirt ist ein Terracottagefäss mit einem künstlerisch sehr hoch stehenden Relief, einer nackten weiblichen Figur (Europa auf dem Stier). Von den Vasenbildern seien genannt: eine Vase des Athener Fabricanten Xenophantos, an der Vorderseite mit Relieffiguren, auf der Rückseite nur bemalt, ein Genrebild: eine Jagdscene, wie die beigeschriebenen persischen (auch griechischen) Personennamen bezeichnen, auf persische Bestellung hin gemacht. Die Entführung der Europa, hier nicht durch den verwandelten Zeus, sondern durch einen gewöhnlichen Stier, der die Europa dem harrenden Zeus zuführt, eine Kampfszene zwischen Herakles und dem Kentaur Eurytion, ein Amazonenkampf, u. s. f., sind die Gegenstände der übrigen Vasenbilder.

Derselbe legte die kürzlich erschienene Schrift Otto Benndorf's über griechische und sicilische *Vasenbilder* vor und betonte insbesondere ein im älteren Style gehaltenes Bild, eine Todtenklage darstellend mit lauter generellen Namen („Mutter“, „Vater“ etc.) bei den Figuren.

Dr. RAHN legte, durch die Gefälligkeit des Herrn Seminardirektor Fries dazu in den Stand gesetzt, eine (von ihm gütigst der Gesellschaft überlassene) *Zeichnung eines Wandgemäldes im Seminar Küsnach*, der frühern Johannitercommende, aus der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts, vor: es ist jedenfalls der Rest eines grösseren Kyklus und stellt die „Invidia“, recht ihrem Wesen entsprechend als Ritter auf einem feuerspeienden Drachen aufgefasst, dar: im Schilde führt sie eine Fledermaus, in der Fahne eine Schlange, als Helmzierde einen Korb mit schwärmenden Bienen. Die Ausführung ist roh, handwerklich.

XVIII.

1. Mai 1869.

Vortragender: Dr. RAHN.

Derselbe sprach über *schweizerische Glasgemälde*, speciell diejenigen zu Stein a. Rh. und zu Stammheim (abgedruckt in Heft II, 21).¹⁾

1) Durch Versehen erhielten in Heft II. die Artikel die Nummern 1 bis 7; es ist vielmehr nach Nr. 14 von Heft I. gleich weiter zu zählen: **15** (1.), **16** (2.), **17** (3.), **18** (4.), **19** (5.), **20** (6.), **21** (7.).

Mit dem 8. Mai begannen die **Sommerzusammenkünfte** der Gesellschaft.

XIX.

8. Mai 1869.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Dr. KELLER weist ein für die Sammlungen angekaufted schön erhaltenes *Bronzebeil*, gefunden im Moore am Türlensee am Albis, vor. Dasselbe war ursprünglich an einen krummen und zugleich gespaltenen Stab befestigt, ein Wurzelstück, wie sich solche überhaupt für derartige Handhaben am besten eigneten.

Derselbe meldet von einer durch Herrn Messikomer ihm angezeigten *Fundstätte römischer Alterthümer zu Riedikon*, Gem. Uster, Kt. Zürich. Dieselbe ist eine grosse Sandgrube, die aber den Standort des Gebäudes, das wahrscheinlich ein Oekonomiegebäude war, nicht mehr erkennen lässt. Gefunden wurden mehrere Eisengeräthe (Schlüssel, Riegel, Bolz), Stücke von Mühlsteinen und Dachziegeln.

Derselbe sprach über den *Münzfund von Wolsen* (vgl. Heft II, 20).

Privatdocent JULIUS STADLER wies einen durch Frau Cl. Stockar-Escher der Familie Zollikofer für deren Schloss Altenklingen schenkweise überlassenen *Teppich*, mit der Jahreszahl 1527, der jedenfalls als Wanddecoration diene, vor: von reichster Ornamentik, das Mittelfeld Jagdscenen enthaltend (mit vier Wappen, darunter von Ulm und Mundprat von Spiegelberg).

XX.

22. Mai 1869.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Professor BURSIAK weist das Werk Helbig's über *die Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten campanischen Städte* mit den dazu gehörenden Tafeln vor, letztere 23 an der Zahl und sämmtlich noch unedirte Gemälde enthaltend. Einer cursorischen Erklärung dieser Tafeln schickte derselbe eine Einleitung über die Malerei des Alterthums voraus, diejenige Kunst, von der uns am wenigsten Denkmäler übrig geblieben sind, indem wir für die griechische Malerei bloss auf Vasenbilder angewiesen sind. Der Verschüttung der drei campanischen Städte durch den Vesuv verdanken wir es, dass dagegen römische Malereien, allerdings nicht von Künstlern ersten Ranges, aber doch als lebendige Denkmäler und eine Anzahl grösserer Compositionen hellenischer Kunst reproducirend, uns erhalten sind. Alle diese bis im Juli 1867 gefundenen Malereien aus Pompeji, Herculaneum und Stabiae sind in dem genannten Werke genau beschrieben, ihre Fundorte angegeben. Der Herausgeber theilt die Malereien in römisch-campanische Sacralbilder, in Bilder mit Göttermythen, in solche mit Heroenmythen; dann folgen die Genrebilder, Landschaften, Thierstücke, Stillleben. Von einem Sachverständigen, dem Maler Otto Donner, wird in einer technischen Beilage aus den deutlich bemerkbaren Ansatzfugen und Rissen nachgewiesen, dass fast alle diese Gemälde al fresco gemalt sind, Leimfarben und Temperamalerei sehr zurücktreten, enkaustische Malerei gar nicht vorhanden ist.

Dr. KELLER meldet die Auffindung von *keltischen Grabhügeln bei Nänikon* (bei Uster, Kt. Zürich) und berichtet, dass durch die Vermittlung von Herrn Messikomer ein *Schalenstein*, von Hegsgrüt (bei Wetzikon, Kt. Zürich), für die Sammlungen der Gesellschaft erworben worden sei.¹⁾

1) Ueber beide Mittheilungen wird Nr. 4 Näheres bringen.

XXI.

5. Juni 1869.

Mittheilungen und Vorweisungen.

Alt Gemeindammann BRÄNDLI in Enge wies das von ihm angefertigte *Modell* eines für einen Opferstein gehaltenen *Steinmonumentes auf der Rügen'schen Halbinsel Jasmund* vor.

Dr. KELLER wies *alamannische* Waffen vor und hielt dazu den unter II, 19 abgedruckten Vortrag.

XXII.

19. Juni 1869.

Vortragender: Professor KINKEL.

Der Vortragende sprach über das *Mausoleum zu Halikarnassus*. — Derselbe schickte der Beschreibung dieses Denkmals einen Rückblick auf die Geschichte von Halikarnassus vor Mausolus voraus und schilderte zugleich die örtliche Beschaffenheit der Umgegend und der Lage der Stadt, dabei insbesondere den trefflichen Hafen — Vitruv nennt Halikarnassus als Muster einer grossen Hafenstadt — und die von der Natur schon gegebene, aber durch Kunst noch verstärkte Festigkeit hervorhebend. Ueber das Mausoleum nun, das von dem neuen Gründer und bedeutenden Vergrösserer der Stadt, dem Dynasten (eigentlich persischen Satrapen) Mausolus von Karien († 353 v. Chr.), und seiner Schwester und Gemahlin Artemisia errichtete Grabmal, besitzen wir schon aus dem Alterthum gesicherte Nachrichten. Dasselbe bildete die Hauptzierde der von Mausolus zu seiner Residenz erwählten Stadt. Es lag in der Mitte der amphitheatralisch ansteigenden, rechts und links von vorspringenden Landspitzen (wovon die links liegende eine mit dem Festlande verschmolzene Insel) flankirten Anhöhen über dem nach Süden sich öffnenden Hafen und dem Markte. Schon die beiden Erbauer des Mausolusgrabmales, Satyrus und Pytheus, schrieben ein Buch über ihr Kunstwerk, aus dem Plinius geschöpft zu haben scheint; neben ihm redet Vitruv über das Mausoleum. Plinius nennt zwei Theile des Baues: einen Unterbau (*πτερόν*, ein tempelähnliches Gebäude von 36 Säulen umgeben) von 47 $\frac{1}{2}$ ' Höhe, und darüber eine Pyramide von 24 Stufen mit einer Quadriga und der Mausolusstatue selbst zu oberst, welcher Oberbau von der gleichen Höhe; ausserdem jedoch sagt er, das ganze Gebäude mit Viergespann und Statue sei 140' hoch gewesen, und das zwingt anzunehmen, es habe unter dem Pteron noch ein Basament gehabt, das einen Drittel der Gesamthöhe ausmachte (allerdings also 47 $\frac{1}{2}$ '; doch war das Mausoleum von zwei Seiten etwas vertieft). In diesem untersten Gestelle lag der todte Mausolus. Die Standkraft des Denkmals bewährte sich sehr: noch im 12. Jahrhundert nannte es Eustathius einen herrlichen Bau. Allein bald folgte nun die Zeit seiner Zerstörung; und zwar ging zuerst, nicht durch ein Erdbeben, sondern durch einen furchtbaren Blitzschlag, die Gruppe auf der Spitze zu Grunde, in der Art, dass ein Stück des Rades 150' südlich lag, dass man vom Mausolus selbst 63 Stücke aufas. Dann aber folgte auch für das Gebäude selbst der Untergang. Dieser geschah durch die Rhodiser Ritter, deren Bailly, ein Deutscher, Heinrich Schlegel-holt, 1402 beim grossen Schrecken vor dem sich nähernden Timur das Inselcastell von Grund aus neu baute, als Material dazu das Mausoleum nahm. Bis in den Kern hinunter wurde dann 1522 gegraben, als die Ritter ihre Befestigungen noch mehr zu verstärken sich veranlasst sahen, und hierbei fand man nun nach Claude Guichard's, eines Lyoner Juristen, allerdings im Detail nicht klaren Bericht im Innern dieses Basamentes mehrere mit Sculpturen geschmückte Gemächer, wohl das Grab des Mausolus (vielleicht hat man aber dabei auch an die Säulenhallen des Pteron zu denken). -- Was die uns erhaltenen Kunstwerke vom Mausoleum betrifft, so wurde man zuerst auf einige in die Mauern des Castells (nunmehr türkisch Budrun genannt) eingemauerte Stücke aufmerksam und brachte sie 1847 nach London. Von 1856 bis 1858 unternahm dann Charles Newton, englischer Consul auf Mitylene, systematische Ausgrabungen, deren Resultate gleichfalls nach London kamen. Nach einer Aufzählung des plastischen Schmuckes, den das Denkmal in seiner Glanzzeit hatte (an der Hand

des Plinius und Vitruv, welche darin abweichen, dass Plinius den Timotheos, Vitruv den Praxiteles als Schöpfer der Decorationen auf der Südseite nennt), ging der Vortragende auf eine Schilderung dieser Reste über. Besonders hob er hervor: — die bis auf die Arme wiederhergestellte Kolossalstatue des Mausolus und eine leider kopflose weibliche Figur (durch ihr Gewand zu den schönsten Statuen des Alterthums gehörend, die Artemisia oder Athene oder eine Nike?), welche neben Mausolus stand und also mit zu der von Pythis geschaffenen Hauptgruppe zählte, und von der Ostseite, wo nach Plinius Skopas arbeitete, vier Platten vom Hauptfrieze, Amazonenkämpfe darstellend. Besonders schwierig ist die Bestimmung einiger Stücke, deren Marmor nie der Luft ausgesetzt gewesen zu sein scheint (eine Platte besonders wohl erhalten, in sehr flachem Relief ein Wettrennen und Niken zeigend): waren diese am inneren Frieze des Pteron oder in dem von Guichard genannten Gemache im Basament? — Schliesslich wies der Vortragende die einschlägigen Tafeln des Newton'schen Werkes vor.

Bücherschau

des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

Lecomte, F., colonel fédéral suisse. *Études d'histoire militaire (antiquité et moyen-âge)*. 1 vol. in 8. Lausanne, Chantrens 1869.

Dr. Wilhelm Gisi: Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Eine Sammlung aller auf die heutige Schweiz bezüglichen Stellen der griechischen und römischen Autoren mit einleitendem Text und erklärenden Anmerkungen. Erster Band: Die Ereignisse bis zum Jahr 69 nach Christo.

Neueste Publication der antiquarischen Gesellschaft.

Bursian, Prof. Dr. C. *Aventicum Helvetiorum*. Drittes Heft. 5 Lith. Zürich 1869. 4.

An die Freunde mittelalterlicher Kunst.

Eine gegenwärtig angeordnete decorative Restauration des Chors der Cathedrale zu Chur bietet den erwünschten Anlass zur plastischen Aufnahme jener bemerkenswerthen Säulencapitäle, die nach dem Urtheile der competentesten Sachkenner für Sammlungen im Bereiche der mittelalterlichen Kunst eine hervorragende Stelle einnehmen werden. Der historische Verein in Chur wird, wenn eine genügende Anzahl von Abnehmern zur Deckung der Kosten sich ergibt, mit Vergnügen bereit sein, die Leitung der Arbeiten und die Vermittlung an die Museen zu besorgen. Bezügliche Anfragen wollen gefälligst gerichtet werden in portofreien Sendungen an den Unterzeichneten.

C. Kind, Archivar.

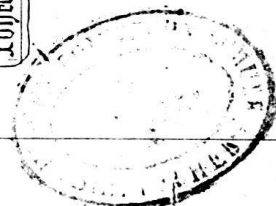
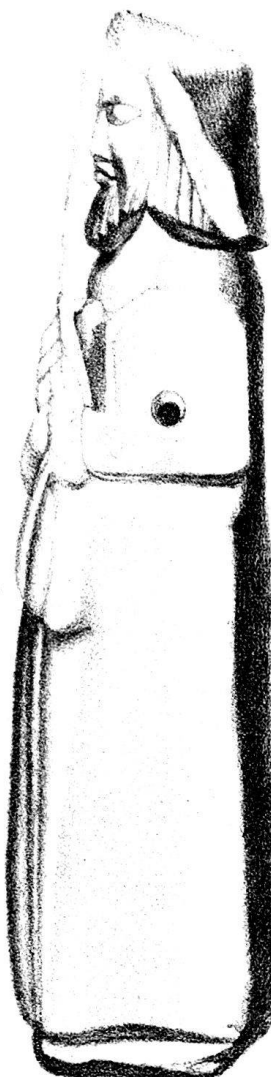
Chur, den 26. September 1869.



2.



1.



ANZEIGER

für

Schweizerische Alterthumskunde. INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 4.

ZÜRICH.

DECEMBER 1869.

INHALT: 31. Ueber schweizerische Glasgemälde von Dr. J. R. Rahn. S. 93. — 32. Plans et profils de quelques emplacements de tours, par A. Quiquerez. S. 107. — 33. Sandale der Aebtissin Hildegard, von Dr. F. Keller. S. 110. — Vierundzwanzigster Jahresbericht über die Verrichtungen der Antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich. Vom 1. December 1868 bis 30. November 1869.

31.

Ueber schweizerische Glasgemälde.¹⁾

II.

(Fortsetzung zu Nr. 2, Art. 21.)

Noch keine siebenzig Jahre sind es her, da war die Kunst des Mittelalters verachtet, die fröhliche Renaissance über den Schaumgebilden des Rococo vergessen und als zuletzt auch der „Zopf“ gefallen, da ward's mit einem Male Licht auf Erden.

Damals hat die Kunst unserer Tage ihre Geburtsstunde gefeiert; aber für die Leistungen der Vergangenheit, die Antike und etwa die Renaissance der grossen Italiener ausgenommen, blieben Sinn und Auge geschlossen. Eine Kunstgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit gab es noch nicht und die kleine Schaar der Romantiker drang mit ihren Pietätsgefühlen wohl bei den Einzelnen durch, in der Zeit hatte ihre Saat noch keine Keime geschlagen; denn hier galt es vorerst bloss aufzuräumen.

Der Boden war dazu gut geplattet, lag doch im „Zopf“ schon ein unkünstlerisches, geradezu vernichtendes Element. Was selbst mit dem entarteten Roccoco versöhnt, die tolle Laune, das weicht dort dem starren und doctrinären Classicismus, die schwülstige Pracht einem kalten Einerlei, das die Natur in soldatische Regel, die Kunst in farblose Weiträumigkeit bannt.

Es folgte darauf eine Zeit, die nicht gerade schlecht und auch nicht gerade recht genannt werden kann. Wer erinnert sich nicht des Apparates von weisslakirten

¹⁾ Das Wappen der auf Taf. VI. der vorigen Nummer abgebildeten Glasscheibe aus Stein a/Rh. ist nicht dasjenige von Aarberg, sondern von Aarau, was ich nebst anderen interessanten Hinweisen dem Herrn Bahnhofinspector Rothpletz-Rychner in Aarau bestens verdanke.

und vergoldeten Möbeln, der ewig glatten Formen, der mageren Perlstäbe und der straffen Kränze, die — natürlich immer Gold auf Weiss — bald einen Ganymedes, bald eine römische Tänzerin, oder, mit besonderer Vorliebe noch, ein aus sentimentaler Atmosphäre herbeigeschafftes Motiv einrahmen? Aber auch dieser Tand ist heute verkannt und verbannt; noch in Grossmutter's Stübchen sieht man sie, diese pompejanischen Reminiscenzen, auch in der Heldenkomödie, wo Altes mit Altem oft seltsam genug verwechselt wird.

Nur in Einem Punkte hat dieser Cäsarenstyl eine nachhaltige und eine grausame Herrschaft behauptet, denn „Luft und Licht“ war sein Feldgeschrei, und so sind Farbe und Relief, Form und Wechsel rasch und sicher unter seinem kritischen Weiss verschwunden. Wie anders ist seither die Physiognomie unserer Städte geworden! Mauern und Thürme, einst vom Grün umrankt, von munteren Dohlen umkreist, sie sind gefallen; denn ihr Dasein hemmte den Verkehr, ihr Schatten das Licht der Sonne. Weg sind die bilderprangenden Façaden, die auf Schritt und Tritt die Schaulust und den Humor ihrer Beschauer lockten, weg die Erker und die Portale mit ihren Ziergliedern und Schildereien, denn es hiess: ein Jeder sei dem Andern gleich! Und welch ein fremder und kalter Geist weht uns vollends in diesen Häusern entgegen! Wer findet noch die bildgeschnitzten Decken und Geräthe, wo sind die stattlichen Gitter, die gesprächigen Oefen, die bunten Gläser, wo endlich ist der gute alte Geist, der jedem Werkzeuge des täglichen Lebens, auch dem kleinsten Geräthe einen künstlerischen Ausdruck seiner Function, ihm Leben und Individualität verlieh? Heute freilich wird exact gegossen und gepresst, auch ohne Stempel verrathen Chinametall, Cement und Pappe, aus welchen Fabriken wir unsern modernen Luxus (!) beziehen.

Wie alles nun, so hatte aber auch diese Superrevision ihr Gutes: drinnen ward's sauber, draussen füllten sich die „Kunstkammern“, und mancher neue Verres baute sich Burgen, um hier die Spolien aller Zeitalter in möglichst feudalem Durcheinander aufzuhäufen. Es kam aber auch die Zeit, wo mit dem Sammeleifer eine gründliche Sichtung des Stoffes sich fühlbar machte, wo endlich, nun freilich losgerissen vom Leben, diese „Antiquitäten“ in Reih und Glied unter den Schaufenstern unserer Museen und Cabinette zu lehren begannen. In Folge dessen eben sind die heutigen Ansichten andere geworden. Zunächst hat sich eine cavaliere Liebhaberei mit seltener Hingebung der „praktischen Alterthumskunde“ in die Arme geworfen; für die Dauer solcher Opferwilligkeit ist man in Paris aufs Beste besorgt. Viel erfreulicher ist es aber, dass auch die Wissenschaft durch regen Sammeleifer das zu retten strebt, was jene falsche Kritik so rasch und gründlich zu tilgen suchte. Schon im Jahre 1838 veröffentlichte *Du Sommerard* in dem Atlas seines Werkes *Les arts du moyen-âge* eine Reihe von Gegenständen der handwerklichen Kunst, worunter zahlreiche schweizerische Arbeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts; sodann brachten neuerdings *Louandre* und *Labarte* sowohl in Auswahl als in Reproduction das Beste, was überhaupt aus diesem Gebiete zu ziehen war. Beide widmen ihre Werke den Monumenten handwerklicher Kunst, der Kleinkunst, welche der erstgenannte unter dem Titel *les arts somptuaires*, dieser als *arts industriels* zusammenfasst. Endlich sind dann, seit Paris mit seinem Hôtel de Cluny den glänzenden Anfang gemacht, beinahe in allen grössern Städten Museen entstanden, in denen ein umfangreiches und werthvolles Material aus

dem Durcheinander der alten Kunst- und Raritätenkammern in übersichtliche historische Ordnung gerettet worden ist.

Die Kunstkammer des Berliner Museums, das germanische Museum in Nürnberg und das Nationalmuseum in München stehen, vielleicht nicht bloss in Deutschland, obenan. In Wien ist seit einigen Jahren in dem „österreichischen Museum“ eine zugleich praktische Anstalt erstanden, wo abgesehen von den derselben gehörigen Alterthumsgegenständen, regelmässige Ausstellungen anderer im Privatbesitze befindlicher Kunstwerke stattfinden, und welche dem Künstler wie dem Handwerker jederzeit zur Anregung wie zur Reproduktion bereit stehen.

Unter den hiehergehörigen Privatsammlungen Deutschlands nimmt ohne Zweifel die *Vincent'sche zu Constanx* die erste Stelle ein.

I.

Die Vincent'sche Sammlung zu Constanx.

Was Glück und Sammeleifer zweier Generationen seit jener Zeit der Missachtung aufzubringen vermochten, das vereinigt dieses Cabinet im vollsten Maasse, während die ebenso unermüdliche Gefälligkeit des Besitzers, des Herrn Joseph Vincent, dem Fachmann wie dem Laien den Besuch seiner Sammlung zum wahren Genusse macht. Hiefür sei ihm denn auch von uns der beste Dank gesagt!

Zur Zeit ist diese Sammlung noch in dem nächst dem Dome gelegenen Capitelgebäude aufbewahrt. Der Zugang führt durch den prachtvollen spätgothischen Ostflügel des Kreuzganges, von wo man auf einer steinernen Wendeltreppe in den hochgewölbten Saal des oberen Stockwerks gelangt. Eine wahre Mannigfaltigkeit von Alterthumsgegenständen aus allen Gebieten der spätmittelalterlichen Kunst, der Renaissance und der Barockzeit überrascht hier den Eintretenden, dessen Auge aber sogleich höher schaut, wo in vier Parallelwänden des Saales und in den Fenstern der Nordseite eine Sammlung von mehreren Hundert Glasgemälden grösstentheils schweizerischen Ursprunges angebracht ist. Hier, wo der Reichthum ein geradezu unerschöpflicher ist, wo ausserdem zahlreiche Wandschränke, dazu noch Kisten und Kästen im Hause des Besitzers mehrere Hunderte theils ungefasster, theils beschädigter Stücke enthalten, wäre von einer Schilderung des Einzelnen, von einem Inventare, selbst auf Unkosten der Discretion, keine Rede. Sei es mir also gestattet, in chronologischer Reihenfolge hier bloss eine Auswahl des Besten zu geben, was ich unter den *schweizerischen* Glasgemälden während eines leider nur zu kurzen Besuches zu entdecken vermochte.

Die Glasmalerei des XV. Jahrhunderts befolgt, auch da wo sie sich in kleinen Dimensionen bethätigt, noch immer das Gesetz einer strengen Unterordnung unter die Architektur, mit der sie stylistisch gebunden ihre erste Bedeutung als decorative Schwesterkunst erlangt hatte. Wir begegnen daher nicht sowohl den grösseren und ausführlichen Scenen und Geschichten als einzelnen Figuren, die sich mehr oder weniger geschickt dem Maasswerke fügen, oder statuarisch geordnet, sich mit Ihresgleichen oder in heraldischer Umgebung gruppiren. Prächtige Beispiele einer Maasswerkkfüllung sind *zwei musicirende Engel*, einst Schmuck zweier sog. Fischblasen.

Auf blauem Grunde von gelbem Blattwerk umgeben spielt der eine auf der Orgel, der andere auf einem Streichinstrumente. Ueber dem weissen Untergewande trägt der eine einen rothen, der andere einen violetten Oberrock. Dieselben Farben wechseln auf den Flügeln. Die Ausführung in den Schattenlinien ist überaus voll und zart; auf dem Roth dagegen erhält sich noch die ältere, mühsam gestrichelte Manier.

Es folgen weiter eine Anzahl selbstständiger Compositionen in dem kleinen Cabinetsformat.

Wappen eines Abtes von Wettingen. Ein einfach gekehlter Rundbogen mit Laubkrabben in den Ecken bildet den oberen Abschluss; darunter steht auf einem blau und schwarzen Damastgrunde S. Johannes Baptista in herkömmlicher Gestalt, mit der Rechten segnend, die Linke trägt das Lamm auf dem Buche. Während die Wappenschilder des Klosters und des Abtes (ein Brunnen auf blauem Felde)¹⁾ die Mitte einnehmen, kniet dem Schutzheiligen gegenüber ein betender Mönch, dessen Ansprache an jenen: Ora pro me sancte Johannes mit Minuskelcharakteren auf ein hochwallendes Spruchband geschrieben ist. Die Ausführung im Einzelnen ist höchst kräftig aber derb, die Farbenwirkung eine vollendete. Höhe m. 0,41, Breite 0,33.

Wappen der Stadt Kaiserstuhl. Ein knieender Engel auf gleichem Damastgrunde hält den Schild. Die Umrahmung geschieht vermittelst eines von zwei Säulen getragenen Bogens mit kräftigem Laubwerke. Die nackten Theile: Kopf, Hände und Füße sind weiss, die wallenden Haare gelb. Die Schattengebung mit feinen Strichelchen, die Härte der Zeichnung, der Typus des Kopfes und die Art der Gewandung erinnern ganz an die Manier des Kupferstechers E. S. m. 0,375 : 25.

Wie denn auch der Holzschnitt ganz unzweideutig auf die Glasmalerei eingewirkt hat, zeigt eine jedenfalls noch dem XV. Jahrhunderte angehörige Scheibe ohne Datum und Namen. Sie enthält die Gestalten des *h. Franciscus und der h. Clara* (?). Ersterer ist in der Position, wo er die Wundmale empfängt, diese hält einen Becher und eine Blume. Innerhalb der tüchtigen gothischen Umrahmung ist der Grund getheilt, indem sich unter dem blauen Damaste beide Gestalten von einem rothen Teppiche abheben. Bei diesen ist die Art der Ausführung nun völlig der Holzschnittmanier abgelauscht²⁾. Die Gestalten sind mit einfachen Contouren gezeichnet, und innerhalb dieser die Gewandungen durchaus einfärbig gemalt, während alle nackten Theile weiss geblieben sind. Die Schattentöne endlich, welche nur an den aller-tiefsten Stellen vorkommen, sind nicht getuscht, sondern wieder gezeichnet, und zwar ohne Kreuzlagen nur mit einfachen, kaum genährten Parallelstrichen ausgeführt. m. 0,31 : 0,30.

Mit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts dringt der Einfluss der italienischen Renaissance auf allen Gebieten der bildenden Künste durch, zunächst aber nur im

¹⁾ In dem Kloster-Kataloge vom Jahr 1819 findet sich allerdings kein solches Abtswappen.

²⁾ Ein ganz ähnliches Beispiel findet sich im Kreuzgange des Klosters Wettingen. Auf der Grau in Grau gemalten Scheibe ist die Vision des *h. Bernhard* (?) dargestellt, wonach sich der Crucifixus gegen den anbetenden Heiligen herabwendet. Genau dieselbe Darstellung, gleich in der Composition und in der Ausführung und nahezu gleich in der Grösse veröffentlicht, entweder nach einem Stich oder nach einem Holzschnitte Weigel in seinem Prachtwerke: Die Anfänge der Buchdrucker-kunst etc. etc. erläutert von F. O. Weigel und Dr. A. Zestermann. Leipzig 1866.

decorativen Beiwerke. An die Stelle des ausgenutzten gothischen Gerüsts tritt ein lebendiges Spiel von vegetabilischen Ornamenten; Kränze, Guirlanden u. dgl. bilden die Bekrönung. Dazwischen regt sich eine muntere Gesellschaft von Engelknaben, immer neu und wechselnd in Scherz und Spiel, während die streng architektonische Richtung der Gothik denn doch in den Hauptfiguren ihre Herrschaft behauptet. Diese neue Richtung erscheint am schönsten und würdigsten in einer grossen *Doppelscheibe vom Jahre 1517*. Jedes der beiden Stücke ist m. 0,92 hoch und 0,41 breit. Das eine links enthält Christus, der segnend der hl. Regula entgegenschreitet, während ihr auf dem zweiten Bilde, wieder auf rothem und schwarzem Damast, die beiden anderen Schutzpatrone Zürichs St. Felix und Exuperantius folgen. Kräftige, grüne Guirlanden, die zusammengesetzt einen Stichbogen bilden würden, und gewundene Säulen umrahmen das Ganze. In den dreieckigen Zwickeln, welche zwischen der Guirlande und den oberen Ecken übrig geblieben sind, ist grau in grau links die Geisselung Christi, rechts das Martyrium der drei Heiligen in dem siedenden Kessel abgebildet. Unter den grossen Figuren Christi und der drei Patrone sieht man hier den Zürcherschild, dort das Reichswappen, sowie die typische Inschrift: *venite benedicti patris mei precipite regnum*. Das Ganze ist eine höchst wackere Arbeit, die abgeschlagenen Köpfe der h. Regula und Exuperantius sind voller Ausdruck, hier die ganze Ruhe des Todes, dort ein ergreifender Zug des Leidens. Die Behandlung der statuarisch geordneten Gewänder ist zumal im Blau von ausserordentlicher Feinheit.

Noch entschiedener, bei freilich geringerer Ausführung, zeigt sich der Einfluss der Renaissance in einer zweiten ungefähr gleich grossen Doppelscheibe, bezeichnet „*die gemein lantvogty zuo Frauenfeld*.“ 1517. Die eine Hälfte, zur Rechten, enthält die Krönung Mariä, das Gegenstück den Crucifixus zwischen Maria und Johannes. Beide Compositionen, typisch geordnet und mit handwerklichem Fleisse ausgeführt, sind von gothischen Consolen getragen, worunter sich das Reichswappen und die Schilde der Stände Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden (wagrecht halbirter Schild oben weiss, unten roth) Zug und Glarus aneinander reihen. Neu und ansprechend ist nur der obere Abschluss vermitteltst zweier an der Mitte herunterhängender Guirlanden, zwischen denen jedesmal zwei Grün in Grün gemalte Engelknaben wiegend und kletternd sich herumtreiben.

Für die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts fehlt es hier an grösseren Arbeiten, welche eine merkliche Neuerung der Technik oder Aenderungen im Stoffe bekundeten. Diese Lücke füllen jetzt die kleineren sog. Cabinetsscheiben, die aber abgesehen von der stylistischen Wandlung der umrahmenden Architektur und der regelmässigen Wiederkehr kleiner Nebenszenen, wie sie nun statt des früheren Laubwerkes die oberen Ecken füllen, bei vorzugsweise heraldischem Gehalte bleiben. Aus dieser Gattung kleinerer Glasgemälde, welche oben ihre zahlreichsten Vertreter unter den Schildereien von Stein und Stammheim gefunden hat, erwähne ich nur einer Scheibe mit der Unterschrift „*Stat Brisach. 1521*.“ Das Mittelbild zeigt den städtischen Schild zwischen St. Gervasius und Protasius von ziemlich schwülstiger Architektur umrahmt, denn die wunderlich geschwellten Säulen (wahre Pluderhosen!) sind in ihrer unteren Hälfte so geschlitz, dass zwischen den offenen Stellen jedesmal Beeren und Früchte hervortreten. Um so besser ist denn die figurenreiche Compo-

sition, welche sich Grau in Grau gemalt über dem ganzen flachbogigen Abschlusse bewegt. Es ist eine Gesellschaft von Männern, von Frauen und Kindern, die sich in offener Landschaft in einem Teiche baden und bei allem Naturalismus eine höchst ansprechende Scene bieten.

Eine wahre Glanzepoche tritt dann um die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts ein. Für diese enthält die Vincent'sche Sammlung das Vollzähligste und das Beste vielleicht, was weit und breit auf dem Gebiete der Glasmalerei geleistet worden ist. Dahin gehören zunächst zwei kleine aus Zürich stammende Rundscheiben, ihr Durchmesser beträgt m. 0,27. Um das ebenfalls kreisrunde Wappenbild zieht sich ein circa m. 0,05 breiter Rand, der über Kreuz durch vier Medaillons unterbrochen wird. Diese enthalten abwechselnd eine von zierlichen Kränzen umschlossene männliche und eine weibliche Büste. Dazwischen enthalten die beiden unteren Kreis-segmente höchst elegant gerollte Schriftbänder, die beiden oberen jedesmal eine alttestamentarische Scene, die Grau in Grau mit häufiger Anwendung des Gelbes ausgeführt ist.

Die erste Scheibe zeigt das Wappen der zürcherischen Familie Wirz (Engel-Wirz). Die Unterschrift lautet: BVRCKHART. WIRCZ. DER. ZIT. VNDERSCHRI-BER. DER. STADT. ZVRICH. 1542. Das ganze Kreisrund nimmt auf violettem Damastgrunde das Wappen nebst dem Schildhalter, einem wilden Manne ein, der sich höchst keck und lebendig auf einen Baumstamm stützt, dahinter bemerkt man eine Art Thurmbau von höchst feiner Renaissancearchitektur. In dem umgebenden Rande füllt das Opfer Abrahams die obere Hälfte. Rechts schreitet der Erzvater, bereits mit brennender Fackel versehen in einer felsigen Landschaft empor, hinter ihm müht sich der Knabe mit einem Holzbündel, gegenüber legt sich der Engel dem opferbereiten Vater in's Mittel. Die zweite Scheibe ist bezeichnet JACOB. KRIEG. VON. BELLIKON. VND. MADELLEN. HÖSCHIN. 1542¹⁾. Hinter den beiden Wappen herrscht eine höchst delicat ausgeführte Landschaft, im Vordergrund ein von Wasser durchflossener Wiesenplan, dahinter, von Bauernhäusern umgeben, das herrschaftliche Schloss. Völlig ebenbürtig sind dann die Scenen der oberen Rand-einfassung: die Versuchung Josephs und gegenüber dessen gewaltsame Gefangennehmung in Gegenwart des thronenden Ehepaares.

Die ganz ausserordentliche Zartheit der Ausführung, die mikroskopische Feinheit des Einzelnen bei aller Kraft und Gluth der Farben kann hier geradezu als technisches non plus ultra gelten. Manches erinnert an den Meister, dessen sogleich gedacht werden soll, und der hier entweder sein Höchstes geleistet oder durch einen noch geschickteren Rivalen übertroffen worden ist. Zeichnung und Farbe sind jedenfalls seinen Arbeiten verwandt, hier vor allem: das gebrochene Roth in den Wappen, das Purpurbraun, sowie endlich das zarte Blau in den Kränzen.

Mit dem Monogramme **NB.** erscheint dann ein Meister von dessen Arbeiten sich Herr Vincent rühmen darf, etwa 18 Exemplare aufzuweisen. Was immer nur Günstiges für die Glasmalerei des XVI. Jahrhunderts zusammentreffen konnte: die

¹⁾ Magdalena Hösch vermählte sich 1540 mit Junker Jakob Krieg von Bellikon. Ihr Vater, Ludwig Hösch starb 1552 als der letzte männliche Spross seines Geschlechtes. Vrgl. der ausgestorbene Adel von Stadt und Landschaft Zürich. 1865. Seite 78.

Fortschritte der Technik, Styl der Zeichnung und volle ungebrochene Kraft der Farben als bestes Erbtheil der älteren musivischen Kunst, dazu die Eindrücke der Renaissance, die, mit Enthusiasmus erfasst und bald durch Meisterhand geläutert, den Darstellungskreis erweiterten und der Kunst eine Fülle neuer Anregungen brachten, das alles beherrscht und handhabt dieser Meister in einer Weise, die ihn zum Dürer der Glasmalerei erhebt.

Die ersten und besten Arbeiten sind Theile eines Cyklus, der die Lebensgeschichte Christi verherrlicht. Von den 13 hieher gehörigen Glasgemälden trägt das eine die Jahrszahl 1550, acht weitere 1559, von den 4 letzten sind drei ohne Datum, die Schlusszahl der vierten (155..) ist nicht mehr zu erkennen. Die Zusammengehörigkeit dieser Arbeiten geht demnach sowohl aus der Zeit als dem Inhalt hervor, übereinstimmend ist ferner das ungewöhnliche Format, dessen grössere Breite durchschnittlich m. 0,49, die Höhe aber bloss 0,30 beträgt. Berechtigt ist zuletzt die Annahme, dass sie sammt und sonders aus einem schweizerischen und zwar muthmasslich aus einem St. Gallischen oder Thurgauischen Stifte stammen, denn dafür spricht es, dass die Mehrzahl der Donatoren in diesen Gegenden besoldet und begütet waren. Was zunächst die Composition betrifft, so herrscht auch hier die volle Uebereinstimmung. Die Geschichte ist nun zur Hauptsache geworden, sie beschränkt sich nicht mehr auf den kleinen, bescheidenen Raum in den oberen Ecken, sondern sie dehnt sich in grossen figurenreichen Compositionen über die ganze Fläche aus, und zwingt jetzt die Architektur in den engen Rahmen des Hintergrundes. Damit fällt auch von selbst der altmodige Damast dahin, eine reiche Landschaft nimmt seine Stelle ein, belebt, bewölkt und wunderbar zart. Dann aber tritt uns hier und in der Scenerie zum ersten Male der Geist eines grossen Mannes in unzweideutigster Weise entgegen; es sind Dürers Passionen und sein Leben Mariä, die nunmehr vom Holzschnitte hell und farbenglühend auf's Glas übertragen sind, und deren Wahl allein schon dem Meister ein neues Lob verschafft hätte. Damit freilich trat dann manche Schwäche ein, Collisionen die bei der nothwendigen Uebertragung in das seltene Querformat unmöglich ausbleiben konnten und höchstens etwa durch die seitlichen Wappen und die knieenden Gestalten der Donatoren wieder gehoben werden. Aber darin besteht auch das Hauptverdienst des Meisters nicht, war es doch wohl nur aus äusseren Rücksichten geschehen, wenn er im Ausschlusse an jene Vorbilder auf eigenes Compositionstalent verzichtet hatte. Dass er in That und Wahrheit ein solches besass, beweist etwas anderes, die prächtigen Architekturen nämlich und die Ornamente, mit denen er wahrlich würdig genug die Dürer'schen Compositionen zu umgeben wusste, und hier, wo er frei und ungebunden schalten und walten durfte, seine Kraft und seine Erfindungsgabe in den herrlichsten Compositionen schiessen liess. Hier in solchen Productionen erkennt man erst, welch' eine unerschöpfliche Fundgrube der Lust und der Laune die Renaissance ihren Jüngern wurde. Die Fülle immer neuer Gedanken und Phantasien, die sich in diesem Beiwerk äussert, lässt sich schwer beschreiben. Vorherrschend ist die seitliche Begrenzung durch Pilaster, über oder vor welchen allerlei Karyatiden, Atlanten und dergleichen hervorwachsen. Hier ist Grün mit gelben Einlagen vorherrschend, Anlauf und Ablauf des Pilaster wird stets durch einen Karnies mit einfachem Blattschmucke gezeichnet. Die gelben Kapitäle sind meistens figurirt. Darüber schliesst das Ganze in

ruhiger Horizontale ab. Nichts Barokes, sondern nur eine reine edle Renaissance, nichts Schwülstiges, sondern volle, frische Laune, das geht durch alle diese Compositionen hindurch. Und so zeigen sich auch Technik und Farbe im allerbesten Lichte. Noch herrscht das gute alte Gesetz, das stets die Trennung zweier greller Farben durch einen neutralen Zwischenton gebietet, eine unvermeidliche Klippe der modernen Glasmalerei! Das sog. Ueberfangglas wird im weitesten Umfange angewendet, in all den erstaunlichsten Nuancen, deren unsere heutige Technik vergeblich habhaft zu werden versucht. Daneben herrscht eine entschiedene Vorliebe für zarte gebrochene Töne; insbesondere kehrt das Braunroth bald dunkler als Purpur, bald heller, der edelsten Weinfarbe vergleichbar, wieder. Die Architektur ist mit allen Zufälligkeiten der Marmorirung oder des Ruines meistens grau, zuweilen auch in's Röthliche stechend ausgeführt, sie scheint geätzt, mit dem feinsten Korne übergossen aus welchem nur die höchsten Lichter blank und rein herausgenommen sind. Köpfe, Hände und andere nackte Theile sind noch immer weiss, die Modellirung aber ist überall eine wahrhaft plastische. Es sei gestattet, diese Compositionen in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge kurz zu schildern.

Anbetung der Könige. Inschrift: Melchior Galate von Glaruss der Zyt Landvogt Inn Ober und Nider Thurgöuw. 1559. Monogr. Links vor einem schönen Renaissance-Portale sitzt die Mutter, der sich die drei Könige nähern, von denen der eine dem Kinde eine Büchse mit Gold überreicht. Zwischen den Ruinen im Hintergrunde sieht man die reitenden Begleiter. Ueber der Gruppe halten drei schwebende Engel ein Spruchband mit den Worten: „Er Got in der Höh u. Frid uf Erd. Die Köpfe sind alle voll tiefsten Ausdrucks, die Bewegungen frei und ungekünstelt, in der Gewandung lassen sich nur noch bei der Madonna einige gothische Anklänge erkennen, sonst sind die Motive überall gross und frei. Säulenbündel mit Guirlanden, Toscanische Kapitäle und ein cassettirter Flachbogen bilden die Umrahmung, über welcher in den oberen Ecken die Verkündigung dargestellt ist.

2) Christus als Knabe im Tempel. Bez. Affra Schmidt. Aeptisin zu Felbach 1559. Monogr. Die Composition genau nach Dürers Leben Mariä. Rechts die knieende Aeptissin mit dem Wappenschild.

3) Christus vertreibt die Händler. Bez. Lutzern. Monogr. Die Scene findet in der Vorhalle des Tempels statt, rechts und links flüchtet sich das Volk ins Freie und in den Tempel hinein, während Christus in der Mitte mit mächtigem Schlage eben einen der Händler niedergeschmettert hat. Die Einfassung besteht in einer Pilasterarchitektur, vor welcher ein Atlante und eine Karyatide, die Beine durch einen Mantel zusammengebunden stehen, oben ein grünes ornamentirtes Gebälk.

4) Fussfall der Magdalena. Benedict vo Herttenstein dieser Zit Houptman dess Gotzhuss sant Galle. 1559. Monogr. Tafelrunde in einem Saale mit reicher Pilasterarchitektur. Die Köpfe der Apostel höchst markig. Christus, dessen Füsse Magdalena, etwas befangen, mit ihren Haaren berührt ist eine Erscheinung voll Schönheit und Ausdruck. Links kniet der ritterliche Donator, dessen Kopf unverkennbar Porträt ist. Die Einrahmung besteht aus einem Doppelbogen, dessen gemeinsame Schenkel in einer freischwebenden Maske münden und seitwärts von Pilastern mit prächtigen Karyatiden getragen werden. An den Basen der Pfeiler spielen kleine Putten mit herabhängenden Bändern.

5) Fusswaschung. Hug David vo der Hoche Landenberg Wingartischer Hoffmaister zu Hagnow. 1559. Monogr. Elsbethen von Hochenlandenberg geborne vo Haidenhaim sin Eegemachell. Christus ohne Nimbus, wascht kniend Petri Füsse, die staunende Bewegung des Apostels, der die Rechte an die Stirne hält, ist ganz Dürerisch. Hinten in dem einfachen tonnengewölbten Gemache sitzt die Corona der Apostel, unter denen der nachdenkend in sich versunkene Jünger hinter Petrus alle Beachtung verdient. In beiden Seiten die Wappen der Donatoren, über dem Landenbergischen sind die schon oben (S. 59) erwähnten Embleme angebracht. Pilaster mit Säulenvorlagen, an die sich jedesmal zwei Engel klammern.

6) Abendmahl. Hug von Hallwill Frow Küngalt Schenkin von Kastel sin Hussfrow. 1559. Monogr. Herkömmliche Composition, Johannes an Christi Brust gelehnt. Ueber dem Wappen die obigen Abzeichen. Pilasterarchitektur, als Träger des stark verkragenden Gesimses dienen je 2 bocksfüssige Karyatiden. Oben ein reiches Fruchtgehänge, auf dem sich Engelknaben herumtummeln.

7) Christus am Oelberg. Caspar Ludwig von Haidenhaim zu Klingenberg und Elsbethe vo Haidehaim geborne Richlin von Meldeck sin Eegemachel. 1559. Monogr. Ganz im Dürer'schen Styl. Im Vordergrund drei schlafende Apostel, unter denen Petrus höchst naturalistisch gebildet ist. Christus mit dem Engel genau nach Dürer. Durch ein Hofthor im Hintergrunde zieht Judas mit dem Häschern ein.

8) Judaskuss. Christoffel von Kastelmur, Amenlya von Ramschwag. (Ohne Jahrszahl.) Monogr. In der Mitte der Verräther, im Vordergrund haut Petrus dem Malchus das Ohr ab, während dieser sich mit einer Laterne wehrt. Alles deutet auf Dürer'schen Einfluss. Schreitende Karyatiden mit Fruchtkörben auf dem Haupte, darüber eine Art Metopenfries mit allerlei phantastischen Kampfszenen.

9) Christus vor Cajaphas. Die Statt Zug. Anno Dominy 1550. Monogr. Cajaphas der durch sein Costüm als Orientale gekennzeichnet ist, steht auf einem Stufenbau. Im Vordergrunde drängen sich die lamentirenden und demonstrierenden Juden. Christus, von acht Dürer'schen Kriegsknechten umgeben, erscheint ohne Nimbus. – Vor den Pfeilern stehen Karyatiden und Atlanten, Grimassen schneidend, in weite Mäntel gehüllt, unter denen die Beine in verschlungene Wurzeln auslaufen.

10) Christus vor Pilatus. Balthassar Tschudi von Glarus disser Zyt Landvogt der Grafschaft Toggenburg 155.. (ohne Monogramm, aber sicher Werk dieses Meisters). Reiches Interieur. Vor Pilatus, der eine Krone und pelzverbrämte Tunica trägt, steht Christus in sinnender und stolzer Haltung von den lärmenden Pharisäern umgeben. Rechts im Vordergrunde der ritterliche Stifter. Pilaster mit kelchartigen Vorlagen, aus denen nackte Figuren hervorstachen. Andere, zum Theil ebenfalls unbekleidete Figuren in den oberen Ecken sind ziemlich lahm und gedankenlos gezeichnet.

11) Christus wird abgeführt. Sebastian von Hochenlandenberg Magdalena von Hocheladeberg geborne Plarerin 1559. Monogr. Pilatus, den ein reizender Page bedient, wascht sich die Hände. Das Geleite Christi vollkommen Dürerisch. Die Kapitäle der begrenzenden Säulen sind mit dem zweiköpfigen (!) Cerberus geschmückt. Schönes Rankenornament mit kletternden Engelknaben.

12) Geisselung. Caspar Lätterz. Anna Locherin sin H(ussfrow). 1559. Monogr. Herkömmliche Scene in der Vorhalle eines Gebäudes. Christus ohne Nimbus. Cajaphas ist Zeuge der Procedur. Pilaster zum Theil falsch ergänzt. Oben je 2 kämpfende Reiter von guter Bewegung.

13) Christus erscheint den Frauen, Hans von Ulm zu Thüffen und Barbara von Ulm geborne von Hinwyl sin Eegemachel. 1559. Monogr. Christus in kräftigster Haltung. Reiche Landschaft mit See. Zwischen Pilastern und ihren Vorlagen jedesmal eine Harpie. Zwar ohne Monogramm sind aber zwei folgende Scheiben der Manier des Meisters NB so nahestehend, dass sie hier ebenfalls kurz notirt werden mögen¹⁾.

1) (Dorothea Geilinger aus Winterthur 1551—1571) Abtissin des Gotzhus Maggenow 1563. Unter der Pietà kniet als Schildhalter von Cisterz und der Prälatin ein Engel. Auf NB deutet insbesondere die Architektur und die Behandlung von Luft und Landschaft, während der etwas röthliche Ton der nackten Theile eine Abweichung wenigstens von den früheren Werken verräth. 0,415:0,30.

2) Wappen von Zürich unter dem Reichsschilde von 2 Löwen mit Panner und Schwert begleitet 1516. Die Thiere vortrefflich stylisirt. Ueber dem volutenartig geschweiften Giebel, der von reichen compositen Säulen getragen wird, ist in einer Miniaturmässigen Feinheit Moses vor dem brennenden Busche dargestellt. Alles weist auf guten Einfluss und gute Tradition, wenn auch Feinheit, Phantasie und Farbe den besten Werken des Meisters NB nachstehen.

In Diesem²⁾ — möchte bald ein glücklicher Zufall zur Entdeckung seines Namens führen! — hatte die Kunst der Glasmalerei ihre Höhe erreicht, denn keine der anderen gleichzeitigen Arbeiten erhebt sich über den Rang der beschriebenen Bilder. Unter jenen sind die besten mit dem Monogramme  bezeichnet. Man möchte sie somit, ihre Visirungen wenigstens, dem berühmten Glasmaler und Kupferstecher *Augustin Hirschvogel* aus Nürnberg zuschreiben³⁾. Auch von diesen Werken besitzt Herr Vincent eine bedeutende Zahl, die mit den 10 Stücken, die ich hier nennen will, keineswegs erschöpft ist. Format und Grösse sind die der gewöhnlichen Cabinetscheiben, ca. M. 0,32:0,21. Ein grosses Mittelbild, geschichtlichen oder heraldischen Inhaltes nimmt den grössten Theil des Rahmens ein, umgeben von einer architektonischen Einfassung. Hier werden die Säulen immer schlanker und nüchterner, die Pilaster kalt und zahm herausgeputzt, Figuren, mit denen NB so gerne seine Decorationen belebte, sind schon sehr selten. Beliebt ist dann nament-

¹⁾ Mit dem Monogramm NB erscheint noch eine Scheibe der Frow Sophia von Grüt, Abtissin des würdigen Gotzhus Tenigkon 1567 (die späteste Jahreszahl, mit welcher ich dieses Monogramm entdecken konnte). Die Verkündigung Mariä nimmt die Mitte ein, darunter die kniende Stifterin mit dem Wappen von Cisterz und Dänikon. Der hereinbrausende Engel ist schön und frei, Maria dagegen mehr als befangen. Die Schatten sind ruhiger als sonst, in der Architektur bewährt sich aber wieder der alte Meister. M. 0,34:0,30.

²⁾ Sein Monogramm erscheint auch auf einer der nunmehr in Aarau aufbewahrten Scheiben aus Muri. Vgl. Lübke, kunsthistorische Studien S. 457 n. 1.

³⁾ Vgl. *J. G. von Quandt*, Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst. Leipzig 1826, S. 47. Einzuwenden ist hier, dass das Monogramm Hirschvogels sonst gewöhnlich in einer anderen Zusammensetzung erscheint.

lich eine giebelförmige Bekrönung, deren Gebälk von allerlei Ochsenaugen u. dgl. durchbrochen ist, oder die Stelle des Giebels vertritt, eine wunderliche Häufung gestelzter Voluten, über denen sich seitwärts zur Begrenzung der oberen Eckbilder noch einmal hohe Gebälkaufsätze erheben. Herunterhängende Guirlanden kommen nur selten vor. In den kleinen Darstellungen der obern Ecken überrascht die wunderbare Feinheit der Ausführung, zumal der Landschaft, die wie bei dem vorigen Meister vorherrschend klar, nur noch viel tiefer, gefärbt ist und sich ausserdem durch eine kleinliche, kugelige Wolkenbildung auszeichnet. In den Miniaturen hat Hirschvogel jedenfalls sein Bestes geleistet, hier erkennt man die Meisterhand, während die grössern Bilder im Hauptfelde jenen in der Regel um vieles nachstehen. Die Farbentechnik steht noch auf voller Höhe, das zart gebrochene Roth ist dasselbe, dessen sich schon NB bediente.

1) Heinrich Peyer und Angnes Rügerin sin Eeliche huss frow. Anno Domini 1562. Monogr. Tells Schuss. Die Architektur sehr nüchtern, ebenso die Knaben, welche die Halbsäulen an den Pilastern umrahmen. Der vielfach gebrochene Giebel mit spärlichem Blattwerk und unmotivirt herauswachsenden Köpfen verziert. In der Nähe des Giebels Lucrezia, in den Ecken wiederholt sich Tells Schuss, links die Flucht aus dem Kahne.

2) Alexander Peyer und Anna Schlapparitzin sin Eegemahel 1562. Monogr. Opfer Abrahams. Oben: Abraham begrüsst die 3 Gäste.

3) Caspar Hüslich und Kathrina Marbachin. Monogr. 1562. Christus und die Ehebrecherin. Die winzigen Passionsszenen oben und die kleinen Wappen unten sind meisterhaft ausgeführt.

4) Albrecht Wyles. 1562. Monogr. Grosses Wappen, darüber 2 kämpfende Reiter in reicher Landschaft.

5) Caspar Vonbül und Elisabeth Schirmeri sin Eegmahel. 1562. Monogr. Doppelwappen, daneben ein nacktes Weib, gegen welches eine Katze anspringt. Oben Turnier.

6) Andres Enginer im Jar 1563. Monogr. Bis auf wenige Einzelheiten Copie der Scheibe Nr. 1, aber um vieles feiner ausgeführt, zumal in den beiden (abweichenden) Medaillons, welche unten zu beiden Seiten des Wappens die mikroskopisch feinen Schützenszenen enthalten.

7) Nielaus Schlumpff und Helena Studeri. 1563. Monogr. Judith übergibt ihrer Magd das Haupt des Holofernes. Ueppigste Säulenarchitektur.

8) Jacob Schlapriczi und Anna Studeri sin Eeliche Hussfrow. 1563. Monogr. Doppelwappen, oben eine Entenjagd von trefflichster Zeichnung in reicher und schöner Landschaft.

9) Caspar Scherer und Elssbetha Studeri sin Eegmahel. Im Jhar 1563. Monogr. Ueber den Wappen in ziemlich grossem Format das schöne Bild Daniels in der Löwengrube.

10) Melchior Rotmund. Anno 1563. Monogr. Gewiss die schönste unter den vorhandenen Arbeiten des Meisters. Zwischen kräftigen Pfeilern unter einem Spitzgiebel das Wappen. Oben ganz miniaturmässig eine Jagd in waldiger Landschaft.

Etwa dieselbe Stufe, den letzten Aufglanz der alten Virtuosität repräsentirt ein zweiter Zeitgenosse, dessen Arbeiten das Monogramm **BF** tragen. Das Beste unter

denselben ist wohl eine Scheibe bez. Hans Volr . . .th Molessin von Constanz 1565. Mann und Frau, diese mit dem Pokale, stehen zu beiden Seiten des Wappens. Ihre Bewegungen sind frei und edel. Den Hintergrund bildet noch einmal der alte Damast. In den oberen Darstellungen aus der Geschichte Judith wird zum ersten Male auch Blau gebraucht.

2) Decan und gemainer Convent dess würdigen Gotshus Sannt Gallen. Anno Dominj 1566. Monogr. Rundscheibe von mittlerer Grösse. Dem thronenden Gallus bringt der Bär das Brod entgegen. Anspruchlose ruhige Situation. In der Landschaft herrscht ein trübes Grün.

Für die Folgezeit wurden Christoph Murers Emblemata zum förmlichen Kanon der Glasmalerei, alle Uebertreibungen, alle Gebrechen und Schwerfälligkeiten der Zeichnung diesen Vorbildern getreulich nachgeahmt. Die Farben sind jetzt trübe und kalt, was bei dem Vorherrschen eines schmutzigen Ziegelrothes und des Violetts nicht anders ausfallen konnte. Die Architektur löst sich in ein wahrhaft pompejanisches Säulengerüste auf. Die Ornamente werden mit Vorliebe der Holz- und Metalltechnik entnommen. Es giebt jetzt Platten von M. 0,20 in Quadrat, die alle erdenklichen Farben und Nüancen vereinigen. Ein Kapitalstück dieser Art ist eine kleine Rundscheibe, deren Nüance und Bild, eine Eberjagd in weiter prächtiger Landschaft, auf Murer'sche Erfindung deuten.

Noch virtuoser fast erscheint diese Porcellanmalerei auf Glas auf einem zweiten Stücke von M. 0,25 Höhe zu 0,20 Breite bez. Hans Caspar Escher, Burger der Stadt Zürich. Frau Dorothea Rahnin syn Ehgmahl. 1628. Düstere Wolken ziehen am Horizonte dahin, am Strande des brausenden Meeres sitzt die Liebe, ein Kreuz umklammernd, gegenüber wirft ein bedrohtes Schiff den Anker nach der am Ufer gelegenen Bibel aus. Die erbauliche Unterschrift lautet: Ach wie viel muss ein Christ ausstehen, so durchs wüst Meer der Welt sol gehn. Anker dein Hoffnung an Gottes Wort so kannst Du glücklich zu Port. Eine ähnliche Scheibe, etwas kleiner, Maria mit dem Christuskinde und Johannes darstellend, trägt das Monogramm I.SP.

Die Geschichte dieser Technik schliesst mit den Grisails, den grau in grau ausgeführten Glasgemälden. Die Vincent'sche Sammlung enthält auch hievon das Schönste, was wohl je in dieser Weise geleistet worden. Etwa 16 Scheiben, einem einzigen grossen Cyklus angehörig, tragen sammt und sonders die Jahreszahl 1666. Die einen stellen die Landvogteien Zürichs in schönen Landschaften dar, die anderen und zwar die Besten enthalten alttestamentarische Scenen, wo aber die Landschaft wieder eine grosse Rolle spielt. Unter jedem Bilde sind ausser den bezüglichen Inschriften die Wappen je zweier, und zwar ausschliesslich zürcherischer Stifter angebracht, so v. Blaarer, v. Edlibach, v. Grebel, v. Landenberg, Lochmann, v. Meiss, Rahn, v. Schmied, v. Schneeberger, v. Schönau etc. Man möchte diese Werke in Anbetracht der erstaunlichen Feinheit und Weichheit ihrer Ausführung den Schabblättern der Kupferstecherei an die Seite stellen. Als die besten Arbeiten sind anzuführen die Jagd Esaus, in der man eine Snyder'sche Hirschhatze zu erkennen glaubt, dann „der hellisch Sähmann, der vyl Unkruth in die Herzen streut,“ ein Satyr, der sich mit lüsterner Plumpheit von Amoretten belauscht ins Rohrgebüsche stürzt; endlich vor allem die Sündfluth, Loth und seine Töchter, und die Himmelfahrt Elias. Zuletzt taucht denn noch einmal, und zwar kurz vor dem Ende aller

Herrlichkeit, eine Erinnerung an die alte Technik auf; sechs zürcherische Wappenscheiben zeigen trotz ihres späten Datums die Anwendung rothen Ueberfangglases. Die Umrahmung hingegen, eine toskanische Tempelarchitektur mit gewaltigen giftgrünen Fruchtgehängen, bleibt beim Grisail. Die letzte dieser Scheiben datirt vom Jahre 1679 ¹⁾).

II.

Glasgemälde in der Kirche auf dem Staufberg bei Lenzburg.

Unweit Lenzburg hat die alte *Kirche auf dem Staufberge* den bunten Schmuck dreier Chorfenster aufzuweisen. Das Gebäude an und für sich bietet wenig bemerkenswerthes. Der einschiffige Raum, abgeschlossen durch einen halbachteckigen Chor und in ganzer Länge flachgedeckt, scheint gelegentlich eine gründliche Säuberung überstanden zu haben, Kanzel und Taufstein sind barok, alles leer und weiss. Eine Anzahl mittelalterlicher Grabsteine, Wappenschilder, Kreuze u. dgl. enthaltend sind wohl bei jenem Anlasse aus der Kirche entfernt worden. Arg verwittert, wie sie jetzt sind, dienen sie als Deckplatten der niedrigen Kirchhofsmauer. Das Alter der bestehenden Kirche ist mir unbekannt. Die einzigen Kunstformen, aus denen sich dasselbe annähernd bestimmen lässt, sind die Chorfenster, deren Maasswerk ziemlich reine Combinationen zeigt: den Dreipass, sphärische Dreiecke und Vierecke; da Kielbogen und Fischblasen ferner nicht vorkommen, ist der jetzige Chorbau aller Wahrscheinlichkeit nach ein Werk des XIV. Jahrhunderts und damit stimmt im Wesentlichen auch der Charakter der Glasgemälde überein. Die Höhe des dreitheiligen Mittelfensters beträgt M. 3,38, seine Breite 1,55, zweitheilig und etwas kleiner sind die beiden Seitenfenster: M. 2,97 : 0,90.

Allem Anscheine nach war einst die Zahl der in dieser Kirche befindlichen Glasgemälde eine grössere, denn in den Chorfenstern sind Stücke eingeflickt, welche zwar mit dem Charakter der hiehergehörigen Darstellungen sehr wohl übereinstimmen, jedoch entfernter und in anderem Zusammenhange gestanden haben müssen. Es gilt dies von St. Peter und Paul im untern Theile des Mittelfensters, sowie von dem mönchischen Heiligen an gleicher Stelle des Seitenfensters zur linken. Die noch erhaltenen Scenen sind in Compartimente von M. 0,75 Höhe und 0,40 oder 0,35 Breite getheilt und gehören der Geschichte Christi an. Sie beginnt in den Seitenfenstern, setzt sich in der Mitte des Hauptfensters mit der Anbetung der Könige, darüber mit der Kreuzigung zwischen St. Stephan und Laurentius fort und scheint zu unterst mit dem Besuch der 3 Frauen am Grabe geschlossen zu haben; darauf deutet die klagende Figur, die sich an dieser Stelle erhalten hat, und wohin auch aus dem hieher passenden Blau des Hintergrundes zu schliessen, ein zweites Frauen-

¹⁾ Die Unterschrift lautet: Johannes Rahn, Hauptmann über eine Guardia companei Eidtgenossen in Ihrer königl. Majestät von Frankreich und Navarra Diensten. Hans Jacob Rahn, Gerichtsherr zu Sünmicon und des grossen Raths der Stadt Zürich, Hauptmann über eine Guardia companei in Ihrer königl. Majestät von Frankreich und Navarra Diensten Gebrüdere. Die übrigen Scheiben enthalten die Wappen der Familien Waser, Meyer (vom Weggen) etc.

bild gehört, welches später falsch in das Seitenfenster zur Rechten verflocht worden ist¹⁾).

So würde sich denn die Eintheilung ganz im mittelalterlichen Sinne derart gestalten, dass rechts und links in den beiden Seitenfenstern, sowie in der Mitte des Hauptfensters die Freuden, oben und unten aber die Leiden der Maria dargestellt waren. Der gleiche Rythmus, der in dem wechselnden Roth und Blau des Hintergrundes spielt, klingt so in der Zusammenstellung der einzelnen Scenen nach.

Ueberall ist das Princip architektonischer Unterordnung des Figürlichen auf's Strengste gewahrt. In den Seitenfenstern so, dass jede Figur eine architektonische Umrahmung erhält, in dem Mittelfenster aber werden die beiden grossen Bilder: Anbetung und Besuch in je drei Gruppen gesondert. Dabei herrscht denn auch in der Structur dieser Einrahmung in allen drei Fenstern eine gewisse Uebereinstimmung. Ueber den luftigen Säulenarcaden der unteren Compartimente steigt das Gesimse über einer mittleren Console empor, welche die Basis der folgenden Gruppe bildet; diese erhält als Bekrönung einen Kielbogen, der sich auch über den obersten Compartimenten wiederholt, doch nicht wie dort dieselben zusammenfassend, sondern der Zwei- und Dreitheilung des Maaswerks entsprechend eine jede der einzelnen Abtheilungen besonders abschliesst. Während hier die Gothik ausschliesslich waltet, herrscht dagegen in der bildlichen Architektur der Rundbogen vor und schwankt hier in einem gewissen graziösen Verhältnisse zwischen der Renaissance und romanischen Formen. Die Rosetten des Maasswerkes enthalten rein ornamentalen Schmuck, nur den obersten Vierpass des Mittelfensters füllt das Haupt Christi kreuzförmig von vier Blättern umgeben.

Die Ausführung des Einzelnen ist ziemlich roh, zeugt aber von feinem Sinne für Farbenharmonie und einem tüchtigen Gefühle für die architektonische Eintheilung. Alles deutet, wenn nicht auf das XIV. so doch auf die beste Epoche des XV. Jahrhunderts. Die Contouren verschwinden und statt dessen beginnt eine weiche Modellirung vermittelt grauer Töne, die nur in dem allertiefsten Schatten in's Schwarz übergehen und ziemlich mühsam und trocken mit dem Pinsel aufgetragen sind. Der Faltenwurf an Gewändern ist fliegend, in grossen etwas langgezogenen Massen angelegt, von der späteren knittigen Faltengebung ist hier noch keine Spur zu entdecken. Die beste Figur, nicht blos hinsichtlich der Gewandung, ist wohl Maria bei der Verkündigung. In den Gewändern spielt Blau die Hauptrolle, bald ein helles Himmelblau, bald in's Violette schimmernd, daneben Roth, das ebenfalls mitunter in Purpur überschlägt, Grün und endlich ein dunkles sattes Gelb, das aber nur sehr spärlich — in der Architektur meistens mit Violett gepaart — auftritt. Gelb in den Haaren kömmt nur einmal vor, sonst ist ihre Farbe stets die des Gewichtes und folgt mit dieser dem seltsamen Uebergange, wonach bald das herkömmliche Weiss, bald Fleischroth erscheint, welches aber wiederum wechselt, so dass einzelne Köpfe ganz weinroth sind. Es hängt dies eben ganz mit der Einseitigkeit der Technik zusammen, die auf die Darstellung des Einzelnen wenig gibt, während ihr Gesamtwirkung zum Endziele wird. Der Grund ist, wenn roth, eine Art Da-

¹⁾ Der Inhalt der einzelnen Fenster ist von oben angefangen folgender: Seitenfenster links: Verkündigung, Begegnung, Christi Geburt.

Mittelfenster: Crucifixus zwischen St. Stephan und Laurentius, Anbetung der Könige, Besuch der Frauen beim Grabe (?)

Seitenfenster rechts: Beschneidung, Darstellung im Tempel, Christus unter den Schriftgelehrten.

mast, auf welchem ein überaus elegantes Ornament von schlanken gothisch stylisirten Blattranken roth aus dem Schwarz hervortritt, wenn blau, so ist mit Schwarz ein Teppichmuster von vorherrschend geometrischer Zeichnung angegeben, Quadrate mit Vierpässen oder übereck gestellt eine Rosette umschliessend. Vor diesem blauen Grunde, der hier als Himmel gedacht ist, tritt dann mitunter auch die Landschaft hervor, so bei der Begegnung Mariä und Elisabeth ein gelbes felsiges Terrain mit Bäumen. Köpfe, Hände und Füsse sind mit herkömmlichem Geschicke, stellenweise sogar höchst roh gezeichnet. Es gilt diess namentlich von den beiden Apostelfürsten, während andere Figuren wieder mit grosser Liebenswürdigkeit aufgefasst sind, so Maria bei der Begegnung, der Verkündigung und Anbetung. Höchst individuell sind die jüdischen Priester bei der Darstellung und der Beschneidung gehalten, der Künstler strebt danach, und es gelingt ihm auch einigermaßen, den semitischen Typus darzustellen.

Die Composition der einzelnen Scenen ist durchaus herkömmlich; Maria am Betpulte kniend bei der Verkündigung, Ochs und Esel bei der Geburt, ersterer gutmüthig schnaufend um den Neugeborenen zu erwärmen. Bei der Anbetung der drei Könige tragen diese zeitgenössisches Costüm, die weitbusigen aber straff durch den Gürtel angezogenen Jacken, die, wie ihre weiten Aermel, mit federartig ausgezackten Lappen endigen. Zeitgenössisch ist ausserdem noch der turbanartige Kopfschmuck der Elisabeth bei der Begegnung, dann das weisse Kopftuch des jüdischen Priesters, der sich mit furchtbarem Messer zur Beschneidung anschickt. Bei der Scene, wo Christus im Tempel lehrt, ist es recht ansprechend, wie Maria mit dem Zeichen grösster Verwunderung von hinten her in den Tempel tritt, so dass der eifrig beschäftigte Knabe seine Mutter nicht gewahrt.

Das Ganze ist ein farbenlustiges und durchaus harmonisches Bild, ebenso erfreulich, wie die herrliche Rundsicht, die uns bald hinaus auf den hochgelegenen Rundgang des Gottesackers lockt.

Dr. J. R. RAHN.

32.

Plans et profils de quelques emplacements de tours

du Jura bernois.

En étudiant l'histoire des anciens châteaux du Jura Bernois et des contrées limitrophes, nous avons remarqué deux espèces de tours qui ont constitué les édifices primitifs des châteaux de ce pays. Les unes sont à plan quadrangulaire ou carré et les autres à plan circulaire ou rond. Les tours à forme polygone irrégulière, avec angles arrondis, sont d'une époque plus récente, quoique toutes antérieures au 12^e siècle. Nous ne faisons pas mention des autres formes plus récentes encore. Les tours carrées sont pour la plupart d'origine romaine et sur 12 il n'y en a que 4 qui ont été restaurées ou rebâties. Les autres n'offrent plus que des fondations presque effacées et quelques unes même ne devaient être que des tours en bois. En général elles occupent le point culminant d'une position militaire, avec ou sans camp voisin. Plusieurs laissent encore apercevoir l'interturrium ou petit

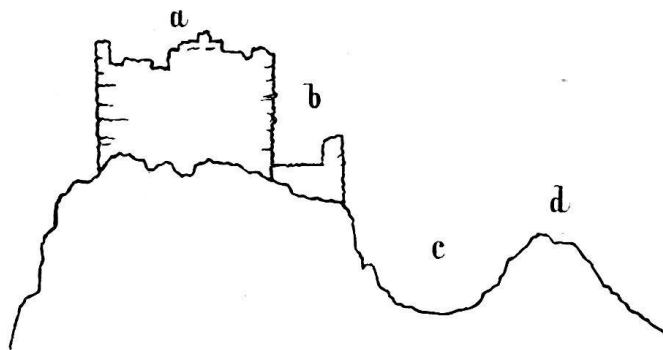
espace entre la tour et le fossé, d'où l'on pouvait défendre le passage de celui-ci avant de faire retraite dans la tour. Il y a quelquefois un vallum en dehors du fossé, mais quand celui-ci est taillé dans le roc ce retranchement extérieur n'existe pas. La plupart de ces tours sont bâties sur le bord d'un précipice et n'ont de fortifications que de trois côtés. La coupe normale et les chiffres du tableau suivant donneront une idée précise de ce genre d'édifice.

Quant aux tours rondes, dont nous citerons aussi une douzaine, elles ont toutes été bâties dans des sites analogues aux précédents, mais sur des roches en général encore plus étroites et escarpées. Toutes ont précédé l'érection des châteaux du moyen âge et leur ont parfois servi de noyau. A Reichenstein et au nouveau Falkenstein, elles sont restées isolées et séparées de constructions postérieures et qui sont cependant antérieures au 12^e siècle.

Ces tours rondes avaient des murs de passé 2 mètres d'épaisseur, ensorte qu'il restait à peine 2 à 3 mètre de vide ou de diamètre intérieur. Toutes avaient leur porte de 6 à 9 mètres audessus du sol et l'on n'y arrivait qu'avec une échelle. Une seule des tours carrées précédentes permet encore de reconnaître que sa porte était pareillement élevée. Quelques unes avaient une voute sur le rez de chaussée.

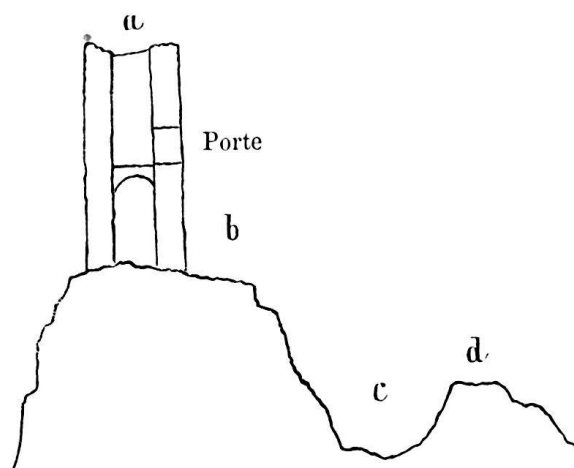
Toutes ces tours rondes, si étroites, sans fenêtré au rez de chaussée, à peine éclairées aux étages supérieurs, ont cependant été habitées avant la bâtisse des édifices plus spacieux qu'on y a adossés, plus ou moins tardivement. Toutes ont été fortifiées à part, comme les tours carrées, mais sans interturrium, parce que la place manquait ou que ce détail a été détruit par les constructions postérieures.

Partout dans les environs de ces deux espèces de tours on a retrouvé des monnaies romaines ou autres objets attestant qu'il y a eu une occupation militaire de ces positions généralement choisies avec soin et d'où la vue pouvait communiquer avec un plus ou moins grand nombre de postes pareils. Le tableau ci-joint avec la coupe normale enferme un nombre suffisant de ces tours pour qu'on puisse faire une étude pareille dans les contrées qui offrent le même fait. Si nous n'entrons pas dans des détails d'architecture, c'est parce qu'ils nous entraîneraient trop loin.



	Noms des localités.	Tour.	Inter-turrium	Fossé.	Vallum.	OBSERVATIONS.
	Tours carrées.	Mesure en mètres.				
1	Mont terrible	10.5	4 et 6	10	10	Près d'un camp avec monnaies rom. du 1 ^e au 4 ^e siècle.
2	Montgremay	15.	"	6	2	Même époque. L'interturrium compris avec la tour.
3	Outremont	18.	"	10	"	Même époque. Même observation.
4	Sturmerkœpfli	9.	0	6	"	Epoque romaine?
5	Wartenberg	12.	0	"	"	En beau romaine, avec château de diverses époques.
6	Même lieu	15.	5	6	"	Dans un camp dépendant du précédent.
7	Milandre	10.4	3	6	"	Près d'un camp romain, avec château du moyen âge.
8	Bännlisols	7.5	?	?	?	Trans-romaines.
9	Calabey	12 sur 10 5	?	?	?	idem.
10	Beridini	10.5	?	?	?	idem.
11	Aeschburg	10.	?	4	?	idem.
12	Kurisberg	15.	?	2 et 4	?	idem.
Les Nos. 2, 3, 11 et 12 n'avaient que des tours en bois.						

Les Nos. 2, 3, 11 et 12 n'avaient que des tours en bois.



		a	b	c	d	
Noms des localités.		Tour.	Inter-turrium	Fossé.	Vallum.	OBSERVATIONS.
Tours rondes.		Mesure en mètres.				
1	Wartenberg	6.	?	6	0	Sur la même montagne que les tours carrées Nos. 5 et 6.
2	Reichenstein	6.	"	6	0	Tour isolée , avant 9 ou 3 châteaux antérieurs au 12 siècle.
3	Byrseck	6.	"	"	"	Près d'un château du moyen âge.
4	Obercluse	6.9	"	"	"	Tour d'abord isolée, puis noyau d'un château du moyen âge.
5	Liebstein	6.	"	"	"	Même observation.
6	Zwingen	9.9	"	"	"	idem. Mais en plaine, au confluent de 2 rivières.
7	Ramstein	6.	"	"	"	idem.
8	Pleujouse	9.	"	"	"	idem.
9	Montrouhay	6.9	"	"	"	idem.
10	Erguel	9.3	"	"	"	idem.
11	Neu-Falckenstein	7.2	"	"	"	idem.
12	Beckbourg	7.	"	"	"	idem.
13	Bipp	7.	"	"	"	idem.

9

On peut consulter sur ce sujet: Golberg, antiquités d'Alsace, Haut-Rhin, pour une de ces petites tours rondes bâtie à côté des trois grandes tours d'Egisheim, qu'on attribue au 11^e siècle (1027); le Bulletin de la Société pour les monuments d'Alsace, année 1868, page 79, pour la tour de Königsberg. Voir le château de Martigny en Valais et tant d'autres en Suisse et en Alsace.

A. QUIQUEREZ.

33.

Sandale der Äbtissin Hildegard.

Zu den mittelalterlichen Merkwürdigkeiten, welche in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich zu sehen sind, gehört ein Paar Sandalen, die früher im Archive, später in der Bibliothek dieser Stadt aufbewahrt wurden, und zuletzt von dieser an die eben genannte Sammlung übergingen. Ältere schriftliche Zeugnisse über die Herkunft dieser Curiosa sind keine vorhanden, allein die Tradition bezeichnet sie seit jeher als Kleidungsstücke der Prinzessin Hildegard,¹⁾ einer Tochter Ludwigs des Deutschen, welche dem von ihrem Vater in Zürich gegründeten, den Heiligen Felix und Regula geweihten Kloster vom Jahre 853—859 als erste Aebtissin vorstand.²⁾

Diese Sandalen (siehe die Abbildung auf Taf. IX Fig. 1) sind von vorzüglicher Arbeit, das Oberleder (Schafleder), welches die Ferse und den obern Theil des Fusses umschliesst, besteht aus einem einzigen Stück mit Ausnahme der beiden vordersten Lappen, welche an das Oberleder angenäht sind. Alle sieben Lappen sind am Ende mit Oeffnungen versehen zum Durchziehen von Schnüren, womit der Schuh an den Fuss festgebunden wurde. Ehe das röthlich gefärbte Leder für den Schuh zugeschnitten wurde, erhielt es auf der Aussenseite durch Pressung eine Verzierung von verschlungenen Linien und Kreisen belebt durch Tupfen von Gold, welche wie bei alten illuminirten Manuscripten durch Aufdrücken von Blattgold entstanden sind. Der Schuh ist inwendig mit gelbgrüner Seide gefüttert. Die Lappen sind mit einem Streifen von rother Seide eingefasst, auf der Aussenseite aber ist ein leinenes gemustertes Band aufgenäht.

Die Sohle, die durch Alter sehr mürbe geworden ist, besteht aus dünnem, starkem Leder und hat keinen Absatz.

Diese Schuhe sind augenscheinlich lange getragen worden, aber wie die Abnutzung der Sohlen zeigt, nur auf den glatten Böden der Kirche und der Kloster Räume. Sie sind nicht nach dem Fusse geschnitten, sondern können gewechselt werden. Aus ihrer Länge, circa 27 Cm. und Breite 9,5 Cm. könnte man schliessen, dass sie einer sehr grossen Person angehört hatten. Diess ist übrigens keineswegs der Fall. Die Art der Abtragung und der Aufbiegung der vom Fusse nicht be-

¹⁾ So liest man in der Reisebeschreibung, betitelt: Voyage de Suisse; relation en douze lettres écrites par les Sieurs Reboulet et Labruné, La Haye, 1686 p. 138. — A la bibliothèque de la ville on voit jusqu'aux pantoufles de Hildegard.

²⁾ Der Geschichte dieser Abtei ist der achte Band unserer Mittheilungen gewidmet.

rührten Theile der Sohle zeigen vielmehr deutlich, dass die Schuhe viel zu weit waren und einen Fuss von mittlerer Grösse bekleideten.

Gerbert in seinen Reisen durch Alemannien etc. (Deutsche Ausg. S. 247), theilt die Beschreibung und Abbildung ähnlicher in der Hauptkirche zu Reichenau aufbewahrter Sandalen mit, die von dem dort begrabenen († 802) Bischof von Verona, Egino, herkommen. „Diese Pantoffeln“ sagt er, „sind von tausend Jahren her noch ganz unversehrt, wie wir sie selbst mit eigenen Augen gesehen und haben abzeichnen lassen. Sie bestehen aus einem einzigen Stück Leder, ohne erhöhte Absätze, welche wir unter den Fersen tragen: an diesen aber ist alles eben, und das Leder weich, so dass die spitzigen Steinlein allenthalben hätten hineindringen können, wenn sie zu einem andern Gebrauch als in dem Haus oder in der Kirche, welches wahrscheinlicher ist, wären angethan worden.“ (S. Taf. IX., Fig. 2.)

Aehnliche Sandalen, welche dem h. Germanus, erstem Abte von Moutiers-Grand-Val († 677) zugeschrieben, und gegenwärtig nebst andern Reliquien in der Kirche zu Delémont aufbewahrt werden, hat Herr A. Quiquerez in dem Bulletin de la Société pour la conservation des Monuments historiques d'Alsace bekannt gemacht. (S. Taf. IX., Fig. 3.)

Auch die Revue de l'art chrétien vom J. 1862—63 enthält interessante Artikel von M. Ch. de Linas über früh mittelalterliche Sandalen.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie in Beziehung auf Costum im Allgemeinen, so auch mit Rücksicht auf Fussbekleidung die carolingische Zeit sich an die römische anschliesst. Die reich verzierten Crepida und Sandalia der Römer waren am obern Rande mit Oesen (ansæ) versehen, durch welche die Bindriemen gezogen wurden. Verschiedene Arten derselben sind abgebildet (Seite 66) in dem Kataloge der von Herrn Roach Smith auf dem Boden der Stadt London und der Themse gesammelten römischen Alterthümer. In der carolingischen und angelsächsischen Periode wurden mit Beibehaltung der ansæ sehr kostbare Schuhe verfertigt, die jedoch nicht mit den calcei fenestrati, ocellati, laqueati etc. der spätern Zeit zu vergleichen sind. Man liest da von Sandalia pretiosa cum imaginibus Regum in rotellis cum flosculis de perlis Indici coloris et leopardis de perlis albis.

Dr. F. KELLER.

Bücherschau

des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

Grangier, Mons. le professeur, Nouvelles étrennes fribourgeoises 1870. Archéologie: 1) Récentes découvertes dans les emplacements lacustres d'Estavayer.

——— 2) Des vêtements des différentes races lacustres.

Raffieux, Mons. le directeur. 3) Etablissement romain à Nonan.

INHALTSVERZEICHNISS

zu

„BERICHTE DER ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT IN ZÜRICH.“ 1868.

und

„ANZEIGER FÜR SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE“. I. JAHRGANG 1869.

Bearbeitet von

Dr. G E S S N E R.

(B. = Berichte. A. = Anzeiger. P. = in den Protokollen, nicht in eigenen Artikeln behandelt.)

1. Vorgeschichtliches und Pfahlbauten.

Keller, Dr. F., Gegenstände aus dem Pfahlbau von Estavayer, Cant. Freiburg. A. 1.

Quiquerez, A., Pierres dites de St.-Germain de Grandval. A. 2.

Gemsch, D. C., die Heidenhäuschen auf Illgau, Cant. Schwyz. A. 11.

Keller, Dr. F., die Heidenhüttchen im Mühlenbachthal, Cant. Glarus. A. 15.

——— über den Einbaum. A. 33. P. 69.

P. A. H. Der St. Meinrads-Stein im Grüth, Cant. Zug. A. 75.

2. Keltisches.

Keller, Dr. F., über keltische Refugien. B. P. 7.

——— eherne Lanzenspitze. B. 14.

——— Thongefäss aus Felsberg. B. 15.

——— Gallo-römischer Grabhügel zu Ellikon a./Thur. B. 39.

——— Zwei Erdwerke unbekannter Bestimmung. B. P. 55.

Thomann, C., die gallischen Mauern (Divona Cadurcorum). B. 67.

Keller, Dr. F., Auffindung eines Grabhügels in der Nähe von Wallisellen. B. P. 70.

——— Mittheilung der Forschungen Nicard's über die Nachrichten der Alten, betreffend die Beschuhung und Besohlung der Pferde. B. P. 71.

——— Refugium unweit Mühlheim, Ct. Thurgau. Mittheilung des Herrn Decan Pupikofer. A. 3.

Chavannes, S., pasteur à Bex, notice sur une hache en bronze, trouvée sur le col des Mosses. A. 36.

3. Römisches.

Bursian, Prof. C., Erzgefäss aus Avenches. B. 16.

Keller, Dr. F., Ueberreste des römischen Castells auf dem Lindenhof. B. 21.

Bursian, Prof. C., Silberner Ring aus Baden. B. 22.

Keller, Dr. F., über die bei Windisch gemachten Ausgrabungen. B. P. 50.

Köchly, Prof., über die neusten Forschungen betreffend Cäsars gallischen Krieg. B. P. 51.

Keller, Dr. F., und C. Bursian, Römische Inschrift, gefunden in Zürich. B. 65.

——— Römische Reste, in Zürich entdeckt Juni und Juli 1868. B. 69.

Bursian, Prof. C., Mittheilung des Herrn Fürsprecher Amiet einer bei Lengnau, Ct. Bern, aufgefundenen Inschrift. B. P. 78.

Keller, Dr. F., und Bursian, C., Prof., römischer Goldschmuck, gefunden in Zürich. B. 87.

——— Ausgrabung auf St. Peters Hofstatt, Zürich. B. 90.

Raffieux, Explications pour accompagner la carte de la Suisse sous la domination romaine. A. 4.

Caspari, Mosaïque des lutteurs, découverte à Avenches en Novembre 1868, aux Conches-Dessus à gauche de la route des Combes. A. 6.

Keller, Dr. F., Säule bei Dachslern. A. 7.

Grangier, L., des traces d'habitations romaines dans le canton de Fribourg et spécialement sur les rives fribourgeoises du lac de Neuchâtel. A. 39.

- Bursian, Prof. C., Wasserleitung zu Aventicum. A. P. 66.
 Wyss, Bernhard, Lehrer in Solothurn, römische Trümmer bei Bonigen, Ct. Solothurn. A. 73.
 Quiquerez, A., Camp et tour d'observation dans la vallée de Laufon. A. 74.
 Bursian, Prof. C., römisch-barbarische Bronze-Statuetten aus der Schweiz und Ober-Italien. A. 36.
 ——— über den Silberfund in Hildesheim. B. P. 83. A. P. 69.
 Gsell-Fels, Dr., über die neuen Ausgrabungen auf dem Palatin. A. P. 70.
 Quiquerez, A., Plans et profils de quelques emplacements de tours du Jura bernois. A. 107.

4. Alemannisches.

- Keller, Dr. F., Alemannische Waffen, A. 41.
 Wartmann, Dr. H., Alemannische Gräber in Rorschach. A. 74.

5. Mittelalterliches.

- Hotz, Dr., Staatsarchivar, Beiträge zur Geschichte des Propstes Frey am Grossmünsterstift. B. P. 7.
 Ettmüller, Naturmythus in dem Gedichte „Eggen Ausfahrt.“ B. P. 8.
 Fritzsche, Prof., über Roswitha und Conrad Celtes. B. P. 9.
 Meyer v. Knonau, Dr., Drei Schriftwerke des spätern Mittelalters. B. P. 11.
 Nüscher, A., Chronologische Schilderung der Alterthümer der Stadt Zürich. B. P. 12. 17.
 Rahn, Dr. R., Ravenna. B. P. 27, 29.
 Vögeli, H. H., Prof., Ueber die älteste Geschichte des Landes Wallis. B. P. 30.
 Wyss, G. v., Prof., Ueber die Geschichte des ersten burgundischen Reiches. B. P. 31.
 Nüscher, A., die Burgen am Hasenberg, Canton Aargau. B. 40.
 Kinkel, Prof., die Bauwerke der Insel Reichenau und die Baugeschichte des Domes von Constanz.
 B. P. 58.
 ——— Einzelne Kunstwerke im Dom von Constanz und die Richentalsche Conciliumschonik.
 B. P. 63.
 Rahn, Dr. R., über spätmittelalterliche Grabplatten, mit eingravirten Zeichnungen. B. P. 61.
 Meyer v. Knonau, Dr., die Bedeutung des Cardinal Cusanus für die schweizer. Geschichte. B. P. 62.
 Keller, Dr. F., über die s. g. Schalltöpfe. B. P. 72.
 Nüscher, A., die Burgen Silinen (Uri), Berfiden und Küssnach (Schwyz), Wildenburg (Zug). B. P. 77.
 Hotz, Dr., Staatsarchivar, Einiges im ersten Artikel der Capitula Remedii Episcopi Curiensis Enthaltene, über Basilia und Robur. B. P. 80, 87.
 Rahn, Dr. R., das Dominicanerinnen-Kloster im Oetenbach. B. P. 85.
 Bursian, Prof. C., Elfenbeinrund der antiquarischen Sammlung in Zürich. A. 8.
 Nüscher, A., die Letzinen oder Landwehren. A. 20.
 Meyer, Dr. H., der Ueberlinger Bracteatenfund 1869. A. 22.
 Rahn, Dr. R., Von dem Chor der Oetenbacherkirche. A. 26.
 Haller, E., Pfarrvicar zu Rein, Schalltöpfe. A. 31.
 Walder, K. H., Pfr. Kohlen und Asche in Gräbern. A. 32.
 Keller, Dr. F., der Münzfund zu Wolsen, Ct. Zürich. A. 45.
 Meyer, Dr. H., Bericht über antike und mittelalterliche Münzen. B. 97.
 Lasius, Prof., über die italienische Gothik. A. P. 66, 84.
 P. A. H. Der St. Meinrads-Stein im Grüth, Kanton Zug. A. 75.
 Bilder von St. Jakob dem ältern. A. 76.
 Meyer, Dr. H., Bracteatenfund zu Wolsen, Ct. Zürich. A. 77.
 Keller, Dr. F., Inschrift zu Königsfelden im Aargau. A. 81.
 Zeller, H., Ueber einen Grabstein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. A. 82.
 Rahn, Dr. R., Hölzerner Trog mit Schnitzwerk. A. 83.
 Meyer v. Knonau, Dr., Besuch des Odilienberges im Elsass, und Schilderung der antiquarisch und kunstgeschichtlich merkwürdigen Monumente desselben. A. P. 88.
 Keller, Dr. F., Die Erdwerke bei Egelshofen und Dettighofen. B. 34.
 ——— Sandale der Äbtissin Hildegard. A. 110.

6. Neuere und Verschiedenes.

- Kinkel, Dr.**, Sammlungen in Florenz. B. P. 5.
- Behn-Eschenburg, Prof.**, Proben aus den Canterbury Tales des Dichters Geoffrey Chaucer. B. P. 10, 57.
- Tobler, W.**, Geschichte der Erwerbung des Bürgerrechts der Stadt Zürich. B. P. 25.
- Volkmar, Prof.**, Ueber die Apokalypse des Baruch. B. P. 26.
- Scheuchzer, A.**, a. Stadtrath, über ägyptische Chronologie vom 17. bis 15. Jahrhundert v. Ch. B. P. 31.
- Meyer v. Knonau, Dr.**, Die eidg. Abschiede aus dem Zeitraum von 1744—1777. B. P. 33. 51.
- Bursian, C.**, Prof., Zwei etruskische Aschencisten. B. 36.
- Hotz, Staatsarchivar, Dr.**, Ueber das Accommodationsgesetz. B. P. 45, 48, 91.
- Kinkel, Dr.**, Ueber oberitalische Alterthüermuseen in offenen Hallen. B. P. 50.
- Vögeli, H. H.**, Ueber das Erz im Handel des ägyptisch-assyrischen Völkerkreises. B. P. 76.
- Bursian, Prof. C.**, Die Xoana der Griechen. B. P. 79.
- Kinkel, Prof.**, Mittheilung über das Museo Lapidario o Archeologico in der Brera in Mailand. B. P. 82.
- Meyer v. Knonau, Dr.**, Die Verhältnisse des Anführers der im Februar 1798 in der Waadt stehenden Invasionstruppen, des Divisionsgenerals Brune. B. P. 84.
- Meyer v. Knonau, Dr.**, Die Veränderungen der schweizerischen Landkarte 1798 - 1815. B. P. 60.
- Rahn, Dr. R.**, Ueber schweizer. Glasgemälde. A. 50, 93.
- Schrader, Prof.**, Ueber die Keilinschriften der in der Sammlung befindlichen assyrischen Denkmäler. A. P. 64.
- Kinkel, Dr.**, Ueber die Geschichte der Vasenmalerei bei den Griechen. A. P. 65.
- Calmborg, Dr.**, die Sage vom wüthenden oder wilden Heere. A. P. 67.
- Volkmar, Prof.**, Beitrag zur Geographie Palästina's. A. P. 85.
- Schneider, Oberrichter, Dr.**, über den Aufstand im Ct. Zürich von 1646 und die Quellen zur Geschichte desselben. A. P. 85.
- Gsell-Fels, Dr.**, Mittheilungen, betreffend die neusten Forschungen über die Katakomben in Rom. A. P. 86.
- Kinkel, Prof.**, Ueber das Mausoleum zu Halikarnassus. A. P. 91.



Fünfundzwanzigster Jahresbericht
über die Verrichtungen
der Antiquarischen Gesellschaft
(der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer)
in Zürich.

Vom 1. December 1868 bis 30. November 1869.

Ueber die Rubriken

1. Mitglieder¹⁾, — II. Versammlungen²⁾, — III. Vorträge, — IV. Vor-
weisungen, — V. Berichte

beziehen wir uns auf die in diesem „Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde“ 1869. (p. 64 — 71, 84—92) abgedruckten Sitzungsprotokolle, deren Schluss bis zum Ende des Berichtsjahres wegen Raummangels allerdings in Heft I. des Anzeigers von 1870 hinüber verwiesen werden musste.

VI. Unternehmungen.

a. Litterarische Unternehmungen.

Im Berichtsjahre erschienen:

- 1) Heft 3. von Abtheilung I. des 16. Bandes der Mittheilungen: *Aventicum Helvetiorum*. Drittes Heft, von Professor Dr. C. Bursian.
- 2) Heft 4. von Abtheilung I. des 16. Bandes: *Aventicum Helvetiorum*. Viertes Heft, von Professor Dr. C. Bursian.

¹⁾ Neben den o. p. 71 genannten sieben sind noch drei weitere ordentliche Mitglieder aufgenommen worden, nämlich:

- 1) Professor *Dr. Benndorf*.
- 2) Professor *Dr. A. Hug*.
- 3) Kaufmann *W. Butte*.

Leider verliess der um die Gesellschaft in jeder Beziehung so hoch verdiente Herr Professor *Bursian* Zürich im Laufe dieses Berichtsjahres, um einem Rufe nach Jena zu folgen. Doch haben wir schon seit seinem Weggehen wieder deutliche Zeichen erhalten, dass er, so weit es ihm möglich ist, auch ferner der Gesellschaft nützlich zu sein bestrebt ist.

²⁾ 25 Wintersitzungen (auf dem Weggen), 7 Sommerzusammenkünfte (im Palmhof, Oberstrass), ausserdem am 2. Januar das Jahresfest und am 30. Januar „praktische Mittheilungen“ (i. e. ein von Freundeshand aus Graubünden eingesandtes Exemplar *Sus scrofa palustris*). Die Sitzungsprotokolle der 3 letzten Sommerzusammenkünfte und der 7 Wintersitzungen vom 16. October an folgen im nächsten Hefte des Anzeigers.

- 3) Heft 2. von Abtheilung II. des 16. Bandes (zugleich als XXXIII. Neujahrsblatt, für 1869): Geschichte der Burgfeste Kyburg, von J. A. Pupikofer.
 4) Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde (als Fortsetzung der „Berichte der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“): erster Jahrgang (vier Hefte).

Die drei ersten Publicationen (bei S. Höhr in Zürich in Commission) sind, wie alle früheren, von den Mitgliedern der Gesellschaft mit 30 % Rabatt zu beziehen. Der Preis der vierten Publication, in Commission bei J. Herzog in Zürich, ist 2 Fr. 20 Ct.

Nahe bevorstehend ist die Vollendung nachstehender Publicationen:

Heft 5. von Abtheilung I. des 16. Bandes: *Aventicum Helvetiorum*. Fünftes Heft (enthaltend Mosaikböden), von Professor Dr. C. Bursian.

Heft 4. von Abtheilung II. des 16. Bandes (zugleich als XXXIV. Neujahrsblatt für 1870): Beschreibung der Burg Kyburg, von Professor Kinkel und Oberst Pfau.

In Vorbereitung sind zwei weitere Lieferungen der Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz, und zwar Fortsetzungen über die Glasgemälde von Kloster Königsfelden. Für die erste Nummer des Anzeigers von 1870 liegt das Material bereit.

In Königsfelden wurden durch Herrn Pfyffer von Luzern architektonische Frescomalereien im Chor der Kirche gezeichnet. Herr Glasmaler Kreuzer copirte daselbst die verschiedenen Muster der Grisailfenster.

b. Ausgrabungen.

Zu Unternehmungen dieser Art ergab sich in diesem Berichtsjahre keine Veranlassung.

VII. Sammlungen.

Die verschiedenen Sammlungen der Gesellschaft sind von den Herren Conservatoren derselben auch in diesem Jahre wieder in vortrefflichster Weise besorgt worden.

1. Geräthschaften u. s. f.

Herr **Escher-Züblin**, der in nicht genug zu verdankender Weise der Gesellschaft auch in diesem Jahre wieder seine Zeit als Conservator der Sammlungen widmete, hat aus dem von ihm geführten Eingangsbuche folgenden Bericht über die Vermehrung der Sammlungen zusammengestellt:

A. Geschenke.

α) Pfahlbauten, Keltisches. 1. Kornquetscher, ganze und zerschlagene Steinmeissel, ird. Spindelwirtel, Topfscherbe mit Verzierung, 1 Rehgeweih, Instrumente aus Knochen (Herr Stiftungsverwalter Ullersberger in Ueberlingen); 1 Bronzenadel mit verziertem Kopf aus dem Torfmoor zu Wangen, Kt. Zürich (Hr. Hch. Zeller); Verschiedene bearbeitete Feuersteinstücke, ähnliche von kieselhaltigem Mineral aus Yorkshire und Norfolk (Sir Lubbock in London); 1 Hundschädel mit Unterkinnlade v. Wangen Untersee (Hrn. Löhle); Knochen und Hirschgeweihresten aus dem Pfahlbau bei Riedikon (Hr. Homberger); 2 Bronzeringe aus einem Grabe bei Mettmestetten (Hr. Messerschmid Huber);

1 Zettelstrecker von Thon	} unbestimmte Fundorte.
1 Steinmeissel,	
1 eis. Gertel,	
1 Bronzeverzierung	

β) Römisches und Griechisches. 2 römische Meissel aus den Ausgrabungen am Oetenbach (Hr. Director Wegmann); 1 kleineres irdenes Gefäß, einhenkelig, mit 1 Ausgussröhrchen aus Sorrento (Hr. Dr. Gustav Schoch); 2 Schlüssel, 1 Schlossriegel, 1 Angel mit 3 Haken, 1 eiserner Dorn, 1 Bronzestäbchen, 1 durchbohrtes Scheibchen von Serpentin, Thonscherben, aus Riedikon am Greifensee (Herr Präsident Homberger); 1 kleines korinthisches Thongefäß (Hr. Professor Bursian).

γ) Alemannisches. 1 Schwert, 1 Scramasax, 1 Messerfragment, 1 Bronzeschnalle für Schwertgehänge, 1 Fragment eines menschl. Schädels, 1 Schweinschädel von Langenmoos bei Ossingen (Hr. Hch. Zeller).

δ) Mittelalterliches und Neueres. Handzeichnung einer irdenen Schaale (Tells Schuss vorstellend) in der Sammlung des Grafen Sozzi in Bergamo (Hr. Siber-Gysi), 1 eiserne Pfeilspitze, Bruchstücke von gläs. Bechern (Hr. Stiftungsverwalter Ullersberger in Ueberlingen), 1 Schälchen von Eichenholz mit eisernem Beschläge aus einem Weiher zu Unter-Wetzikon (Hr. Präsident Gubelmann), 3 Photographien von Schränken mit geschnittener und eingelegter Arbeit in Oberhofen bei Thun (Herr Dr. Ed. Muralt in Bern), 1 Sculptur (kleiner weiblicher Kopf darstellend),

aus Sandstein, in den Ruinen im Gosten bei Unterterzen (Hr. Sensal Pestalozzi), 1 gestickter Teppich mit 2 Wappen 1680 (Frau Schnyder von Wartensee), 11 notarialische Urkunden auf Pergament (Hr. Landschreiber Hasler in Wald).

B. Ankäufe.

α) Pfahlbauten und Keltisches. 1 unvollendetes Hammerbeil von Hirschhorn mit angefangenem Bohrloch, Robenhausen, 1 Schaaenstein aus Sernfconglomerat, von Hegsrüti (Hr. J. Messikomer), Fragmente von verzierten Armspangen von Bronze, aus einem Grabhügel bei Toussen, 14 Bronzeringe, 4 sphaerische Knöpfe mit durchbrochenem Rande, 1 rautenförmiges Ornament mit Oese, 1 kleines Glöcklein von Bronze, 2 Fragmente von Bronzegefässen, 1 Schaaenstein, Fundort unbestimmt.

β) Römisches. 2 Schlüssel, 1 kleiner Meissel, 1 Ziehmesser, Nägel und andere Eisenwaare, Topfscherben, 1 Bronzegusszapfen — Riedikon am Greifensee. 1 länglichrunder Knopf aus Bronze mit Bügel aus einem Steinbruche bei Dielsdorf, 1 Thongefäss mit langem Hals und 1 Henkel aus rother Erde, 1 Fragment eines Gefässes von terra sigillata; unbekannter Fundort.

γ) Alemannisches. 2 Scramasax, 2 Lanzen spitzen, 1 Phalera von dünnem Silberblech mit Einfassung von Bronze, im Reussthal, 1 Scramasax, 1 Messerklinge von Sirnach.

δ) Mittelalterliches und Neueres. 1 Helebarde nur mit 1 Schafttring, Rorbas, 1 Grabstein aus der Kirche in Mettmestetten. —

2. Münzen.

Dem Herrn Director des Münzcabinets, Dr. **H. Meyer-Ochsner**, danken wir folgenden Bericht:

A. Griechische und römische Münzen.

1. Fünf kleine griechische Silbermünzen aus einem grossen Funde, der im J. 1868 in der Umgegend von Marseille gemacht wurde, und die ältesten Münzsorten von Massilia, und der kleinasiatischen Städte Phocaea, Cyzicus, Lesbos und anderer enthält. Alle haben auf der Rückseite nur das incusum, noch kein geprägtes Bild. Auf der Vorderseite ist meist der Kopf eines Löwen oder Stieres, seltener der Kopf eines Gottes dargestellt.

2. Zwei Silbermünzen (quinare) des Kaisers Justinus und eine Bronzemünze des Kaisers Gallienus aus der Münzstätte von Alexandrien in Aegypten wurden vom Grafen Bernhard aus Schlesien geschenkt.

3. Eine römische Münze in Grosserz des Kaisers Hadrianus, gefunden bei der Betbur zu Affoltern, und eine Kupfermünze des Kaisers Caracalla, gefunden im Torfland zu Aeugst — wurden von Herrn A. Nüscheler geschenkt.

4. Zwei Kupfermünzen der Kaiser Philippus und Gallienus, gefunden bei Riedikon, Gem. Uster, wurden geschenkt von Herrn Präsidenten Homberger, und eine Kupfermünze des K. Tetricus, vom gleichen Fundort, wurden von Herrn Präsidenten Dietrich geschenkt.

5. Zwei Silbermünzen der Kaiser Hadrian und Gordianus Pius, gefunden zu Lunnern an der Reuss, wurden vom Finder gekauft.

6. Eine Kupfermünze des K. Tetricus, gefunden im römischen Kastell zu Irgenhausen am Pfäffikersee und eine Kupfermünze des Marcus Agrippa, gefunden zu Windisch, wurden von Hr. Dr. Keller geschenkt.

7. Eine Kupfermünze des K. Constans, gefunden bei Schuls im Unter-Engadin, geschenkt von Herrn Rottmeyer-Nüscheler.

B. Mittelalterliche Münzen.

1. Ein Solidus des Kaiser Otto, geschlagen zu Mailand, wurde vom Grafen Bernhard geschenkt.

2. Die Sammlung schweizerischer Bracteaten, einer Münzsorte, die im 13. und 14. Jahrhundert von Abteien, Bischöfen, Städten und weltlichen Fürsten geschlagen wurde, konnte in diesem Jahre in ausserordentlicher Weise vermehrt werden.

Es wurden nämlich aus dem grossen Funde zu Wolsen bei Obfelden (Bez. Affoltern) 3500 Stücke angekauft und ausserdem wurden noch etwa 60 Stücke von Herrn Pfarrer Esslinger, Statthalter Stähli, Rechenschreiber Nüscheler geschenkt.

Diese Münzen stammen grossentheils von der Abtei Zürich, zum kleinern Theile aber von Zofingen, Bern, Solothurn, Schaffhausen, Basel, St. Gallen, Laufenburg, Einsiedeln. Einige sind unbekannt.

3. Aus dem Bracteatenfund zu Ueberlingen am Bodensee wurden 28 sehr schön erhaltene Exemplare gekauft, nämlich St. Galler, Constanzer, Lindauer, Ueberlinger und Ravensburger.

4. Eine silberne Medaille des Stiftes Bero Münster, K. Luzern, wurde von Herrn Apotheker Spiller von Frauenfeld geschenkt.

Endlich wurden von Herrn Meili, Kaufmann zu Tiflis in Persien, mehr als 160 Stanolabdrücke von Sassanidenmünzen aus der berühmten Sammlung des General Bartholomei, geschenkt.

3. Bibliothek.

Herr Dr. Gessner, der die Bibliothek mit unverminderter Sorgfalt verwaltete, gab aus dem Eingangsbuche nachstehendes Verzeichniss der *Geschenke*:

Geschenke.

Von den HH. Verfassern oder Herausgebern:

Aus der Schweiz:

- Fr. Bürkli: Zürich. Kalender von 1870.
 Prof. Ettmüller: Altnordischer Sagenschatz.
 Prof. von Fellenberg: Analysen einiger Nephrite aus Turkistan.
 Domherr Fiala: Das St. Ursuspanner.
 Lehrer L. Frei: Ueber Zeitrechnung.
 Prof. Galiffe: Genève historique et archéologique.
 Staatsarchivar Dr. Hotz: Historisch-juristische Beiträge zur Geschichte der Stadt Winterthur.
 Dr. H. Meyer: Jakob Stampfer, Neujahrsblatt des Waisenhauses.
 Decan Pupikofer: Thurgauische Beiträge, Heft X.
 Dr. R. Rahn: Ravenna. Eine kunstgeschichtliche Studie.
 F. Seguin: Les principaux types des monnaies russes au moyen âge.
 Derselbe: Les différentes formes des aigles sur les monnaies russes.
 Pfarrer Vögelin: Die Aufhebung des Klosters Rüti.

Aus dem Auslande:

Professor Finlay: *Παρατηρήσεις ἐπὶ τῆς ἐν Ἑλβετίᾳ καὶ Ἑλλάδι προϊστορικῆς ἀρχαιολογίας.*

Comte Franchi-Verney: Decriz. degli stemmi delle principali città del regno d'Italia.

Fürst Karl von Hohenlohe-Waldenburg: Ueber den Gebrauch der Helmzierden im Mittelalter.

Derselbe: Mittelalterliche Kleinodien des Hohenlohe'schen Gesammthauses.

Παῦλος Λάμπρος: Κατάλ. τῆς ἀρχ. νομισμ. τῶν νήσων Κερκύρας Λευκάδος κτλ.

Th. Rupp: Die kurzen Griffe der Bronzeschwerter.

Chev. de Silva: Mém. de l'arch. sur la signification des signes qu'on voit sur les anc. mon. du Portugal.

C. F. Trachsel: Catal. des monn. polon. compos. le cabinet num. du Prince Radziwill.

Von Anderen:

- Von Herrn Dr. Brügger: Compendio stor. della valle Mesolcina.
 Von Herrn Professor Bursian: Wieseler, der Hildesheim'sche Silberfund. 1. Abth.
 Von Herrn Architekt Dammert: Schütz, zur Kenntniss des Torfschweines.
 Von Herrn Dr. Keller: Lübke, Kunsthistorische Studien.
 Von demselben: Sépult. ant. à Vlasnes.
 Von Herrn Jul. Meili: 1 geographische und Routen-Karte v. Tscherkessien, 1 neupersisches Manuscript auf Baumwollpapier.
 Von Herrn Meyer-Näf: Galiffe, Genève hist. et archéol.
 Von Herrn Dr. Staub: Guide de la ville de Florence.

4. Siegel.

In der Person des Gesellschaftsmitgliedes, Herrn Kaufmann Heinrich Zeller, ist ein sachverständiger Conservator dieser Sammlung gewonnen worden.

VIII. Oekonomie.

Herr Kriegskommissär Oberst Haab hat dem Rechnungswesen der Gesellschaft abermals mit gewohnter Sorgfalt vorgestanden. Die h. Regierung und der l. Stadtrath erfreuten uns durch die äusserst verdankenswerthen Beisteuern von 1000 Fr. und 450 Fr.

Zürich, 1. December 1869.

Im Namen der Antiquarischen Gesellschaft.

Der Actuar:

Dr. Gerold Meyer von Knonau.

